Vierzig Jahre

von

Karl von Holtei.

Vierter Band.

„Viel lieber, was Ihr Euch unsittlich nennt,
Als was ich mir unedel nennen müßte!"

Goethe, im Tasso.

Berlin, 1844.
Buchhandlung des Berliner Lesecabinets.

115. D.

Vierzig Jahre.

Wohin sie will, muß sie Zerbin begleiten,
Auf ödem, rauhen Pfad, nach seiner Pflicht;
Und mögen sie bergauf, thalnieder reiten,
Sie sehen sich nicht an und sprechen nicht.
Doch als nach Mittag an des Himmels Weiten
Die Sonne niedersteigt, da unterbricht
Ein Ritter sie in ihrem stillen Gange.
Was folgte, wird erzählt im nächsten Sange.

Ludovico Ariosto's „Rasender Roland", übers. v. J. D. Gries. 3ter Th. 20ster Ges. Nr. 144.

Genug der Literatur! Das Leben will wieder heran!

Da wär' ich denn vor einem Graben. Soll ich ihn umgehen? Fein säuberlich einen Umweg machen? Oder soll ich springen, auf gut Glück, und auf die Gefahr, bis über die Kniee im Sumpfe zu versinken, wenn der Sprung mißlingt?

An Muth fehlt mir's nicht; das hab' ich in den beiden ersten Bänden bewiesen. Aber man wird so irre gemacht; von allen Seiten dringen

Warnungen, Mahnungen, Belehrungen ein, und so geht zuletzt die Unbefangenheit verloren, die meines Erachtens in diesem Falle das Wichtigste bleibt, und das Beste. Ein Freund u. A. schreibt mir *): ich bitte Dich, suche die Linie herauszu-

*) Ich kann mir's bei allen Aufforderungen meines Verlegers, den Raum zu sparen, doch nicht versagen, hier eine längere Stelle aus jenem Schreiben mitzutheilen. „Ich muß Dich vor allen Dingen auf den gewaltigen Unterschied zwischen Deinem ersten und dem zweiten Bande aufmerksam machen. Hunderte vielleicht empfinden das, aber keiner sagt es Dir. Der erste Band hat mich unendlich angezogen, der zweite hat mich abgestoßen. In jenem finde ich den Ton so liebenswürdig, das Hervorheben der wesentlichen Momente so glücklich, und die Darstellung wie den Ausdruck so reizend, daß ich es als eine Verrätherei wider Dich selbst und die Sache bezeichnen müßte, wenn Du bei weiterer Fortsetzung des Buches, entweder einer mißverstand'nen Theorie, oder einer verdrossenen Stimmung so viel Macht über Dein offenbares Talent, etwas Vortreffliches zu schreiben, einräumtest, als sie leider im zweiten Bande schon darauf ausgeübt haben. Zu Gunsten des ernsten Zweckes, den Du im Vorworte aussprichst, bitte ich Dich zu bedenken, daß, im ächten Verstande, Poesie das einzig wahrhafte Medium für die Nacktheit öffentlicher Selbstbekenntnisse ist. Aus diesem Grunde ist die tiefe Einsicht der Aufschrift: „Dichtung und Wahrheit" so vielfach bewundert worden. Natürlich ist unter Dichtung nicht Erdichtung zu verstehen. Dein erster Band ist viel wahrhafter, als der zweite, weil er, alle andere Vorzüge abgerechnet, viel poetischer ist." —

fühlen, an welcher die Hingebung aufhört und die Prostitution anfängt; diese Linie hast Du nach meiner Meinung im 2ten Bande mehrmals überschritten.“ — *)

Soll ich mein aufrichtiges Glaubensbekenntniß ablegen, so läuft dies darauf hinaus, daß vernünftiger Weise kein Mensch anstehen dürfte, zu erzählen, was er gethan und begangen, weil er ja doch keinen Anstand nahm, es zu thun; und daß, wenn alle Menschen aufrichtig wären, und nicht besser scheinen wollten, als sie sind, alle Menschen überhaupt besser sein würden. So lange dies aber nicht nur nicht der Fall, sondern die Mehrzahl der gebildeten Menschen, vorzüglich der tugendhaften, moralischen, frommen, hochgeachteten aus Heuchlern zusammengesetzt ist, so lange freilich wird derjenige, der sich giebt, wie er ist, sich häufig prostituiren.

Wie denn aber dann, wenn bei künftiger Fort-

*) Ich habe meinem geistreichen Freunde hierauf nichts anders zu antworten gewußt, als daß ich fürchten müsse, den Ton des ersten Bandes, bei den nachfolgenden Bänden immer mehr zu verlieren; aus dem ganz einfachen Grunde, weil nichts Poetischeres im späteren Leben vorkommt, als die Kindheit gewesen, sei sie noch so unvollkommen beschrieben.

dauer nach dem Erdentode, — die ich mir trotz aller rationellen Einwürfe, ohne Rückerinnerung an unser menschliches Leben und Treiben eben so wenig denken kann, als eine gotteslästerliche Marter-Höllen-Anstalt mit Heulen und ewigem Zähnklappen; — jene Hölle hauptsächlich darin bestünde, daß kein Flor, keine Seide, kein Sammet und Tuch, kein Band und kein Stern mehr im Stande wäre zu verbergen, was man hienieden höchst sorgfältig und glücklich verborgen gehalten? Wenn die körperliche Durchsichtigkeit eines späteren Daseins, jede Vorstellung ausschlösse, jedes Geheimniß auflösete? Würden dann die auf Erden Prostituirten nicht Manches vor den meisten Tugendhaften, Moralischen, Frommen, Hochgeachteten voraus haben?

Es ist nur eine bescheidene Frage, die ich weder an die berufenen und verordneten Ausleger der Schrift, noch an die Verweser des Gesetzes zu richten wage. Ich lege sie einigen Menschen vor. —

Es war eine Sängerin von Ruf angelangt, um Gastrollen zu geben. Sie war schön, sie sang vortrefflich, aber sie hatte mich kalt gelassen. Eines Morgens führte mich der Weg bei'm Schauspiel-

hause vorbei; die Fenster im oberen Stockwerke des Zuschauer-Raumes standen geöffnet, und ich vernahm die Klänge des Orchesters, welches die Oper „der Freischütz“ probirte. Ohne zu wissen weshalb, trat ich hinein, ging ohne mich auf der Bühne aufzuhalten weiter, und tappte mich durch den wohlbekannten dunklen Gang in's Parterre. Aus dem hellen, heißen Sommertage in eine düstere, kühle Theaterprobe zu treten, gewährt mir immer ein eigenthümliches Vergnügen. Gar bei einer Musikprobe. Die Zauberwirkungen, die sich für den Knaben an's Theater knüpften, und sich natürlich schon seit langer Zeit nicht mehr einstellen, wollen sich heute, sei es nur auf Augenblicke, in mir regen, wenn ich aus dem Glanze des lebendigen Tages in das mystische Dunkel gerathe. Wie viel mehr damals. Eben als ich in's Parterre trat, begann die schöne Kavatine des dritten Aktes, und wurde von der Fremden meisterhaft gesungen, mit dem innigsten Gefühle, — wie denn überhaupt gute Sänger und Sängerinnen sehr oft in den Proben mehr ergriffen sind, als in den Vorstellungen, und deshalb auch mächtiger ergreifen. Bei den Worten:

„Für mich auch wird der Vater sorgen“

durchrieselte mich ein wollüstiger Schauer; ich konnte die Thränen nicht zurückhalten. Ach wie unzählig oft, wenn ich Tieck's „gestiefelten Kater" vorgelesen, hab' ich bei Hinze's Klage, daß er keine Nachtigall hören könne, ohne Appetit sie zu fressen, an jene Morgenstimmung gedacht, die mich aus dem reinsten Entzücken über Weber's rührendes Gebet, in den Wunsch übergehen ließ, der Sängerin persönliche Bekanntschaft zu machen, was mir bis dahin gar nicht eingefallen war! Ich ging meinen Geschäften nach und beschloß, zur Zeit, wenn nach meiner Berechnung die Probe beendet sein könnte, einen Besuch abzustatten. Erst auf dem Wege bemerkt' ich, daß mein Hut, — und ein Hut spielt bei solcher Visite eine große Rolle, da man ihn nicht aus den Händen legt, — nicht mehr der neueste sei. Sogleich kauft' ich einen andern, wie man damals eben trug: grau mit grünem Futter und Ausschlag, setzt' ihn im Laden vor einem Spiegel sorgfältig auf, fand ihn sehr schön und mich noch schöner. Dies eitle Benehmen lag ganz außer meinem Wesen und bei nur einiger Aufmerksamkeitt auf mich selbst, hätt' ich bedenklich werden müssen. — Ich wurde so zuvorkommend empfangen, wie der Gatte einer

schönen und bewunderten Frau von einer schönen und bewunderten Kokette stets empfangen wird. Ich glaube die Erfahrung gemacht zu haben, daß nichts so glückbringend für verbotene Liebeshändel ist, als der Besitz einer schönen Gattin. Einer solchen, wenn auch nur momentan vorgezogen zu werden, reizt sogar bisweilen edlere weibliche Naturen. Zudem war ich Herausgeber einer Wochenschrift, und mochte dieses ein noch so schlechtes Lokalblatt seyn, — sie wurde doch gedruckt, sie wurde doch gelesen. —

Meinem Besuche folgte, was bisher im stolzen Uebergewicht der vornehmeren Oper gegen das arme rezitirende Schauspiel unterblieben war, ein Gegenbesuch, der natürlich meiner Frau gemacht werden mußte, im Grunde doch mir galt, — wie ich mir selbst zu sagen nicht unterließ. Und vielleicht hätte die Sache dabei ihr Bewenden gehabt und meine Bewunderung für die Sängerin sich in Verse, und in weiter nichts aufgelöset, wenn nicht unglücklicherweise gerade zur gefährlichsten Periode ein Urlaub eingetreten wäre, den meine Frau zu einer sommerlichen Erholungsreise auf's Land benützen sollte.

Sie verließ Breslau und ich blieb in unserer

geräumigen Wohnung um so einsamer zurück, als die Dienstboten weit von unseren Wohngemächern ihren Aufenthalt hatten. Ich kam mir auf einmal so ungebunden, so frei vor; ich wußte gar nicht, was ich mit dieser Freiheit anfangen sollte? Weib, Kind, Amme, — Alles was mich bisher so dicht umgeben, manchmal eingeengt hatte, war fort; unsere Geselligkeit, in Ermangelung der Hausfrau, zerstört; meine Berufsgeschäfte täglich binnen einer Stunde abgemacht; die Sirene ließ ihre lockenden Lieder tönen, — und ich sank kopfüber in die Wogen, die denn auch alsbald über mir zusammenschlugen.

Meine Leidenschaft ward nur allzubald das öffentliche Geheimniß; ich selbst war weit entfernt, mit Vorsicht zu handeln; wie stets trug ich meine Thorheit zur Schau. Und sehr bald sah ich alle Damen unserer Bekanntschaft in offnem Kriege gegen mich. Alle waren sie Gönnerinnen meiner Frau; alle fanden sie mein Benehmen sträflich; einige sagten es mir ehrlich und derb in's Gesicht. Aber keine ließ sich durch die Rücksicht für Luisen abhalten, mich einzuladen, wenn der Sängerin zu Ehren große oder kleine Feste gegeben wurden; und wenn man wünschte, daß sie singen

solle, und merkte, daß sie nicht dazu aufgelegt sei, sandte man mich an sie ab, um ihr Lust zu machen. Das ist die moralische Konsequenz der guten Gesellschaft. Vierzehn Tage verlebt' ich in taumelndem Wahnsinn; als aber der Tag kam, wo ich verabredeter Maßen Luisen auf's Land folgen sollte, um sie zurückzuholen, erwacht' ich; den Gedanken, mich durch irgend einen Vorwand zu entschuldigen und in der Stadt zu bleiben, so lange die Fremde noch weilte, schlug ich, wie er auftauchen wollte, sogleich nieder; ich schied mit dem Versprechen baldiger Rückkehr, doch mit dem Vorsatze, dies Versprechen nicht zu halten.

Als wir heimkehrten, war die Luft rein. Und unter allen Frauen von unserer Bekanntschaft fand sich keine, welche Luisen auch nur durch eine Andeutung hätte beunruhigen wollen. Das ist gewiß ein deutliches Zeichen, wie beliebt sie war.

Luise aber schien zu ahnen, was Niemand ihr sagte. Sie vermied jede Erinnerung an die Zeit unserer Trennung und der Name der Entfernten ward nicht mehr genannt.

Mit dem September ging das zweite Vierteljahr meiner Wochenschrift und mit ihm „der Obernigker Bote" überhaupt, zu Grabe. Einer meiner literarischen Gegner, Buchhändler Reinhard Friedrich Schöne, ein geistreicher Mensch, um den es wohl Schade ist, daß er durch dissolutes Leben seinen Untergang herbeigeführt, veranstaltete die Ausgabe eines Extrablattes zum Boten, welches mit Bild und Wort mein Begräbniß feierte, und wobei er natürlich die Lacher sehr auf seiner Seite hatte. Ich besaß noch nicht Selbstständigkeit genug, mich den Lachern anzuschließen, und verkochte meinen Grimm und meine Beschämung nur mühsam in mir selbst. Den gewichtigsten Trost dieser Niedergeschlagenheit gewährte mir die Aussicht auf ein neues, größeres Unternehmen. Ein Journal zu gründen, welches mit den besseren Deutschen Zeitschriften — (deren damals noch nicht so viele erschienen, als jetzt) — in die Schranken treten dürfte, erschien mir höchst wünschenswerth und belohnend. Die Buchhandlung Graß, Barth u. K. ging auf meine Vorschläge ein. Der Vertrag wurde abgeschlossen, freilich nicht sehr zu meinen Gunsten: denn während der Verleger Papier, Druck und Versen-

dung übernahm, verpflichtete ich mich, aus eigenen Mitteln das Honorar für die Mitarbeiter zu decken, und so lange unentgeldlich zu redigiren, bis der Ertrag hoch genug gestiegen sein würde, meine Mühen zu belohnen. Ankündigungen wurden erlassen, Korrespondenzen eröffnet; mein Herz war voll Zuversicht.

Unter den Gelehrten, die ich an Ort und Stelle für dies neue Journal zu gewinnen suchte, befand sich auch Steffens, der es sogar nicht unter seiner Würde gehalten, mich bei'm „Obernigker Boten" mit einem schönen Aufsatz über „Nettelbeck in Colberg" zu unterstützen. Freundlich wie immer, versprach er mir seinen Schutz und fragte dann, mit einer gewissen Absichtlichkeit: welchen Theil Schall an der Sache haben würde? „Gar keinen", erwiederte ich; „wir sehen uns nicht, schon seit geraumer Zeit, und sind ganz auseinander." „Das wollt' ich nur hören", rief Steffens, „nur aus Ihrem eigenen Munde hören, weil ich es Anderen nicht glauben konnte; Sie wissen, ich habe Sie immer lieb gehabt, aber diese Trennung von Schall ist ein Fleck, der in meinen Augen auf Ihnen haftet."

Ich entschuldigte mich, daß es mir nicht mög-

lich gewesen wäre, länger seinen sentimentalen Liebesjammer als Vertrauter entgegen zu nehmen; daß seine Geldforderungen mich erschöpft hätten, und daß ich noch kürzlich, bei der Ordnung meiner pflegemütterlichen Verlassenschaft, die Summe von beinah 1200 Thlrn. zahlen müssen, für die ich mich, Schall's wegen, verbürgte.

Steffens stutzte und schwieg. Aber nur einen Augenblick. Dann ergriff er um desto lebhafter wieder das Wort: „Wir Alle, die wir seine Freunde sind, wissen, wie es in diesem Punkte mit Schall steht, jeder hat mehr oder weniger sein Opfer gebracht: das geht bis zu einer gewissen Grenze; dann erklärt man seine eigene Armuth und damit gut. Sie hätten weit freundschaftlicher an Schall gehandelt, wenn Sie verweigert hätten, jene Bürgschaft zu unterzeichnen, und ihm treu geblieben wären, als daß Sie nun, nachdem Sie sich für ihn verbürgt und für ihn bezahlt haben, mit ihm zürnen wollten, mit ihm, dem Sie so viel zu verdanken haben", ... und nun begann Steffens mit seiner hinreißenden Beredsamkeit Schall's liebenswürdigste Eigenschaften und seine unwandelbare Liebe für mich, die sich auch, jetzt wo ich gemieden, nie verleugnet hätte,

so rührend zu schildern, daß mir weich um's Herz wurde, und daß ich aus dem experimental-physikalischen Laboratorium, in welchem ich bearbeitet worden, geraden Weges in Schall's Arme lief. Die bald geschlossene Versöhnung wurde von seiner Seite mit dem Versprechen besiegelt, mich ehestens vollständig zu bezahlen, — wozu ich freilich nur lächeln konnte; wußte doch ich nicht, viel weniger mocht' er wissen, wie viel er mir seit sechs Jahren schuldig geworden? — und mir blieb, wie ich nun einmal zu ihm stand, nichts anderes übrig, als ihm die Mitredaktion meines neuen Journals anzutragen, wobei ich fest überzeugt war, daß er keinen Federstrich dafür ansetzen werde; eine Ueberzeugung, deren Richtigkeit sich im Laufe der Zeit glorreich bewährte.

Am 15. Oktober wurde zur Feier des Tages — (das Geburtsfest des Kronprinzen) — mein Festspiel „Schwur und Erfüllung" gegeben, welches im Allgemeinen wenig Wiederklang finden wollte.

Am 16. mußte Luise in dem Konzert eines

reisenden Virtuosen, der an uns empfohlen war, deklamiren; sie that es, obgleich über Unwohlsein klagend, um ihre Zusage zü erfüllen. Nach dem Konzert wünschte sie Ruhe und ließ uns am Theetisch ohne Wirthin. Die Nacht ging ungestört vorüber, doch am andern Morgen traten neue Leiden ein und sie sagte mir, daß wenn nicht mehrere Monate zur gesetzten Frist fehlten, sie glauben müßte entbunden zu werden. Ich wollte lange zweifeln, zuletzt schien mir's doch auch bedenklich; in der Angst wurden unsere Leute nach Hülfe ausgesendet; ich blieb mit der Kranken allein; gewiß der unberufenste Beistand, den sie in dieser Situation finden konnte. Luise schrie und wollte vor Schmerzen vergehen; unser Herr Sohn in seiner Wiege, schrie wo möglich noch mehr; ich schrie vor Angst und Mitleid; meine rechte Hand wurde von der Leidenden mit krampfhafter Gewalt festgehalten; mit der linken rühr't ich die Wiege, um wo möglich den kleinen Schreihals zu beruhigen. So fand mich die weise Frau, die trotz ihrer Weisheit sich nicht enthalten konnte, laut aufzulachen. Aber während sie nach der Küche eilte, nothwendigste Anstalten zu treffen, fühlte mein musikalischer Sinn heraus, daß unser

Terzett in ein Quartett überging. Ohne behindert, aber auch ohne befördert zu werden, hatte sich, gänzlich auf eigene Hand, ein Wesen zu uns gefunden, welches von der in Hast wieder eintretenden Hebamme für ein wirkliches und wahrhaftiges, wenn auch etwas voreiliges Kind erklärt wurde. Die hohe Sopranlage der wohlklingenden Stimme deutete auf weibliches Geschlecht. Ein Gesicht war nicht vorhanden. Mit Haaren, Nägeln und derlei Luxusartikeln war die junge Sängerin nicht versehen. Doch meinte die Hebamme, daß wir erst nach Verlauf von zwei Monaten berechtigt sein würden, solche Ansprüche geltend zu machen.

Mir war verzweifelt bange. Erst einige Wochen zuvor hatte sich ein Mitglied unserer Bühne, ein wunderschönes junges Weib, die Aufmerksamkeit ihrer Umgebungen täuschend, im Wochenbettfieber mit einem Brodmesser den Tod gegeben. Dies tragische Ereigniß hatte natürlich auf Luisen einen tiefen Eindruck gemacht, und mein Trost war nur immer gewesen, daß noch einige Monate vergehen müßten, bis sie selbst entbinden würde. Nun rückte das Unerwartet so nahe zusammen. Ich fürchtete das Schlimmste von ner-

vösen Fantasieen und Fieberträumen. Aber es ging alles glücklich vorüber; die Wöchnerin war sehr bald auf den Beinen und unsere kleine Marie beeilte sich, in das Menschenthum hinein zu wachsen.

Also schon zwei Kinder! Haupt einer Familie! — Und selbst noch ein Kind, ein verzogenes, eigenwilliges, launenhaftes, wenn auch gutmüthiges. Ich beging unsägliche Albernheiten, zog mir unsägliche kleine Händel zu, bald durch übereilte, vorlaute Aeußerungen, bald durch unüberlegtes heftiges Benehmen. Auch gegen Luisen war ich oft heftig und jähzornig; nicht aus bösem Willen, oder aus Mangel herzlicher Gesinnung, sondern mehr in Folge einer kränklich-gereizten Aufwallung, die augenblicklich, wie sie sich regte, sich auch wieder legte, und niemals andere Folgen nach sich zog, als zärtliche Versöhnungen; deshalb hing Luise sehr an mir; mit jedem Tage stieg ihre Liebe. Ihr ganzes Wesen war Hingebung. Traurig genug, daß ich es eingestehen muß, diese Hingebung genügte nicht, mich geistig an sie zu fesseln, wie ich gemüthlich an sie gebunden war. Mein Herz gehörte ihr, aber mitten im Genuß eines uneingeschränkten, durch nichts gestörten Besitzes, fing ich an, mich zu langweilen. Ich fühlte

etwas in mir, wie das Bedürfniß, von der Liebe zu leiden. Nicht selten überkam mich, einem brennenden Schmerze gleich, der Gedanke daß ich nun auf Lebenszeit ein Sklave der Verhältnisse, daß ich nicht mehr frei wäre. Hätte das harmlose, friedlich hinlebende Weib verstehen wollen, oder verstanden, meine Fantasie durch Zweifel an ihrer treuen Liebe zu beschäftigen, mich eifersüchtig zu machen, und jene Waffen angewendet, die ohne tödtlich zu treffen, leicht verwunden, um eben so leicht geheilt zu werden, ich würde wie ein schmachtender Anbeter ihr zu Füßen gelegen haben. Doch darauf kam ihr gerader, biederer Hausverstand nicht. Sie sagte, sie zeigte nichts Anderes, als daß sie mein sei; ausschließlich, mit Leib und Seele; und begehrte dafür nichts weiter, als von meiner Seite das Nämliche. Das aber schien mir ein ungleicher Austausch. Sie hatte ihres Lebens Ziel erreicht, als Mutter und Hausfrau. Mir kam es vor, als sollte mein Leben erst beginnen, als läge noch eine Welt von Abentheuern, romantischen Erfahrungen vor mir. Ich sehnte mich hinaus — und war an Breslau gekettet.

Auch unser Umgang, meine Freunde, verdarben mich, indem sie mich verwöhnten. Wie Ein-

zelne, ja die Meisten von denen, die unsern Kreis bildeten, mir weit überlegen sein mochten, an Wissen, oder an Geist, oder an Erfahrung, Alle kamen darin überein, mir ein gewisses Uebergewicht zu gestatten. Zum Theil vielleicht, weil es mein Haus war, wo sie sich versammelten, zum Theil aber auch, weil etwas aus mir sprach, was mir bei ihnen Geltung gewann. Einer wie der Andere fügte sich meinen Launen, meinen Thorheiten, ohne mir seine Freundschaft entziehen zu wollen. Da sie nun sämmtlich auch Luisen ehrten und liebten, so bildeteu sie einen stillschweigend geschlossenen Verein, der jedes Gerücht, wodurch sie unangenehm hätte berührt werden können, von ihr fern zu halten suchte, oder abzuleugnen wußte.

Nur unter diesem Schutze war es möglich, daß meiner Frau verborgen blieb, worüber die ganze Stadt skandalirte, — und wohl nicht mit Unrecht, obgleich die gute Stadt, wie es Städten zu gehen pflegt, doch auch wieder über die Hauptsache gar sehr im Irrthum war.

Ich hatte nämlich gefunden, was ich gesucht: eine leidende Liebe, oder ein liebendes Leiden. Hatt' es gefunden in einer schönen, sehr schö-

nen, noch jugendlichen Frau, die mir lebhaft entgegenkam, mich lockend herausforderte, und dann plötzlich Halt machte, ohne weiter zu gehen, — aber auch ohne rückwärts zu schreiten. Ich habe nie zur Klarheit kommen können, ob sie kalt, verschmitzt, oder ob sie nur ehrlich und gut gewesen. Unser Roman währte ziemlich lange. Könnt' ich, dürft' ich ihn in seinen kleinsten Nüancen recht ausführlich darstellen, so würd' er, das weiß ich, durch und durch interessant seyn. Aber da ich es mir zum Gesetz gemacht, jede schlüpfrige Darstellung zu vermeiden, und da ohne detaillirende Ausmalung die Erzählung in's Gebiet des Alltäglichen zu sinken droht, so zieh' ich es vor, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Für diejenigen, welche geneigt sein möchten, aus eigener Schöpfungskraft ein Drama zu gestalten, will ich hinzufügen, daß es an Stoff nicht mangelt: ein junger Ehemann, persona publica; eine junge Gattin, mehr als zu viel bekannt und bewundert; diese beiden bilden das Hauptpersonal; an einem eifersüchtigen Gemahl, einer doppelzüngigen Schwiegermutter, zwischentragenden Verwandten und Freunden, habsüchtigen Dienstboten, vielfachen Nebenbuhlern, anonymen Briefen ꝛc. fehlt es auch

nicht. Die Scenerie ist ländlich: Wald und einsames Wohnhaus; die Stadt nahe. Sommer, Herbst und Winter bieten regen Wechsel. Wozu noch mehr?

Ich habe bei Amalien schöne Stunden verlebt; auch qualvolle, das will ich nicht leugnen; jetzt, in der Erinnerung leuchten die schönen vor, wie ihre eigene, persönliche Schönheit und Fülle. Nun sollt' ich, um den Gerechten gerecht zu werden, sagen: aber ich bereue jetzt auch, daß ich meine Pflicht verletzend, straucheln, daß ich sündigen Trieben folgen mochte! — Sollt' ich das nicht? Sicher! Und viele meiner Leser werden das erwarten.

Ich aber sag' es nicht. Nicht weil ich in wildem Trotze gegen Sitte und Form mich verhärten wollte, sondern nur deshalb nicht, weil ich mit der Reue überhaupt nicht so frühzeitig anfangen darf. Was bliebe mir denn für die spätere Hälfte meiner Jahre? O erlaßt mir's. Gestattet mir, an Amalien zu denken, ohne Reue!

Für den 1. Jan. des Jahres 1823 hatte ich wieder ein Vorspiel geschrieben, mit dem lebhaften Willen eine ähnliche Wirkung dadurch hervorzubringen, wie vor einem Jahre; hatte auch mir und Andern das Beste davon versprochen. Wenn ich beide kleine Stücke jetzt durchlese, so seh' ich ein, daß das letztere weit über dem ersteren steht; daß es poetischer in Stoff und Form ist; — nichts desto weniger ließ es kalt und erregte gar keine Theilnahme.

Weil denn nun die Rede von Gelegenheitsstücken ist, will ich einen dahingehörigen, in seiner Art gewiß einzigen Schwank hier einschalten, obwohl derselbe, so viel ich weiß, erst einige Wochen oder Monate später zur Ausführung kam.

Es war damals in Preußen Mode geworden, „akademische Erinnerungsfeste" zu feiern. Ein solches war auch für Schlesien ausgeschrieben und Breslau der Versammlungsort. Von allen Ecken und Enden zogen alte Herren ein, die vor 20 bis 30 bis 40 Jahren, was weiß ich? in Halle oder sonst wo studirt hatten. Stavinsky, — dem ich mich seit dem Zweikampfe mit Schall wieder genähert, — sprach in der Garderobe davon, daß morgen dieses Fest statt finden sollte, und daß

sich die Herren Burschen aus dem vorigen Jahrhundert die Oper „der Freischütz" bestellt hätten. Ich warf ein, es sei doch Schade, nicht früher Vorbereitungen getroffen zu haben, weil für diesen Tag ein feierliches Festspiel nicht übel angebracht gewesen wäre. Dies mein Wort fand Anklang, und da sich die Anwesenden anheischig machten, in einem solchen Stücke bis morgen Abend ihre Rollen noch zu lernen, so machte ich mich anheischig, das Stück bis morgen früh zu liefern. Ich begab mich demnach in meine Klause und schrieb ein kleines Schauspiel, welches, die Umstände in Erwägung gezogen, wahrlich nicht so übel ist. — Wenigstens hab' ich manche andere gemacht, zu denen ich mir jahrelang Zeit ließ und die schlechter sind. Um Mitternacht war ich fertig; nachdem ich es unseren, noch um den Theetisch versammelten Freunden vorgelesen, schrieb ich sogleich die Rollen aus, so daß die darin Beschäftigten schon vor Sonnenaufgang Jedweder sein Theil in Händen hatten. Nachmittag wurde es zweimal durchprobirt, und um 6 Uhr aufgeführt. Da meine Handschrift von der Art war, daß der Souffleur Mühe gehabt haben würde, sich daraus zu vernehmen, so soufflirte ich selbst.

Es ging vortrefflich, auch nicht ein Wörtchen fehlte den Spielenden und ich wurde ihrer und meiner so sicher, daß ich fast zu soufflіren aufhörte und mich der Autorwonne des Zuschauens in kontemplativer Spannung hingab. Schon hub der Schlußauftritt an. Stavinsky sollte ihn durch eine lange, salbungsreiche Rede zu Ende führen. Plötzlich verstummte seine Zunge. Ich meinte, das sei eine Kunstpause und blickte staunend zu ihm hinauf. Er blickte fragend zu mir hinab. Die Pause wurde immer länger. Als ich merkte, daß ihm die Worte mangelten, sucht' ich sie im Manuskript und konnte sie vor Angst und Schreck nicht mehr finden. Er suchte sich zu helfen, so gut er konnte, ließ das Schlußkouplet eintreten und der Vorhang fiel, zum Erstaunen der Versammlung, welche heut noch nicht weiß, wie eigentlich der Ausgang ihres Festspiels gemeint gewesen?

Der 2. Januar brachte nun auch die erste Nummer der „Deutschen Blätter für Poesie, Literatur, Kunst und Theater", herausgegeben von Karl Schall und Karl von Holtei. Eine „vielstimmige Introduktion" überschrieben: „Vor-Urtheile. Vor- und Nachreden. Rath- und an-

dere Schläge" diente als Prolog. Schall und ich hatten diesen Scherz gemeinschaftlich zusammengereimt. Wie denn überhaupt jene Zeit für uns eine Zeit des gemeinschaftlichen Versesschmiedens war. Karl Witte, der nach abgestreiftem Wunderkindthum, zur juristischen Fakultät in Breslau versetzt und unser lieber Freund geworden war, brachte den Sonettenraptus unter uns. Baron Baerst, schon durch den geistvollen Schmidt aus Weimar angesteckt, ging mit energischem Willen in die Tollheit ein. Schall, wie ich, ließen es uns nicht zweimal sagen, und Meyer aus Triest (siehe oben) benützte jede Gelegenheit, uns anzureizen. Wo nur zwei, oder drei von uns beisammen saßen, genügte, daß Einer irgend ein zweisilbiges Wort aussprach, um die Sonettenfabrikation in Gang zu bringen. „Hast schon die Schlangen gesehen?" fragte Witte; — und „angen, engen, ingen, ongen, ungen" sprach Meyer, — und Feder und Papier war zur Hand; aus a und e wurden die Quatrains, aus i, o, u die Terzinen gebildet, und ein Sonett stand da. Neben dem verrücktesten Zeuge gedieh' auf solche Art manches Vortreffliche, zu dessen Erkenntniß freilich eine Gattung von Humor gehört, die vielen,

namentlich den vernünftigen Leuten, abzugehen pflegt. Dennoch verspürt' ich in mir einen prikkelnden Kitzel, wenigstens eines dieser kleinen Scheusale hier einzuschalten und besann mich schon seit mehreren Tagen auf eines, welches Baerst, Schall und ich gebaut. Aber wie ich auch sinnen mochte, mein Gedächtniß verließ mich an einigen Stellen und ich war nicht mehr im Stande, die Terzinen herzustellen. Da erhalt' ich gestern (in ganz andern Angelegenheiten) einen Brief von Baerst und dieser schickt mir, ohne Aufforderung von meiner, und ohne nähere Veranlassung von seiner Seite, die Abschrift des gesuchten Sonettes, welche ihm gerade zufällig in die Hände gerathen. So mög' es denn hier stehen, und auch, wie es entstand. Baerst, Meyer und ich waren bei Schall. Dieser hatte ein neues Rezept zur Bereitung von Stiefelwichse bekommen. Meyer erwischte das Blättchen und schrie wie rasend: axe, exe, ixe, oxe, uxe! — Natürlich mußte das Feldgeschrei honorirt werden und das Sonettenbanner ward entfaltet.

„Daß durch Chemie ein glänzend Werk erwachse,
Rühr' Du zusammen mit behender Flechse,
Der mystischen Mixturen myst'sche Sechse,
Dann kann's gebrauchen Preuße, so wie Sachse.

Fischthran, zwei Loth. Fehlt der, nimm Fett vom Dachse.
Des süßen Sirups dann fünflöth'ge Kleckse.
Vom Vitriol, so will's die Zauberhexe
Ein Fünftel Loth. Das ist die rechte Taxe,

Saft 'ner Zitrone träufle in die Büchse,
Nicht faul, damit das Ganze uns nicht bockse,
Und ohne, daß der Mischer zögernd druckse.

Gebrannter Zahn, — doch nicht vom Fuchs und Luxe —
Vom Elephas, vier Loth! — Zuletzt, Du Ochse,
Wasser ein Quart: so wird die Stiefelwichse."
L. L. v. Laesterhotschai.

Diese Unterschrift war aus den in unsern drei Namen enthaltenen Buchstaben gebildet. Schall und Baerst zusammen, ohne andre Beimischung, hießen St. Ervallasch. Wie Witte's Name in den unsrigen aufging, weiß ich nicht mehr. —

War nun auch die Introduktion für die Deutschen Blätter nicht ganz in diesem Genre, so blieb sie doch immer verwunderlich genug und erregte vielerlei spitze Anmerkungen. Uebrigens hatt' ich mir fest vorgenommen, dieses Blatt, welchem ich eine allgemeine Deutsche Verbreitung zu sichern hoffte, durchaus nicht zur Niederlage eigener Versuche zu machen. Außer dem Antheil, den ich an den Einleitungsversen gehabt, enthielt es

nichts von mir. Der Mitarbeiter zählt' ich viele. Wilhelm Müller, trat mit seinen schönen Trink- und Griechen-Liedern, Joh. Gab. Seidl mit seinen Liedern der Nacht, Immermann mit lyrischen Gedichten, Eichendorff mit seinem „Taugenichts", und „Krieg den Philistern" zuerst in meinem Journale auf. Halirsch, Agnes Franz, Contessa, Willibald Alexis, Michael Beer, Franz Horn, Fr. v. Gaudy, v. Biedenfeld, W. A. Gerle, Halbkart, W. Keller, W. v. Chezy, K. Witte, K. L. Kannegießer,*) Büsching, Fouqué, Raßmann, Lebrün, Bärmann, Castelli und manche Andere, waren mehr oder minder thätige Theilnehmer. Auch Friedr. von Raumer, der Breslau schon mit Berlin vertauscht hatte,

*) Karl Ludwig Kannegießer, ein fruchtbarer Dichter und anerkannter Uebersetzer italiänischer Meister, wird noch immer bisweilen mit Peter Friedr. Kanngießer, meinem in den ersten Bänden oft erwähnten Lehrer, verwechselt. Noch kürzlich fand ich in den Brockhausi chen Literatur-Blättern, in einem gediegenen Aufsatze gegen Hrn. Hebenstreit, das gelehrte Werk des längst verstorbenen Kanngießers: „komische Bühne der Griechen", meinem geehrten Freunde Kannegießer zugeschrieben. Der Letztere, der jetzt in Berlin lebt, war Direktor des Breslauer Friedrichs-Gymnasiums. Der erstere starb als Professor in Greifswald.

sandte bisweilen ein pikantes Artikelchen. Schall that, wie vorauszusetzen stand, gar nichts dafür. Ich schrieb und beantwortete alle Briefe, las alle Manuskripte, die Zentnerweise eingingen, und von denen $\frac{5}{6}$ verworfen werden mußten, stellte die Beiträge zusammen, machte die Korrekturen, — und hatte außerdem noch die Freude, sämmtliche Honorare zu zahlen. Dabei aber mußt' ich Schall's Redaktion unausgesetzt loben hören — und gelobt lesen, was mir jedoch weiter keinen Gram verursachte. Schall war unaussprechlich komisch, wenn er in meiner Gegenwart Lobsprüche über sein umsichtiges Arrangement der Blätter, die er vor ihrem öffentlichen Erscheinen mit keinem Auge gesehen, empfing und entgegennahm. Er wußte wohl, daß ich nicht hineinreden würde; und so ging's.

Wohl einsehend, daß er meinen Opfern und seinem Namen, der auf dem Titel prangte, doch etwas schuldig sei, vertröstete er mich auf den Abdruck seiner „Vorträge über Shakespeare", die er zur Hebung der immer mehr sinkenden Finanzen angekündigt und während des Winters auch wirklich vor einem zahlreichen Auditorium begonnen. Aber weil er von einem Sonntage zum andern, was

er vortragen wollte, immer erst zurecht machen mußte, und mit seiner Aufgabe am Sonnabend gewöhnlich noch im Reste war, so trugen diese fragmentarischen Arbeiten, wenn sie sich — von ihm — gesprochen schon recht hübsch ausnahmen, doch zu sehr das Gepräge der Flüchtigkeit, um gedruckt der Lesewelt vorgelegt zu werden. An ein nachträgliches Ausführen war bei ihm nicht zu denken.

Ich hatte den Verkauf seiner Abonnementskarten betrieben, und etwa **150** Friedrichsd'or für ihn eingenommen. Aber dieses kleine Goldhäufchen zerrann, als es erst aus meinen Händen war, in den seinigen wie Butter an der Sommersonne, und während er über seiner zweiten Vorlesung schrieb, war jede Spur des Ertrages für alle zwölf schon verschwunden.

Eines Sonntags (am 26. Jan.) wo er eben über „Romeo und Julie" gesprochen, war dieses Trauerspiel für den Abend im Theater angekündigt. Steffens, der sich wenig um's Theater bekümmerte, hatte mich beauftragt, ihm zu sagen, wenn es wieder gegeben würde, weil er Luisen, seine Frau Gevatterin, als Julie, — die sie anmuthsvoll und innig gab — sehen wollte. Als

Schall geendet hatte und wir aus der Vorlesung gehen wollten, erinnerte ich ihn daran. Nun erfreuten wir uns in jenem Januar — (es war der berühmte Winter, den der unglückliche Berliner Wetterprophet als einen vorzugsweise milden angekündigt) — einer Kaiserlich Sibirischen Kälte, und gerade am 26sten lag eine Zobeljagd näher, als Romeo's Liebesgeflüster zum italienischen Balkone hinauf. Seid ihr rasend? rief Steffens. Heute? Soll die Frau im Sarge wirklich todt liegen bleiben?? Der dramaturgische Direktor, Baron Forkade, war im Saale. Auf diesen stürzte Steffens los und drohte ihm mit Fluch und Schande, wenn er nicht augenblicklich eine Aenderung träfe. Der arme Baron ward so eingeschüchtert, daß er gehorchte, und Shakespeare's Liebesdrama wurde glücklich vertagt. — (Das alte Breslauer Theater vertrug kein anderes Feuer in seinen Räumen, als das der Kunst. Ich bin, als ich noch engagirt war, einmal so steif gefroren, daß ich nicht empfand, ob der Schneidergehülfe mir die Schuhe schon abgezogen?) —

Zwei Jahre unseres Breslauer Engagements waren beinahe verflossen; schon nahte das zweite seinem Ende und wir hatten bereits einen neuen Vertrag, durch welchen ich auch, als Mitglied der Regie, einen Platz in den Direktions-Konferenzen erhielt, auf die Dauer von drei folgenden Jahren, und mit bedeutender Gehaltszulage, unterzeichnet. Eine größere, stattliche Wohnung war gemiethet und hübsch eingerichtet; unsere „Mannschaft" wuchs täglich; in den besten Häusern waren wir heimisch, und gern gesehen; Luise schien „das Kind der Stadt", und sogar der feierlich ernste „akademische Zirkel," dessen Statuten die Schauspieler ausschlossen, machte zu unsern Gunsten eine noch nicht dagewesene Ausnahme und verlieh uns die Ehren seiner Mitgliedschaft. Luisen's Pflegemutter, in der festen Ueberzeugung, daß wir in Breslau leben und sterben würden, baute sich ein schönes Haus und pflanzte sich einen reizenden Garten an. „Die Deutschen Blätter" prosperirten, wie man es nur von einer eben entstehenden Zeitschrift wünschen kann, und ohne fabelhafte Hoffnungen zu hegen, ließ sich erwarten, daß sie schon im nächsten Jahre rentiren würden. Mein Verhältniß zum dramaturgischen Direktor hatte sich,

nach einigen ausgleichenden Erörterungen, die dem neuen Kontraktabschluß vorangingen, auch wieder günstig gestellt. Kurz, es blieb nichts zu wünschen, und da ich meine Redaktionsführung so geordnet hatte, daß sie mir verhältnißmäßig wenig Zeit raubte, so konnte ich mit eifrigem Fleiß an den Entwurf und die Ausarbeitung größerer dramatischer Arbeiten mich wagen. Da kam ein Hund, der warf Alles über den Haufen. Dieser Hund war nicht etwa ein Mensch, ein neidischer, heimtückischer Störenfried? Nein, es war ein wirklicher vierbeiniger Hund, ein Bulldogg noch dazu. Ich bitte um Geduld, für eine umständliche Erzählung. Sie ist unerläßlich. —

Die große, brillante Kunstreitergesellschaft des Herrn Tourniaire weilte längere Zeit in Breslau. Ich, mit einigen meiner jüngeren Freunde, gehörte zu den eifrigsten Besuchern ihrer ergötzlichen Vorstellungen und wurde sehr bald ein Günstling des übrigens gegen alle Menschen unfreundlichen, groben und brummigen Papa Tourniaire, der oft geneigt schien, die Zuschauer mit dem Scepter zu beherrschen, den er bei Regierung seines monarchischen Staates zu schwingen pflegte, — ich meine die große Stallpeitsche, — für mich

aber stets ein mildes Lächeln und die Einladung: allons prendre un verre de Ponche! in Bereitschaft hielt. Er war zugleich ein begeisterter Verehrer meiner Frau, besuchte so oft es ihm möglich, das Schauspiel, wenn sie auftrat, und sagte mir dann stets in seinem etwas korrumpirten Französisch: ah, voilà la seule actrice allemande, qui joue „à ma fantaisie.“ Bei seiner Truppe befand sich eine Frau, deren Wuchs, Gestalt und Haltung über allen Ausdruck edel und fast erhaben war. Wenn „Sophie“ im Römischen Kostum auf dem Pferde stand, und, ohne Sprünge oder unweibliche Kapriolen zu machen, nur die einfachsten Stellungen malerisch zur Schau gab, so war das ein Anblick, der weder den guten Geschmack verletzte, noch im Geringsten herausfordernde Nebengedanken erweckend, den Anstand beleidigen wollte. Das wahrhaft Schöne kann niemals unschicklich sein.

Ich war mit Sophie in so weit bekannt geworden, als wir uns am Ein- und Ausgange grüßten, ein artiges Wort wechselten, wenn wir uns begegneten, und einige Komplimente austauschten, die meinerseits ihrem Erscheinen in der Manège, ihrerseits dem Spiele meiner Frau galten,

indem sie jeden Dialog mit der Phrase: oh quel talent, que Madame Holtei! krönte. Ich sah hundertmal, wie Hundert unserer Elegants, mit und ohne Bart sich ihr, aufdringlich oder bescheiden, zu nähern suchten, und wie sie Einen um den Andern auf eine Weise abtrumpfte, die ihm die Lust verleidete, wiederzukehren.

Mich und meine bescheidene Erscheinung mit jenen Rittern der Mode vergleichend, hätt' es mir niemals einfallen können, von ihr mit anderen als gleichgültigen Augen angesehen zu werden, und ich mochte eben so leicht auf den Thron von China rechnen, als auf einen Platz in Sophiens Gunst. Deshalb machten auch die heimlichen Neckereien, die meine Gefährten mir hinwarfen und die Behauptung Kerkow's, daß die „klassische Reiterin" mich auszeichne, keinen Eindruck auf mich, und ich ging meines Weges ruhig fort.

Eines Abends sagte mir der Stallmeister: wir werden heut nach der Vorstellung einen neuen Feuerhund probiren; wollen Sie das mit ansehen? — (Jetzt komm' ich auf den Hund.) — Ich blieb. Die Zuschauer hatten sich verlaufen, und ich stand mit meinen Freunden in dem großen, fast dunklen Raume. Der mittlere Kron-

leuchter wurde herabgelassen, mit geladenen Kartouchen bewaffnet, in Mitten derselben war ein Bündel grauer Lappen befestigt, und auf diese wurde nun der Hund gehetzt, damit er sich fest verbeißen, und dann, wenn die Kartouchen angezündet und der Leuchter wieder emporgezogen wäre, hoch oben im vollen Feuer hängen sollte. Während der langwierigen Voranstalten zu dieser Feuertaufe hört' ich neben mir etwas rauschen; ich blickte links und sah, in Shawls und Tücher vermummt, Sophien, die ich längst zu Hause wähnte. Sie redete mich, leise flüsternd in Deutschen Worten, die sie nur mühsam Silbe nach Silbe vorzählte, an. Auf meine Frage, warum sie sich diese Mühe mache? entgegnete sie: weil Sie keine andere Sprache verstehen wollen.

Ich kann unser Gespräch nicht vollständig wiedergeben. Mir war so seltsam zu Muthe — nicht nur der Kronleuchter, die Raketen, der Hund — die ganze Manège schien sich mit mir und um mich zu drehen. Endlich verkündete das Geschrei der Knechte, daß der Hund gebissen habe! Die Feuerröhren sprühten, die Krone hob sich, der Hund hing fest in der Höhe, der Funken nicht achtend, die ihm das Fell versengten, — und in

diesem Augenblicke fühlt' ich Sophien's Hand auf meinem linken Arme, mit einem Druck so kräftig, daß es schmerzte; sie sah mich zornig an, murmelte: wenn ich dürfte, möcht' ich Sie „empoigner", wie der Hund da. — Um mich zu erwürgen? fragt' ich, mit erzwungenem Scherze. — Peut être! sagte sie, ging und ließ mich stehen.

— Na, lächelt mein junger Leser, jetzt wollen wir sehen; das wird eine schöne Geschichte werden? —

Nein! Du bist im Irrthum. Es wird freilich eine „schöne Geschichte", aber in anderem Sinne, als Du zu erwarten scheinst.

Von jenem Abende bestand allerdings, das will ich nicht leugnen, zwischen Sophien und mir ein Verhältniß. Aber worin bestand es? Nur in den Zeichen der Vertraulichkeit, die vor dem Angesichte des versammelten Publikums gegeben werden konnten. Sie hielt ihr Pferd, wenn die Diener etwas ordnen oder ändern sollten, stets auf dem Platze an, wo ich an der Barrière stand; sie murmelte, mit kaum bewegten Lippen, die Augen zu Boden geschlagen, ein kaum vernehmbares: je t'aime! gab dann ihrem Rosse die Peitsche,

und sprengte davon, mir erst einen Blick zuwerfend, wenn sie fern war. — Darin bestand es! —

Und damit war ich zufrieden? — Im Anfang wohl. Denn, offen gestanden, ich fürchtete mich vor ihr, wie sehr sie mich auch entzückte. Aber zuletzt siegte doch Eitelkeit über Furcht. Sie muß dich ja für einen Klotz halten, sagt' ich mir, und sie kann doch nicht mehr thun, als sie gethan!? Jetzt ist's an dir! Jedesmal, wenn ich sie unter dem Jubelgeschrei der Menge ihren Kreislauf vollenden sah, nahm ich mir vor: heute sprichst du! Und jedesmal, wenn ich mich ihr zu nahen suchte, hatte sie Jemand in ihrer Umgebung und machte es mir offenbar mit Absicht unmöglich, zu sagen, was ich wollte. Da schrieb ich denn: Wenn sie mir nicht an dem und dem Abende, an dem und dem Orte eine Zusammenkunft gestatte, so würd' ich, von morgen an, die Reitbahn nicht mehr besuchen. Zum Zeichen der Gewährung sollte sie morgen, wenn sie das Erstemal im Zirkus anhielte, ein Tuch von einem Diener begehren.

Als das Tuch ihr überreicht wurde, und sie es nahm, sagte ein neben mir stehender Herr zu seinem Nachbar: man sollte glauben, sie hätte sich

dieses Tuch bringen lassen, um uns damit zuzuwinken.

Diese Worte trugen eben nicht dazu bei, den Sturm in meinem Innern zu beschwichtigen.

Am festgesetzten Abend fand ich mich an dem bestimmten Orte ein. Es war das Haus, wo die Reitertruppe kasernirte und wo Sophie mit ihrer Familie wohnte. Ich hatte für unsere Zusammenkunft den kleinen Vorflur angegeben, der im oberen Stockwerke zu einem großen, und nur bei außerordentlichen Gelegenheiten benützten Saale führte. Kerkow hielt, in seinen Reitermantel und in tiefe Nacht gehüllt, im Hofraum Wache. Ich tappte mich durch die Finsterniß mühsam hinauf, wo Sophie, vor Frost klappernd, meiner schon harrte. Vergessen waren in diesem Augenblicke die ausführlichen Anreden, die ich mir sorgfältig vorbereitet. Ich umarmte sie schweigend, und sie ließ mich schweigend gewähren, hingebend, wie ein schwaches, willenloses Mädchen. Plötzlich empfand ich ein Zucken in ihren Gliedern, und mit unglaublicher Körperkraft mich überwältigend, machte sie sich von mir los. Und nun redete sie mich französisch an: „Sie sehen, ich bin stärker als sie und vermag mich zu wehren. Aber ich

will es nicht thun; ich will thun, was Sie wollen, wie ich auch, weil Sie es wollten, hierher gekommen bin. Nur Eines mögen Sie bedenken. Ich liebe Sie, aus Liebe — (je vous aime, d'amour! dieser Ausdruck läßt sich Deutsch nicht geben) — aber eben deshalb möcht' ich nicht, daß Sie mich verachteten. Sie haben die Wahl. Verlassen Sie mich jetzt, so werd' ich an Sie denken, wie an einen wahren Freund, und Sie an mich, wie an eine achtungswerthe Frau. Unsere Liebe wird in unserer Erinnerung leben, wie ein „erster Maitag". Wo nicht, — eh bien, je suis toute à vous! — wenn Sie nichts Anderes kennen! Sie werden mir dann eben nur ein Mann sein, wie schon Manche, die ich gern wieder vergaß, und ich werde für Sie zu den „letzten der Frauen" gehören. Wenn das Sie glücklich machen kann" — — Hier brach sie in Thränen aus und warf sich an meinen Hals. — Wir küßten uns die Thränen aus den Augen und ich versprach, ihr zu gehorchen. Aber trotz aller Versprechungen ging ich nicht, und entdeckte immer neue Thränenspuren. Da rasselte Kerkow's Säbel von unten herauf. Das war ein Zeichen, daß die Herren Bereiter vom Gastgelage, welches ein

Weinkaufmann ihnen gegeben, heimgekehrt waren. Wir schieden. „Liebe Deine Frau und denke an mich!" mit diesen Worten schlüpfte sie über die Treppe in ihre Behausung und nachdem ich dort die Thüre schließen hören, verließ auch ich jene Stelle, aber nur zögernd, als ob noch etwas zu erwarten wäre?

Seit jenem Abende hab' ich Sophien nicht mehr ohne Zeugen gesprochen.

Ihr Mann war ein eitler, vielschwatzender und wenigsagender Franzose; ein guter Seiltänzer, guter Gatte und noch besserer Hauswirth; er tanzte, sparte und — erzählte, das war sein Leben. So erzählte er mir denn auch, mit großem Aufwande von pantomimischen Aktionen, von den Erfolgen, die er durch Einübung verschiedener Spektakel-Pantomimen auf mehreren Theatern, namentlich in Wien hervorgebracht. Wenn uns ein Deutscher Seiltänzer den Scenenbau einer solchen theatralischen Handlung im Gespräche deutlich machen wollte, würden wir Mühe haben, seinen Beschreibungen zu folgen. Der Franzose machte das so klar, spielte mir, indem er sie nannte, die einzelnen Karaktere, komische wie ernste, anschaulich vor, und brachte mich, der ich in dieser

Gattung noch nichts gesehen hatte, sehr bald dahin, seinen Paraden eine poetische Seite abzusehen, die sie doch wahrlich nicht haben.

Nun war unglücklicherweise, kurze Zeit vorher, auf unserer Bühne ein Harlekins-Schwank, mit all' seinen alten, abgedroschenen, in Breslau aber ganz fremden Farcen und Gemeinheiten gegeben, und, — weil wir keine Tänzer hatten, — von den rezitirenden Schauspielern bereitwilligst eingeübt, auch ganz nett ausgeführt worden. Hatte dieser schon gute Kasse gemacht, — wie viel bessere, meint' ich, müsse die Pantomime machen, die theilweise auf vier Füßen einherstolzirte?? Die Gelegenheit schien um so günstiger, als Sophiens Ehemann ohnedies Willens war, sich bei der nahe bevorstehenden Abreise, von der Tourniaire'schen Truppe zu trennen, und auf eigene Hand ein Geschäft zu etabliren. Ich theilte meinen Vorschlag der Direktion mit. Diese, schon seit einigen Monaten durch geringere Einnahmen *) beängstigt, fand den Gedanken, das Publi-

*) Noch ist zu erwähnen, daß die Direktion für ähnliche Zwecke, mit der Tänzer- und Springer-Gesellschaft Kobler bereits Unterhandlungen eingeleitet, die Ankunft dieser Leute sich aber wider Erwarten verzögert hatte.

kum bei herannahendem Sommer mit Pferden in's Theater zu ziehen, ganz annehmbar; die Bewilligung des „Ausschusses", eines mystischen, aus sieben Aktionairs bestehenden geheimen Obertribunals, wurde eingeholt und mir, — nachdem man sich erst durch Sachverständige überzeugt, die Bühne sei fest genug, um Pferde zu tragen, — der Auftrag ertheilt, die Unterhandlungen einzuleiten und resp. abzuschließen. Das ging seinen raschen Gang. Die größere Hälfte der Reitertruppe verließ Breslau, die kleinere Zahl blieb zurück, richtete sich ein, kaufte Futtervorräthe und schon stand auf dem Repertoir der Tag verzeichnet, wo die erste Arrangements-Probe beginnen sollte. Von unsern Schauspielern war auf vier oder fünf zur Mitwirkung gerechnet; zunächst auf Schmelka, dem der komische Hauptpart zugedacht war; wie er denn schon in der Faschingspantomime die ergötzlichsten und wundersamsten Sprünge geleistet hatte. Desto unerwarteter kam mir seine, durch Baron Forkade an mich gebrachte Weigerung, die mir mit dem Bemerken insinuirt wurde: ich möge mich doch bemühen, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Fest überzeugt, daß dieses mir gelingen müsse, war ich nicht wenig

erschreckt, aus seinen verlegenen Entschuldigungen herauszuhören, wie keinesweges eigene hypochondrische Komikerlaune, sondern vielmehr die Stimme der übrigen Schauspieler aus ihm sprach, die es unter ihrer Würde fanden, mit Seiltänzern und Kunstreitern in Gemeinschaft auf die Bühne zu treten. Schmelka war ein viel zu wandelbarer Mensch, als daß ich ihn nicht sehr leicht hätte umstimmen sollen. Die Versicherung, die ich ihm gab, daß meine Frau bereit sei, auch eine Rolle zu übernehmen, genügte, ihm das erneuete Versprechen abzugewinnen: er wolle die ihm zugedachte nicht ablehnen. Auf diese Weise der beiden Hauptpersonen gewiß, glaubt' ich es auch der übrigen sein zu können. Aber eben so rasch, wie er sich durch mich bewegen lassen, ließ er sich wieder durch seine Kollegen bewegen und am nächsten Tage sagt' er mir bedauernd, er müsse sein Versprechen zurücknehmen. Ich erfuhr nun, daß die Mitglieder des Theaters, — (natürlich wenn ich fern war) — einen Bund geschlossen und sich gegenseitig verpflichtet hatten, keinen Theil an den neuen Pantomimen zu nehmen. Auf meine deshalb an die Direktoren gerichtete Frage: „wie sie sich dabei benehmen wollten?" zuckten sie verlegen

die Achseln; und auf meine zweite Frage: „wie wir die Ansprüche der bereits engagirten Reiter und Springer befriedigen würden?" zuckten sie noch verlegener. Nun riß mir die Geduld. Ich eilte zu Sophiens Gatten und trug diesem mit möglichster Schonung vor, welche Schwierigkeiten seinen Darstellungen sich entgegensetzten, wobei ich mich bereit erklärte, in dem Entschädigungsprozesse, den er gegen die Direktion anhängig machen wolle, rücksichtslos als Zeuge für sein gutes Recht aufzutreten. Wie sehr mußt' ich erstaunen, als der von unsern Mimen so tief verachtete und geringgeschätzte Seiltänzer mit vollkommener Ruhe erwiederte: wenn die Herren Schauspieler zu stolz wären, mit ihm aufzutreten, so sei er zu stolz sich irgendwie aufdrängen zu wollen. — Er bezahlte seine Wohnung, verkaufte seinen Hafer, packte seine Sachen und reisete, ohne nur die Idee einer Entschädigung anzusprechen, augenblicklich ab.

Darauf war ich am allerwenigsten vorbereitet. Ich hatte, seine Geldgier kennend, auf die unangenehmsten Verwickelungen mich gefaßt gemacht. Jetzt schien mir der Mann in seiner Art erhaben, und ich sah mich geneigt, ihn und sein

nobles Benehmen im Geiste mit Manchen von Denen zu vergleichen, die ihn ihrer edlen Nähe unwürdig hielten. Auch ärgerte ich mich sehr über das wirklich feige und inkonsequente Benehmen der Direktion. Und in diesem Aerger schrieb ich einen unüberlegten Aufsatz nieder, den ich Schall's Händen übergab und den Schall, wohl mehr die Leser seiner politischen Zeitung und deren Amüsement, als mich und mein Schicksal im Auge, unverändert abdrucken ließ. In diesem Aufsatze theilt' ich dem Publikum die Thatsachen mit und durchwebte ihn mit mancherlei Anzüglichkeiten. Der Hauptpunkt war, daß ein guter Seiltänzer mehr werth sei, als ein schlechter Schauspieler, und daß die letzteren den Triumpf nicht feiern würden, ihren Willen gegen die Direktion behauptet zu haben, wäre diese nicht zu nachsichtig und schwach gewesen. Die letzten Zeilen des Aufsatzes lauteten:

„Heil der Oeffentlichkeit! Was bei dunk-
„lem Lampenschimmer, hinter düst'ren Ku-
„lissen besprochen ward, zieht sie an's hel-
„lere Licht und beurtheilt es schonungs- und
„partheilos. Aber schlimm genug, wenn es
„nöthig wird, an sie zu appelliren. Oder
„auch nicht schlimm, oder in diesem Falle

„vortrefflich! Denn auf welcher hohen „Stufe der vollendeten Bildung muß ein „Theater stehen, dessen Mitglieder sich wei„gern, mit einem Seiltänzer aufzutreten? „Nicht wahr, Ihr Herren Tadler unserer „Bühne, jetzt werdet Ihr verstummen? Ich „thu' es nun auch; wenigstens für heute!"

Der Lärm, den dieser Aufsatz und ein sehr bald darauf folgender zweiter verbreitete, war so groß, daß er mich verwirrte. Die Schauspieler schrieen Zeter und rannten wie besessen durch die Stadt, um Recht und Hülfe zu suchen. Durch ein sehr einfaches Verfahren, welches bei literarischen Streitigkeiten auch nicht selten mit Vortheil angewendet wird, durch das Weglassen zweier Worte bemühten sie sich, meine Aufsätze anrüchig zu machen. Ich hatte sagen wollen und gesagt: ein guter Seiltänzer sei mir lieber, als ein schlechter Schauspieler. Sie lasen: ein Seiltänzer stehe mir höher als ein Schauspieler! Und daran knüpften sie ihr Wehegeschrei. Aber, erstaunlich, Breslau ging nicht darauf ein. Breslau, mein liebes, gutes Breslau, dem all' und jede Gelegenheit willkommen gewesen, mich zu verketzern, und gegen welches ich leider mit solchen Gelegenheiten nie sparsam war; Breslau, das ich eigentlich ein

Bischen im Verdacht hielt (und nicht mit Unrecht), es steigere die Begeisterung für meine Frau in dem Grade, als ihr Mann dadurch in den Schatten gestellt werde; Breslau nahm in dieser Angelegenheit, wo ich doch gewiß dumme Streiche gemacht hatte, so entschieden meine Partei, daß mit Ausnahme einiger zum Theater gehöriger und mit Theater-Personen nah' verkehrender Leute, und mit Ausnahme derjenigen Aktionairs, die zum „Ausschuß" zählten, Alles gegen die Schauspieler war. Diese konnten, trotz ihrer Bemühungen, anfänglich nicht einmal einen Skribenten finden, der für sie wider mich aufgetreten wäre. Meine Hauptgegner: Herr Schöne, auch Redakteur eines Journals, sprach in diesem für mich; und Dr. Grattenauer sandte mir folgende Zeilen:

„Die Stadtklätscher wollen wissen, daß ich „wider den von Ew. in der letzten Zeitung bekannt gemachten vortrefflichen Aufsatz „schreibe, oder schreiben werde. Ich erkläre „dies hiermit für Lüge und Verleumdung. In „dem Aufsatz ist die Wahrheit zu meiner und „aller verständigen gebildeten Menschen „Freude mit gehörigem Nachdruck &c. &c. Herr „Schmelka hat mich zwar zu einer Schreiberei „gegen Sie aufgefordert; ich habe die Auf-

„forderung aber mit der entschiedensten Miß-„billigung abgewiesen und werde nicht eine „Zeile gegen meine Ueberzeugung schrei-„ben.“

Männer, die mich sonst über die Achsel angesehen, traten mir entgegen, um mich zu beloben, und wo ich mich sehen ließ, empfing ich Glückwünsche. Was sich eben im Allgemeinen aussprach, war — nicht etwa Theilnahme für mich!? so thöricht bin ich schon damals nicht gewesen, diese zu erwarten, — es war der Haß gegen die Schauspielerwelt; bei literarisch-gebildeten oder sonst freisinnigen Personen hervorgerufen durch die dünkelhafte Anmaßung und Komödianterei, in welcher die Kulissenhelden einherstolziren; bei den Philistern aber hervorgerufen durch berechnenden Neid, welcher die Gaukelei zu theuer bezahlt findet. Und mocht' ich in der Form noch so sehr gefehlt haben, in der Sache hatt' ich gewiß Recht, eben so sehr gegen die rathlose Direktion, als gegen die Schauspielergesellschaft, welche obenein gerade damals recht schwach war und, mit einigen Ausnahmen, weder bedeutende Talente noch ausgezeichnete Persönlichkeiten enthielt. Unter den letzteren befand sich ein Mann von anerkanntem Werthe und gediegenen Kenntnissen; ein Mann,

der es gewiß nicht verdiente, mit anderen meiner Gegner in einen Topf geworfen zu werden, und dem dennoch, wie die Dinge standen, oder eigentlich lagen, nichts Anderes übrig blieb, als sich dem Bündniß wider mich anzuschließen, woraus denn auch hervorging, daß er sich geistig an die Spitze stellen mußte. Schon damals mit dem Gedanken vertraut und dafür arbeitend, daß er die Bühne verlassen und seiner musikalischen gründlichen Gelehrsamkeit den nützlichen Wirkungskreis anweisen wollte, den er sich auch bald nachher errang, und den er bis heute tüchtig und ehrenvoll behauptet, war es ihm wohl nicht angenehm, gegen Schall, mich und viele unserer Freunde, welche eben auch die seinigen waren, die Fahne des Streites zu schwingen. Aber da wir leichtsinnig versäumt hatten, ihn durch sondernde Erwähnung außerhalb des Treffens zu stellen, konnt' er nicht davon bleiben. Ihm nur gelang es — muß ich erst aussprechen, daß ich von Mosevius rede? — endlich auch eine würdige Feder in Bewegung zu setzen, welche die Sache der Poesie gegen die Prosa, die Rechte der Schauspielkunst und ihrer Priester gegen Pantomimenskandal und Pferdeknechte führte. Professor Braniß ließ sich dazu

bereit finden. Aber in seiner logischen und philosophischen Schärfe schrieb er eine Abhandlung, die vielleicht zu tief einging, um populair zu werden, und die, weil fast Niemand sie las, wirkungslos bleiben mußte. Was die Publizität anlangt, stand der Sieg auf meiner Seite, und ward mir nicht entrissen. Anders gestalteten sich die Verhältnisse zum Theater, dessen Beamter ich doch einmal war.

Die Schauspieler *) reichten bei der Direktion eine Klage gegen mich ein. Die Direktion erklärte sich für inkompetent, weil sie selbst Partei sei und selbst klagen wolle. Schauspieler und Direktion verklagten mich bei'm „Ausschuß der Herren Theater-Aktionair's"; Erstere, weil ich das Publikum gegen sie aufgeregt und den Kredit der Anstalt gefährdet; Letztere, weil ich sie nachsichtig und schwach genannt. Der Ausschuß ließ, — unglaub-

*) Ich habe zu erwähnen, daß während dieser Händel Stavinsky auf einer Kunstreise abwesend war. Nur seine Abwesenheit führte den Ausbruch herbei. Bei seiner Gegenwart hätte sich Alles anders gewendet, und er als Regisseur unbedenklich durch sein Beispiel den Rücktritt der Uebrigen unmöglich gemacht. Er war von derlei theatralischen Abwechselungen ein Freund und stand auch im guten Einvernehmen mit unsern Reitern und Tänzern.

lich, aber wahr! — mir diese Klagen im „Auszuge“ zukommen, und verlangte meine Vertheidigung. Hätt' ich mich nun zu einem Advokaten begeben und diesen ganz einfach in meinem Namen erwiedern lassen, so würde, unter strenger Beobachtung juristischer Formen, evident erwiesen worden sein, daß die sogenannten Theatergesetze, auf die ich als Theaterdichter und Sekretair kontraktlich hingewiesen war, „nur in so fern dieselben auf meine Stellung Anwendung finden könnten“, mich nicht so enge banden, wie Einen, der ihnen als Schauspieler total unterworfen war, und man hätte mir endlich nichts thun, als mich mit einer Ordnungsstrafe belegen können. Ich aber, den der Hafer stach — (der Hafer vielleicht, welchen die abreisenden Reiter verkaufen müssen?) — verfaßte meine Vertheidigungsschrift selbst, und war der animus injuriandi in den Zeitungsaufsätzen etwa zweifelhaft geblieben, so trat er in jener unseligen Vertheidigung desto deutlicher hervor. Sie war, ich muß es bekennen, ein Muster von Inkonsequenz, Widerspruch — und Grobheit; obschon nicht gerade schlecht geschrieben.

Der Ausschuß dekretirte sofort in einem Erlaß vom 6. Mai meine „zur Erhaltung der noth-

wendigen Ordnung" erforderliche augenblickliche Entlassung.

Juristische Freunde meinten, dazu hätte derselbe kein Recht, und ich solle das meinige weiter suchen. Doch darum war es mir nicht zu thun. In mir tobten die wildesten Stürme! Ich wollte mich nicht demüthigen, wollte keine halbe Versöhnung.

Meine Frau, so sehr sie ihre Häuslichkeit und ihre Kinder liebte, so sanft sie war, so innig sie Frieden und Ruhe wünschte, auch sie war aus ihrer stillen Bahn getreten; auch sie, die lammfromme, taubenmilde, war von Zorn erfüllt; denn die niedrige Gemeinheit mehrerer, ja vieler Theatermitglieder hatte ihr entgelten lassen, was ich doch nur allein verschuldet haben konnte. Es war ein Schurke darauf gesetzt worden, wenn Jemand während der Proben oder Vorstellungen mit ihr ein Wort wechselte, und unser guter Remie, der seit jener Zeit, wo er, als ich Breslau verließ, meine Zelle bezogen, fest und treu an mir hing, war der Einzige, der es (unter der Maske seines Amtes als Inspektor) noch wagte, sich ihr zu nähern.

Ich nahm also die mir zugesandte Entlassung

dankbarlichst an und auf das Blatt, welches meine Erklärung enthielt, schrieb Luise noch in kurzen, klaren Worten die ihrige: daß, nachdem mein Kontrakt auf solche Weise gelöset sei, auch der ihrige, der nur in Gemeinschaft mit jenem abgeschlossen, nicht ferner gelten könne, und daß sie sich ihrer Verpflichtungen, auf der Breslauer Bühne zu erscheinen, von heute an für frei und ledig erkläre.

Diesem dünnen Briefchen, war ein dickes, sehr dickes Packet von Rollen beigefügt.

Mir ist unbekannt, ob die Herren diesen Ausgang erwartet hatten? Hatten sie es nicht, so muß man ihr Benehmen gegen mich unüberlegt nennen; waren sie jedoch darauf vorbereitet, so hätten sie auch sogleich geeignete Vorbereitungen in ihrem Interesse treffen, das Publikum ihrerseits anreden, und sich vor dem Ausbruch öffentlichen Unwillens sicher stellen sollen. Das aber versäumten sie.

Und so erhob sich denn schon nach wenigen Tagen, als der Abgang Luisen's bekannt worden war, ein furchtbarer Tumult, der, wie höchst wahrscheinlich ist, von unseren näheren Bekannten heimlich angeregt, jedoch von unzähligen, uns ganz

fremden ausgeführt, Abend für Abend das Schauspielhaus erfüllte und dann am Aergsten ausbrach, sobald sich eine andere Schauspielerin in einer bisher von meiner Frau gespielten Rolle zeigte.

Der „Ausschuß" sah sich schon am 11ten genöthigt, eine gedruckte Versicherung zu verbreiten, „daß die laut ausgesprochenen Wünsche, ihm eine angenehme (!?) Veranlassung gäben" rc. — Das war aber nur ein blauer Dunst, den man dem Publikum vormachte, denn die an uns erlassene Aufforderung enthielt weiter nichts, als den Vorschlag: meine Frau möge wieder, und zwar mit einjährigem Kontrakt, in ihr Engagement eintreten; — von mir war gar nicht die Rede. Natürlich wiesen wir diesen Antrag augenblicklich zurück, mit aller nur denkbaren Derbheit, die nun wirklich an ihrer Stelle war, weil der Ausschuß (offenbar unter sich uneinig) hin und her schwankte und gegen mich vollkommen ungerecht wurde. Mein Rechtsfreund schlug in meinem Namen eine Zusammenkunft sämmtlicher Ausschuß- und Direktions-Mitglieder vor, damit mündlich und in meiner Gegenwart besprochen werden könne, welche Wendung der Sache, für beide Theile günstig, zu

geben sei? Dieser, in jedes besonnenen Menschen Augen, höchst praktische Vorschlag, ward zurückgewiesen, — und zu derselben Zeit den Theaterfreunden weiß gemacht, man thue Alles, um ihre Wünsche zu erfüllen.

Das führte zur Erbitterung, und am Ende hörten auf beiden Seiten Vernunft und Billigkeit zu reden auf. Der Zustand wurde unerträglich.

Der größte Theil des Publikums konnte nicht begreifen, und ich selbst hab' es erst nicht begreifen können, was den Ausschuß, dessen Präses ein gebildeter, loyaler und höchst wohlwollender Mann war, zu solchen Extremitäten antrieb? Später ist es mir wohl deutlich geworden. Der Plan, die Theaterführung nicht mehr durch eine aus der Mitte der Aktionairs erwählte Direktion leiten, sondern das ganze Geschäft verpachten zu wollen, war, durch die innere Zerrüttung der Finanzen erregt, und bereits im Stillen vorbereitet. Meine Frau und ich hatten einen dreijährigen Kontrakt. Die Wiederherstellung desselben, worauf wir zunächst bestanden, wäre den Pacht-Absichten höchst hinderlich gewesen. Deshalb opferte man das zunächst liegende Interesse dem künftigen auf,

und die Vertreter des Aktien-Vereines ließen lieber das Parterre trommeln, pfeifen nnd schimpfen, als daß sie, durch einen erneuerten Kontrakt von so langer Dauer, sich gegen uns und gegen einen Pächter schwer abzuwickelnde Verpflichtungen auflegen wollten, von denen meine Heftigkeit sie so glücklich und unerwartet befreit hatte.

In der letzten Zuschrift, welche der Ausschuß an mich erließ, und die sehr klug und umsichtig abgefaßt ist, war dies denn auch offenkundig ausgesprochen, und der Vorschlag, meine Frau möge wieder auftreten, unter den nämlichen unannehmbaren Bedingungen wiederholt.

Darauf schrieb sie denn, — und dieses Schreiben schloß die Akten, —

„Es ist dem Charakter meines Mannes eben „so zuwider, sich dem hiesigen Theater auf„dringen zu wollen, als es mir unmöglich ist, „eine Bühne wieder zu betreten, von der „mein Mann unrechtmäßig entlassen wor„den ist. Ich verlasse das hiesige Thea„ter und dessen Administration mit eben so „**leichtem** Herzen, als ich Breslau und seine „Bewohner mit **schwerem** Herzen verlasse.“

Die Unruhen im Theater dauerten fort, und wiederholten sich bei jeder Gelegenheit. Ich konnte es nicht vermeiden, von Vielen, sogar solchen, die

uns recht wohl wollten, als der Urheber derselben angesehen zu werden und wäre gern sogleich von Breslau aufgebrochen, wenn nicht hundert Bande uns gehalten hätten. Unsere neue Wohnung war, mit dem nun umgestürzten Theaterkontrakt korrespondirend, auf drei Jahre gemiethet; die Deutschen Blätter und ihre wachsende Entfaltung nahmen die thätige Gegenwart des Redakteurs in vollen Anspruch; Aussichten auf Gastrollen für Luisen eröffneten sich nirgend, und unsere zwei kleinen Kinder auf eine Reise mitzunehmen, welche weder Zweck noch Ziel hatte, schien doch unmöglich. Ich befand mich also in einer verzweifelten Lage, und hätte unterliegen müssen, wären nicht die Freunde mir zur Seite gestanden und hätte nicht Luise einen heitern Muth gezeigt, der um so lebendiger wirkte, je weniger ihre sonstige Schüchternheit ihn zu erwarten berechtigte. Neben den Freunden aber, die durch That und Wort, durch Mund und Feder bewiesen, daß sie uns ergeben waren, muß ich eine Freundin meiner Frau und unseres Hauses nennen, welche ein seltenes Beispiel festen Sinnes und energischer Konsequenz an den Tag legte. Die Schauspielerin Luise Wagner, ohne ihre Eltern in Breslau

lebend und seit einem Jahre bei uns heimisch, bot dem Bannfluch, den die verbündeten Mimen gegen uns ausgesprochen, fröhlich Trotz. Sie brachte unveränderlich und ohne Scheu jede Stunde des Tages, welche von ihren Berufspflichten nicht in Anspruch genommen wurde, bei meiner Frau zu, und stellte den Drohungen einiger rohen und albernen Schauspieler, welche ihr darüber plumpe Vorwürfe machten, ein kühnes Lächeln entgegen. Ja, sie rühmte sich, der ganzen Schaar in's Angesicht, ihrer unerschütterlichen Treue und Festigkeit, und legte durch geistreiche Entgegnungen, bisweilen den lautesten Garderoben-Schreiern Stillschweigen auf.

Ein so edles Benehmen, wie es zu den seltenen Ausnahmen in der Theater- und auch in der übrigen Welt gehört, sollte hier, eben so ausnahmsweise, durch sich selbst seinen Lohn finden. Denn weil die Regie nicht mehr wagen durfte, die von meiner Frau gespielten Rollen anderen Damen zu übergeben, aus Furcht, die Opposition unserer großen Partei gegen dieselben hervorzurufen, so zog dieselbe vor, dergleichen Rollen durch Demoiselle Wagner zu besetzen, welche als anerkannte Freundin der Abgegangenen vor jeder Un-

bill sicher war. Auf diese Weise gelangte ihr jugendliches Talent, bisher durch die Beliebtheit meiner Frau in den Schatten gestellt, glücklich dazu, sich entfaltend zu üben und schon ein Jahr nach unserer Trennung von Breslau erfreute sie sich der allgemeinsten Anerkennung. Wohl fanden die Göthe'schen Worte:

„Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter im Geräusch der Welt."

auf dieses junge Mädchen volle Anwendung; denn ein „Charakter" gehörte dazu, in jenem feindseligen Kulissen-Geräusch, ohne Schutz, ohne Anhalt, fest zu stehen und mit der Stimme des Gefühles für Freundschaft und Recht, die gellenden Stimmen des Neides, der Bosheit und des Spottes zu überbieten.

Minder erfreulich wendete sich das Schicksal eines unserer treuesten Anhänger, des schon mehrmals genannten Herrn von Kerkow. Dieser junge Offizier, in welchem ein sarmatischer Ursprung nicht zu verkennnen war, gab sich der Wirksamkeit für unsere Sache mit voller Leidenschaft hin, und trotz unserer dringendsten Bitten, die nicht selten Vorwürfe, Anklagen wurden, und sogar heftigen Zwist zwischen ihm und mir hervorriefen,

ließ er sich's nicht wehren, immer neuen Theatertumult anzuregen, wobei ihm besonders die jungen in Breslau studirenden Polen, seine quasi Landsleute, als nur zu williges Hülfskorps dienten. Ein unseliger Zufall führte dies allerdings tadelnswerthe Benehmen zum traurigsten Ausgange.

Es waren ein paar blinde Virtuosen angelangt, um in Breslau Konzert zu geben. In ihrer Blindheit scharfsichtig genug, einzusehen, daß das öffentliche Erscheinen einer Schauspielerin, deren Auftritt auf der Bühne mit so vielem Geschrei vergebens begehrt wurde, ihrem Konzert ersprießlich sein dürfte, forderten sie meine Frau dringend auf, bei ihnen zu deklamiren, und wir waren eitel genug, zuzusagen. Nun hatten sie außerdem noch andere Hülfs-Kräfte in Anspruch genommen, und unter diesen eine, — obschon mit Unrecht, doch beliebte, — Sängerin vom Theater, welche ihnen auch versprochen hatte zu singen; sich aber dann, als es zur Sache kam, zurückzog, mit der abgeschmackten Entschuldigung, „daß sie mit Frau von Holtei in einem und demselben Konzerte nicht wirken könne!“ Das war nun freilich die Partheiwuth bis zur Raserei getrieben

und eine strenge Züchtigung konnte dieser übermüthigen, nebenbei unglaublich dummen Person nicht schaden. Diese wurde ihr denn auch redlich zu Theil, denn als sie nach jenem Konzert zum Erstenmale die Bühne betrat, ward sie — (wie mir erzählt worden; ich selbst hatte mich, um fern vom Schusse zu sein, auf eine kleine Reise in's Land begeben) — mit einer ächt-spöttischen Kriegsmusik von helltönenden Pfeifen empfangen. Bis dahin wäre Alles gut gewesen und auch Freund Kerkow wäre, wie thörigt er immer handelte, sich in voller Uniform, die große Pfeife im Munde, in's Parterre zu setzen, mit einem Arrest davon gekommen, wenn es die musikalischen Seelen bei'm ersten tutti bewenden lassen. Sie wollten sich aber nicht beruhigen, und pfiffen unausgesetzt, und immer wieder mit frischem Athem, sobald Madame sich nur zeigte. Das schien den ehrlichen Spießbürgern, die ihre vier Groschen erlegt hatten, um die Musik im Orchester, nicht aber jene im Parterre zu hören, ungerecht; sie geboten: Ruhe! Und als diese nicht eintrat, wurden sie grob, beklagten sich laut und warfen den Pfeifenden allerlei Schmähungen und Schimpfnamen von der Gallerie hinunter. Fast alle an diesem

Abende im Theater anwesenden Offiziere hatten sich verständiger Weise in Logen begeben und waren dort, wenn sie auch nicht ganz unthätig blieben, vielmehr unbemerkt mitzuwirken suchten, doch nicht in Gefahr unter die Lärmer im Parterre zu gerathen und mit diesen verwechselt zu werden. Nur Kerkow und noch ein Anderer unserer Hausfreunde hatten sich so leichtsinnig exponirt und nun blieb ihnen, bei der strengen Censur, welche in ihrem Regimente über Ehrenpunkte herrschte, nichts Anderes zu thun, als — ihren Abschied zu nehmen. Denn mit den Gesellen, die vom „Gänsestall" herab auf sie geschimpft hatten, konnten sie sich nicht schlagen.

So trat Kerkow aus der Laufbahn, der er zugehörte und für die er paßte, in ein müßiges, zweckloses Leben; der schmucke Reiteroffizier wurde ein Pflastertreter, — ein Spekulant, — ein Kommerziant — und eine angenehme, liebenswürdige Persönlichkeit ging in fabelhaften Unternehmungen, schlechter Gesellschaft, endlichem Mangel, traurig und elend zu Grunde. Es gehört zu den trübsten Erinnerungen meines Daseins, daß im Umgang mit mir sein Untergang herbeigeführt wurde.

Daß es so mit ihm enden würde, konnten wir, konnt' er damals nicht ahnen; sein Entschluß, den Abschied zu nehmen, trug vielmehr nur dazu bei, die Aufregung unserer Freunde täglich zu vergrößern. Natürlich wurden die Ruhigeren unter den Theaterbesuchern der Sache zuletzt überdrüßig und es hätte der freundlichen Vorstellungen des Polizeipräsidenten, welcher übrigens der Direktion und den Schauspielern mir gegenüber Unrecht gab, gar nicht bedurft, um mich zu überzeugen, daß wir unsere Abreise beschleunigen müßten, wollten wir nicht in den Verdacht gerathen, Lust am Skandale zu finden.

Die Mit-Redaktion der „Deutschen Blätter" übergab ich einem unserer Genossen, dem Lieutenant Friedrich Barth (Karl Barbarina), der meine junge Stiftung denn glücklich mit seinen eigenen, und einiger wohlfeil zu honorirender Mitarbeiter Beiträgen erstickte.

Unsere Wohnung wurden wir, so wie die darin befindliche neue Einrichtung, mit schweren Opfern los.

Aber die Kinder! — Mitnehmen konnten wir sie nicht; das Mädchen war kaum aus den Windeln. Der Knabe, den seine Amme leichtsinnig

fallen lassen und der ein Krüppel zu bleiben drohete, war der orthopädischen Behandlung des Dr. Küstner unterworfen, die nicht unterbrochen werden durfte. Da trat dieser wackere Arzt, der während der kurzen Dauer unserer Bekanntschaft ein Freund geworden war, mit dem Anerbieten hervor, in Gemeinschaft mit seiner Frau, die Sorge für unsere Kinder zu übernehmen. Eine kleine Wohnung, dicht neben seinem Amtslokale, wurde gemiethet; der zuverlässigen Kinderfrau wurde noch ein weiblicher Dienstbote beigegeben, und Luise riß sich mit bewundernswürdiger Kraft von den kleinen hülflosen Wesen, an denen sie mütterlich hing.

Mit welchen Gefühlen wir diese Reise antraten, die zunächst kein anderes Ziel als einen mehrwöchentlichen Sommeraufenthalt in Grafenort, dann aber auch nicht die Spur einer gesicherten Zukunft hatte, — das zu schildern würde schwer sein. Je näher die Stunde der Abreise (es war am 23. Juni des Abends) rückte, desto voller wurden unsere Zimmer. Die Freunde standen, mit Thränen im Blick, um uns her. Wir übersahen jetzt erst, wie umfangreich der Kreis gewesen, der uns für seinen Mittelpunkt hielt,

der sich um uns bewegte. Keiner hatte so recht daran geglaubt, daß wir wirklich scheiden würden. Bis zum letzten Augenblicke hatten Alle — (und vielleicht wir selbst) — noch auf eine unerwartet günstige Wendung gerechnet.

Jetzt wurd' es Ernst, und ich empfand ihn tief.

Die Erlaubniß, in Grafenort zu verweilen, bevor wir unsern Stab in die weite Welt setzten, hatt' ich mir erbeten, theils um daselbst die Entscheidung verschiedener Theater-Direktionen, an die ich geschrieben, abzuwarten? theils, um mich in der schönen, reinen Bergluft zu erholen. Denn ich fühlte wohl, daß ich, geistig leidend von den furchtbaren Kämpfen, die ich im Innern durchgekämpft, auch nahe daran war, körperlich zu unterliegen. Je mehr ich mich bemüht, unter der Maske leichtsinniger Keckheit zu verbergen, was in mir vorgegangen, desto heftiger war ich im Herzen davon ergriffen worden. Eine krankhafte Reizbarkeit hatte sich meiner bemächtigt. Der hei-

tere, jugendliche Sinn war entschwunden, um hypochondrischen Launen Platz zu machen. Jeder Widerspruch regte mich bis zur Heftigkeit auf. Das Blut in mir fieberte und tobte. Um Stirn und Brust lag es wie eiserne Reifen. Während die Freunde, die uns nach Grafenort begleiten mögen, Lustfahrten und Spaziergänge machten, saß ich, bald fröstelnd, bald brennend vor Hitze, im öden Zimmer und seufzte vor mich hin. Fast möcht' ich behaupten, daß ich seit jener Zeit nicht mehr ganz genesen bin. Wenigstens jenes glückselige Gefühl innerster, vollkommener Gesundheit, wie ich es sonst gekannt, ist seitdem nicht mehr in mich eingezogen, und wenn ich mich auch im Allgemeinen wohl befand, konnt' ich doch nie mehr in rechter Lust eines unverkümmerten Behagens aufjauchzen, wie ich es früher vermocht.

Dabei schleppt' ich mich immer umher, ordnete die theatralischen Vorstellungen, die wir sonntäglich gaben, und machte mich stärker als ich war.

Mit Luisen ging es erträglich. Ihre Krämpfe fanden sich zwar täglich ein, oft mit schauderhafter Gewalt, doch wurde daraus schon wenig mehr gemacht. Die Nachrichten, die Freund Küstner

uns über die Kinder zukommen ließ, lauteten befriedigend.

Desto niederschlagender waren die Briefe, die von den Direktionen der verschiedenen Deutschen Theater an uns ergingen und sämmtlich das gewünschte Gastspiel verweigerten.

Dieselben Bühnenvorstände, die Luisen noch vor einigen Monaten dringend eingeladen und ihr die besten Anträge gemacht, hüllten sich jetzt in nichtssagende, ausweichende Entschuldigungen; offenbar in Folge der Breslauer Streitigkeiten, welche auch von Seiten ihres Personales Opposition gegen uns befürchten ließ. Was sollte daraus werden? Irgend etwas mußte gescheh'n; irgendwo mußte das Eis gebrochen werden? Ich erwählte mir Prag, und zwar deshalb, weil dies der einzige Ort war, von wo ich auf meine Anfrage keine Antwort empfangen.

Als ich mit Luisen Grafenort verließ, begann eigentlich erst die vollkommene Trennung von Allem, was uns lieb und theuer gewesen. Nun erst waren wir auf uns selbst gewiesen, nun erst allein in der fremden Welt.

Mir war so bang und weh. Zwar zwang ich mich, lustig zu sein, und trieb im Wagen ne-

den Luisen die tollsten Späße und Dummheiten, um sie frohen Sinnes zu machen; wir lachten wie die Thoren, — und doch waren unsere Herzen voll Thränen.

Wie so kleine Begebenheiten, hingeworfene Worte, bei solcher Stimmung den tiefsten, nachhaltigsten Eindruck machen! In einem kleinen Böhmischen Städtchen fütterten wir die Pferde und uns. Im Gastzimmer, wo wir speiseten, saßen einige ältere Herren, offenbar herrschaftliche Beamtete, und diese ließen sich mit uns, nachdem sie vom Kutscher erfahren hatten, daß wir „Breslauer Schauspieler" seien, in's Gespräch ein, wobei sie uns, ächt kleinstädtisch, über unserer Reise Zweck bis auf's und ausfragten. Wir gaben gutmüthig Bescheid und unterhielten uns zwei Stunden lang recht traulich. Als wir wieder in den Wagen stiegen, rief uns der ältere nach: „Na, glückliche Reise; einem so sauberen jungen Paare muß es überall gut gehen!"

Diese Verheißung klingt mir heute noch wie eine recht freudige im Ohre, und ich sehe den alten Herrn mit dem Sammetmützchen auf dem grauen Kopfe noch vor unserem Wagen stehen.

Es war in der Abenddämmerung, als wir

Prag's Thürme erblickten. Mich überkam dabei ein poetischer Schauer und mit wehmüthiger Begeisterung hub ich das Schenkendorf'sche Lied auf Scharnhorst's Tod, in welchem er „die alte Stadt, wo Heil'ge von den Brücken sanken" anredet, nach der schönen Melodie des „Prinzen Eugenius" zu singen an. Wir gelangten in wahrhaft feierlicher Stimmung an's Thor, um durch einen verwünschten Zöllner in die niedrigste und ekelhafteste Prosa gezogen zu werden. Kaum jedoch hatte der Mann Luisens Stimme gehört, ihr bei'm Scheine seiner Laterne in's Auge gesehen und aus unserem Bericht an den wachthabenden Polizeisoldaten das Wort „Schauspieler" *) vernom-

*) Als wir Breslau verließen, hatte ich mich auf unserem Reisepasse, nicht als Theater-Sekretair ꝛc., sondern ausdrücklich als Schauspieler bezeichnen lassen. Warum? — Weil die alte Neigung mit voller Kraft wieder ausbrach! Weil ich, in einem Zeitpunkt wo das ganze Schauspielerthum gegen mich, einen Schmähenden, an seiner künstlerischen Bedeutung Zweifelnden, in Waffen stand, nichts sehnlicher wünschte, als wieder auf die Bühne zu klettern; und weil ich fest entschlossen war, dies bei der nächsten Gelegenheit, welche unsere Reise darbieten würde, zu thun. Ich entschuldigte meine Inkonsequenz vor mir selbst und vor Andern, mit der Ausflucht: dies geschehe nur, um zu zeigen, daß ich die Existenz eines Schauspielers nicht verächtlich fände, — wie man

men, als er unserer Versicherung, daß wir „nix Mauthbares führten" sogleich willig Glauben schenkte. Wie der Polizeisoldat fragte, wo wir zu wohnen gedächten, sagte der Zöllner, indem er Luisen fixirte:

„Scheint mir, im Engel!?"

Diesem galanten Winke folgend, beehrten wir das Gasthaus zum „Engel" mit unserem Besuche.

Herr von Holbein, Pächter und Direktor des Ständischen Theaters, dem ich mich am nächsten Morgen vorstellte, war sehr erstaunt, mich zu sehen und verlangte, ich solle gelesen haben, was er in gelesenen Blättern kürzlich bekannt gemacht, daß bei ihm keine Antwort eine verneinende sei. Auf dem Lande verweilend, hatte ich diese Anzeige, einer neuen Form zu correspondiren nicht zu Gesichte bekommen. Er fertigte mich kurz und entschieden ab; vom Gastspiel war keine Rede, um so weniger, als jetzt eben der berühmte Bassist Fischer und der junge Sänger Eduard Devrient aus Berlin, auftreten sollten.

Da saßen wir nun in der großen, wunder-

---

mir Schuld gegeben; — und um mit Luisen, durch mein Opfer, die Theaterwelt zu versöhnen.

baren Stadt, ohne Freund, ohne Rath, ohne Hoffnung, — und wußten uns nicht zu helfen. Mitten in meiner Trübsal fiel mir ein, daß ein Mitarbeiter und Korrespondent der Deutschen Blätter, W. A. Gerle, Professor am Konservatorium, hier weile. Diesen freundlichen Mann sucht' ich auf, wurde durch ihn mit dem jungen, lebenslustigen Marsano, dem Verfasser hübscher Lustspiele, und durch diesen wieder mit all' den fröhlichen Gesellen bekannt, die sich in der sogenannten „Wolfsschlucht" versammelten. Anfänglich machten mir die dort verkehrenden Schauspieler wohl schiefe Gesichter, doch gab sich's bald, und schon am ersten Abend vernahm ich, von vielen Händedrücken begleitet, die tröstliche Versicherung, man habe gar nicht geglaubt, daß ich ein so „fideler und umgänglicher Kerl" sei.

Weil aber in der Prager Wolfsschlucht keine Freikugeln gegossen wurden, mit denen ich unser Ziel hätte treffen können, und weil meine Kasse nicht vergönnte, so lange in Böhmen's Residenz zu verweilen, als die Schönheit der Stadt und der Umgebungen wünschen ließ, so traf ich Anstalten zur Weiterreise nach Wien. Als ich zu diesem Zwecke mich auf dem Paßbüreau einfand,

erklärte mir der dort fungirende Oberbeamte, in sehr kurzem und entschiedenem Tone, daß mein Paß — (allerdings lautete derselbe: über Prag nach Dresden, denn er war in Breslau ausgestellt, als ich noch auf Dresden gehofft) — zu einer Reise nach Wien nicht berechtige, und daß mir nur die Wahl bliebe, den bezeichneten Weg zu verfolgen, oder nach Breslau zurückgebracht zu werden. Ich stand sprachlos. Nach einer Pause warf mir der strenge Mann einen fragenden Blick zu, und als er mich betrachtete, mochte wohl der Ausdruck des Schrecks in meinem Gesicht ihn milder stimmen, denn er fügte hinzu: Sie müßten denn Jemand hier kennen, der sich für Sie verbürgen könnte? — Ich nannte meine Bekannten, aber erfolglos. Schon ergriff er die Feder, um sein gefürchtetes: Zurück nach Breslau! auf den Paß zu setzen, da griff ich, wie von einem Blitz erleuchtet, nach meiner Brieftasche und flüsterte: ich habe wohl zwei Briefe mit, aber da Seine Excellenz abwesend sind — die Briefe waren von bedeutenden Personen, an den damaligen Oberst-Burggrafen von Böhmen, den edlen Grafen Kollovrat gerichtet, dieser aber auf einer seiner Herrschaften zum Besuch. — Der Chef des Paßbüreau's

ergriff sie, las die Adressen, und las — sie waren unversiegelt und ich ersuchte ihn darum, — auch den Inhalt und die Unterschriften. Hierauf bat er mich, Platz zu nehmen, fragte staunend, wie es zuginge, daß Herr von Holbein keine Gastrollen bewilliget habe? und rieth mir, meine Briefe sogleich im Hôtel des Oberst-Burggrafen, von wo aus täglich verschiedene Reitende expedirt würden, mit einem Schreiben von meiner Hand begleitet, abzugeben. Die Reise nach Wien hat jetzt, äußerte er, gar keinen Anstand mehr, aber ich würde Ihnen rathen, noch einige Tage hier zuzubringen. Diesen Vorschlägen fügte ich mich; um so lieber, weil zu den Prager Freunden sich mittlerweile auch Fischer (der oft angefochtene, nach meinem Geschmack aber in Deutschland noch nicht ersetzte dramatische Sänger), Ed. Devrient, und in den letzten Tagen gar unser geliebter Wolff und der auf der Reise nach Italien begriffene Maler Hensel gesellt hatten, mit denen wir Stadt und Feld durchzogen. Wolff war anfänglich ein wenig ernst und zurückhaltend gegen mich; der Breslauer Theaterskandal hatte auch ihn unangenehm berührt. Aber an der Seite seines geliebten Pflegekindes, der in seinem Hause

und bei der Pflege der Seinigen zweimal vom Tode geretteten Luise, konnte er auch mir nicht lange grollen und nachdem wir die ärgerlichen Zwistigkeiten lang und breit durchgesprochen, fand er es bequemer, darüber zu lachen und Alles leicht zu nehmen. Als er uns, nach Wien voranreisend, verließ, standen wir im innigsten Einvernehmen, an unser baldiges Wiedersehen in der Kaiserstadt schöne Hoffnungen knüpfend.

Diese nicht weiter hinauszuschieben, und des erfolglosen Harrens in Prag müde, wollt' ich nicht länger zögern. Ich nahm einen Lohnkutscher für Wien auf, und ging eben nach dem Polizeibüreau, mir unsern Paß zu holen, als eine Botschaft des Herrn Stadthauptmann's an mich gelangte, mit dem Befehle, mich augenblicklich zu ihm zu verfügen. — Jetzt werden sie uns doch zurückschicken! dacht' ich, und trat sehr betrübt bei Herrn von Hoch — (in späteren Jahren ein furchtbarer Name für die Wiener Literatur!) — ein. Der Herr Stadthauptmann fragte mich: ob meine Angelegenheiten mit Herrn von Holbein im Reinen wären? Ja wohl, war meine Antwort, ganz im Reinen: gleich vom ersten Tage unserer Ankunft war entschieden, daß wir auf nichts zu rechnen

hätten, und deshalb wollt' ich jetzt eben unsern Paß mit einem Visa nach Wien erbitten, damit wir morgen reisen könnten.

„Also es ist seit gestern nichts an Sie ergangen?" — Nein, Herr Stadthauptmann! —

„Hm, das wundert mich. Nun, warten Sie nur noch ein Paar Stunden ab. Wir seh'n uns wieder. Und Ihren Paß mögen Sie für's Erste noch auf dem Büreau liegen lassen."

Unfähig, den Sinn dieser räthselhaften Worte zu erforschen, kehrt' ich nachdenklich zu meiner Frau zurück und fand, nachdem schon der Anblick des vor der Thür Wache haltenden Theaterdieners mich in Erstaunen gesetzt hatte, zu meinem noch größeren Erstaunen bei ihr auf dem Sopha sitzend den Herrn Theater-Direktor; auf dem Tische lag ein „Besetzungsbuch" und sie waren eben beschäftigt, Stücke ausfindig zu machen, in denen Luise auftreten könne? — Die Verhältnisse hatten sich unerwartet so günstig gefügt, daß unseren Wünschen noch Erfüllung zu Theil werden konnte. —

Jetzt verstand ich den Stadthauptmann. Und um uns durchaus nicht in Zweifel zu lassen, w e m wir diese glückliche Wendung verdankten, beehrte uns ein jüngerer Graf Kollovrat, Neffe

des Oberst-Burggrafen, mit seinem Besuche und mit dem Anerbieten, etwaige Wünsche an seinen Oheim zu übernehmen und zu befördern.

Wie wichtig bei der Lage der Dinge es für uns sein mußte, in der ersten Stadt, die wir nach der Breslauer Katastrophe berührten, mit dem Theater in Verbindung zu kommen, ist leicht einzusehen. Ohne Gastrollen von Prag abreisen, hieß gewissermaßen auch alle übrigen Deutschen Bühnen Luisen verschließen. Ich hatte dies trotz meines Leichtsinns nur zu wohl begriffen, und mir nicht verheimlicht, — wenn ich es schon meiner Frau zu verbergen suchte, — daß an dieses Mißlingen des ersten Schrittes, unsere bei allen übrigen Theatern durch meinen unseligen Federkrieg erregten Gegner, die nachtheiligsten Folgerungen für uns knüpfen und Muth fassen würden, uns entgegen zu wirken. Deshalb bestand ich darauf, in Prag auch als Schauspieler aufzutreten. Natürlich wählt' ich Rollen, deren ich mich sicher glaubte, und kam denn auch in einigen Naturburschen, und in einer kleinen, von mir selbst zusammengestellten Verkleidungsposse glücklich durch. Luise war ihres Erfolges ohnehin gewiß.

Am ersten Abende begegnete mir ein sehr er-

gößliches Mißverständniß, welches den Schauspielern Stoff zu herzlichem Gelächter gab. Es war uns für jedes Gastspiel ein Drittheil der jedesmaligen Tageseinnahme zugesichert; ich, mit den Theaterverhältnissen österreichischer Bühnen unbekannt, wußte nicht, wie bedeutend daselbst das Abonnement zu sein pflegt, und wähnte daher, als ich die meisten Logen besetzt und das Parterre leidlich gefüllt sah, wir hätten eine recht ergiebige Einnahme gemacht. Im Zwischenakte brachte mir der Kassirer meinen Antheil in die Garderobe. Ich wog das wohlversiegelte Päckchen in Händen und glaubte in demselben eine nicht unbeträchtliche Anzahl massiger Goldstücke zu fühlen; äußerte auch meine dankbare Anerkennung für eine so zarte Aufmerksamkeit, den Reisenden nicht mit schwerem Silber zu belasten. Als ich aber dem Reize, meine Schätze zu überzählen, nicht widerstehen konnte, und die Berechnung entsiegelte, ergab sich, daß nach Abzug der mit 100 Gulden Wiener Währung notirten Tageskosten, die baare Gesammteinnahme die Summe von 11 Fl. 48 Xr., mithin mein Drittheil 3 Fl. 56 Xr. W. W. betrug, und daß meine Goldstücke Kupfermünzen

waren! — An den folgenden Abenden stellte sich das Ergebniß etwas besser.

Gleichviel! Wir hatten in Prag gespielt, die Bahn war gebrochen, und froheren Muthes reiseten wir nach Wien. Unser Lohnkutscher setzte uns im Gasthofe zum „wilden Mann" ab, wo, wie wir wußten, Wolff hausete, und wo später auch Karl Maria von Weber, den ich aus Dresden *) kannte, und der mir dort liebevoll entgegengekommen war, wohnen sollte.

Die Mitarbeiter an den Deutschen Blättern: Halirsch, Seidl, Castelli, Biedenfeld u. A., die ich sogleich aufsuchte, machten mich alsobald wieder mit ihren Bekannten bekannt, die Pforten der „Ludlam" thaten sich mir auf und nachdem erst das gehörige Maaß bitteren Spottes über mein schuldiges Haupt ausgegossen, auch meines Seiltänzer- und Reiter-Bündnisses in dem Ludlamsnamen „Hudltei, Schirmherr der Abruzzen," — („die Räuber in den Abruzzen" sollte jene verunglückte Breslauer Panto-

*) Ich habe vergessen, zu bemerken, daß ich im Sommer des Jahres 1822, von der Direktion mit Engagement's-Aufträgen gesendet, eine kleine Reise unternommen und auf dieser auch Dresden berührt hatte.

mime heißen) — gebührend gedacht worden, war davon weiter nicht mehr die Rede, und weder Schauspieler, noch Sänger und Musiker beachteten den kleinstädtischen Theaterskandal.

Eben so wenig geschah bei der Direktion des Hofburgtheaters, oder bei der Regie dieses vortrefflichen Institutes der Breslauer Vorgänge irgend Erwähnung. Ohne Bedenken zeigte sich Schreyvogel, der unter dem Titel Hof-Theatral-Sekretair jene Bühne geistig leitete, willig, Luisen auftreten zu lassen, wenn wir uns etwa einen Monat gedulden wollten; — und sein Chef, Graf Moritz Dietrichstein, zur Zeit abwesend, gab in Erwiederung der deshalb an ihn gerichteten Zuschriften eine bejahende Entscheidung.

Wir hatten nun vollkommen Zeit und Muße uns in und um Wien umzuschauen, und wurden in diesen fröhlichen Bestrebungen von vielen heitern Freunden und Genossen auf die liebenswürdigste Weise unterstützt.

Welch' eine Natur in der nächsten Nähe von Wien! Welch' frisches, üppiges Grün, welch' reine Bergluft! Und dennoch entrissen wir uns fast täglich den schönen Abenden in Gottes Freiheit, um uns in die dumpfigen Theaterräume sper-

ren zu lassen. Wer aber auf unseren Berufs-Wegen hätte nicht dergleichen gethan? Berge, Wälder und Gärten harrten unserer anderswo auch noch. Aber was die Kunstwelt Wien's damals ihren Freunden und Jüngern bot, durften wir in solchem Verein anderswo nicht mehr wieder zu finden wähnen.

Die Oper, von Barbaja in Entreprise genommen, zählte David, Donzelli, Ambrogi, Lablache, Mad. Fodor-Mainville. Was für Wirkung diese Leute durch ihre, zu einem vollkommenen Ensemble verbundenen, großen Talente hervorbrachten, kann sich die lebhafteste Einbildungskraft kaum versinnlichen. Die Deutsche Oper unter derselben Direktion, aber von dieser wie vom Publikum zurückgesetzt, hatte gleichwohl reiche Mittel. Mad. Grünbaum und Herr Forti, erstere noch immer eine der größten Deutschen Sängerinnen, obschon durch die Mainville verdrängt, und dann neben diesen und einigen andern würdigen Mitgliedern der alten Wiener Oper, die jugendlich-erblühenden Talente eines Haizinger, einer Ungher, einer Henriette Sontag!! — Barbaja's Ballet, mit höchster Pracht ausgestattet, bestand aus elf Solotänze-

rinnen, — der Henker mag ihre Namen wissen, — unter denen gar Manche war, die mehr vermochte, als sich auf einem Beine umherschwenken; Samengo, Rozier u. A. glänzten als erste Tänzer. Ein Komiker, Calvarola aus Neapel, belebte die Pantomime und trieb so ergötzliche Streiche, daß man nicht müde wurde, über ihn zu lachen, und daß er durch seine Gebehrden verständlicher und ausdrucksvoller wirkte, als die meisten sprechenden Spasmacher unseres Landes. Ich erinnere mich einer Pantomime: „Rinaldo d'Asti", deren erster Akt fast nichts enthielt, als den Besuch, welchen ein Ritter mit seinem Knappen auf einem öden, spukhaften Schlosse abstattet. Der furchtsame Knappe — Calvarola, — bleibt im einsamen Gemach zurück und muß zwischen Hunger, Grauen, Furcht, Frost, Schreck und den stets gestörten Versuchen sich zu speisen und zu wärmen, hin- und hergeworfen, länger als eine halbe Stunde die Kosten der Unterhaltung bestreiten. Wie er das durchführte! Wie er von einem Schwank zum anderen schlüpfend, die Zuschauer in unermüdlichem Jubel erhielt! Wie er, wenn ihm endlich durch unsichtbare Hände das längst-erwartete Mahl aufgetischt wird und er

sich heißhungrig daran setzt, abermals durch verdächtige Störungen verscheucht, fliehend zusammenrafft, was er für seinen Magen retten zu können glaubt und sich die silberne Suppenschaale, die er nicht unterzubringen weiß, einem Helme gleich auf den Kopf stülpt, wo dann die ellenlangen Maccaroni, dem Schlangenhaare der Eumeniden ähnlich, um sein bleiches, todtenstarres Angesicht baumeln — und er fliehend, wie ein Kater an den steilen Wänden empor kletternd, dennoch beißt und frißt, was seine Zähne erhaschen können! —

Im zweiten Akte hatte dieser Hexenmeister nichts mehr zu thun; es wurden Solotänze ausgeführt; und er stellte sich, seiner Rolle als Diener getreu, hinter die Stühle der Herrschaften. Aber auch dann ließ ihm der Satan, von dem er besessen war, keine Ruhe. Er riß ein Haar aus seinem langen Zopfe, that als fing' er eine Fliege, schlänge das Haar an eines ihrer Beine, ließe sie flattern und verfolgte so ihre Bewegungen mit seinen Augen. Dieses dumme Spiel variirte er mit so viel Geist und Leben, daß er die Aufmerksamkeit der Zuschauer von den schönsten Tänzerinnen auf sich lenkte; bis diese endlich

darauf bestanden, er sollte sich, während sie ihre Geschicklichkeit entfalteten, von der Bühne zurückziehen, was mir sehr leid that, denn seine Lazzi waren mir lieber, als die Künste der berühmtesten Tänzerinnen.

Oper und Pantomine, für welche der Eintrittspreis sehr hoch gestellt war, kosteten uns viel Geld, doch war dies eine Opfer leicht zu bringen, da die Gastfreiheit der übrigen Direktionen uns alle Theater öffnete.

Das Theater an der Wien, damals noch dem Grafen Ferdinand Palffy gehörig, welcher jedoch schon im Begriff stand, mit Barbaja eine Art von Kompagnieschaft zu schließen, war glänzend ausgestatteten Spektakelstücken gewidmet, in denen Spizeder eben anfing, seine vis comica zu prüfen und zu bewähren.

Das Josefstädter wurde von seinem Besitzer, dem allbekannten und produktiven Verfasser so vieler auch nach Norddeutschland verpflanzter Zauber- und Volkspossen, dem braven alten Hensler, geleitet und gewährte durch seine bunten, lebhaft in einander greifenden Vorstellungen, reichliche Abwechselung.

Das Leopoldstädter stand in seiner besten

Epoche. Ignatz Schuster war ein wirklicher und wahrer Künstler. Der alte Sartori und dessen Frau, er als gutmüthiger und polternder Vater, sie als komische Alte, durften vortrefflich genannt werden. Korntheuer, weniger geeignet für charakteristische Auffassung, blieb in seiner stabilen Maske nicht minder wirksam. Eine ganze Reihe subordinirter Schauspieler half zum Ganzen um so tüchtiger, als die Verfasser der neuen Stücke Jedem in die Hand arbeiteten. Die Frauen: Ennökl, Huber, und deren Nachahmerin, die später so beliebte Krones, vereinigten Beruf und Schönheit. Ferdinand Raimund jedoch, noch nicht durch hochstrebende poetische Fantasieen aus der Bahn eines naiven Komikers gelenkt, verbreitete über alle Possen, in denen er auftrat, die Weihe, die nur der Genius spendet; die auch dann noch fühlbar bleibt, wenn er sich in niedern Sphären bewegt.

Der Kapellmeister Wenzel Müller, dieser in seiner Art einzige Komponist, leitete den musikalischen Theil der Bühne. Meisl, Gleich, und manche andere Schriftsteller lieferten unermüdlich Neues. Der talentvollste von sämmtlichen Lokal-Dichtern war Adolf Bäuerle.

Seine Stücke bildeten für Ignatz Schuster ein Repertoir, in welchem dieser sich mit vollkommener Entfaltung charakteristischer Studien aus dem Gebiete des Volkslebens, nicht etwa als farceur eines Vorstadt-Theaters, sondern als gediegener Meister in der Darstellungskunst bewegte. „Die Bürger in Wien", mit ihrem Gefolge von „Staberl's" *) — „Faust's Zaubermantel," — „Kein Menschenhaß und keine Reue," - „Die falsche Prima Donna," — sind Stücke, die voll von parodischer und komischer Gewalt, lebendiger Wahrheit, und naturgetreuer Auffassung Wienerischer Zustände, immer ihren Platz in der Bühnenliteratur verdienen und die auch heute noch, als keinesweges veraltet, Beifall finden müßten, wenn man im Stande

*) „Staberl's Hochzeit" — „die Fremden in Wien" rc. Es giebt einen schlechten Begriff von der diplomatischen Zuverlässigkeit des kürzlich erschienenen Werkes: „Ueber den Kongreß zu Wien, von de la Garde" daß der Herr Verfasser, indem er von jenen ergötzlichen Komödien reden, und „Schuster's" gedenken will, mehrfach den Namen „Scholz" nennt. Scholz, wenn er im Jahre 14 schon Schauspieler war, befand sich doch nicht in Wien. Sollten die übrigen Angaben eben so unsicher sein? Oder hielt der Verfasser nur aristokratische Namen der Mühe würdig, richtig bezeichnet zu werden?

wäre, sie darzustellen, wie damals. Auch für Raimund, — (Schuster und Raimund traten, und so viel ich weiß, hat nur eine Ausnahme Statt gefunden! niemals mit einander in einem Stücke auf, sondern wechselten einen Tag um den andern ab;) — auch für Raimund hat Herr Bäuerle geschrieben, und eben, als wir in Wien lebten, wurde seine „Aline" häufig gegeben. Dieses bezaubernde Zauberspiel, im edleren Sinne eine Parodie der alten reine de Golconde, an dem wir uns gar nicht satt sehen konnten, bildet für meine theatralischen Rückerinnerungen einen hellen, freudigen Glanzpunkt. Nicht nur Raimund's wild-fantastischer Humor, Korntheuer's poetische Thorheiten; nicht nur die Anmuth der Ennökl und Krones; die reizende Ausstattung, die kühnen Grotesk-Tänze, die lieblichen Wenzel-Müllerschen Melodieen; mehr als Alles dies, die wahrhaft heimathliche Begeisterung, die wehmüthig-frohe Sehnsucht der Oestreicher nach ihrem Wien und seinen Umgegenden, welche aus jenem Spiele zum innersten Herzen erklangen, bewegten mich, wie nur ein hochpoetisches Drama ergreifen und bewegen kann. Jedesmal wenn der Chor den Gesang:

„Vom Wald sein wir füra,
Wo d' Sonn so schön scheint ꝛc.“

anhub, durchrieselte mich ein Schauer der Theilnahme und der Wehmuth. Und wie rein, wie frei von Allem, was als gemeine Lockspeise für niedrige Gesinnung gelten könnte, waren diese Scherze.

Keine Mutter brauchte zu erröthen, wenn sie mit ihren Töchtern in der Loge saß. Ach, und welch' glückliche Abende haben wir, Wolff, Weber, ich, mit andern Freunden in dem alten kleinen Hause verlebt! Regelmäßig des Morgens, bei'm Anordnen der Tageseintheilung, beschlossen wir, Dieser dort, Jener da den Abend zuzubringen, und brachen dann in ein herzliches Gelächter aus, wenn wir uns doch wieder in der Leopoldstadt begegneten. Ich bin noch von jener Zeit her dem damaligen Leopoldstädter Theater zu aufrichtigem Danke verpflichtet; Schuster und Raimund können ihn nicht mehr vernehmen; aber an Herrn Bäuerle darf ich ihn richten. Nicht an den Herrn Adolph Bäuerle, welcher die Allgemeine Wiener Theaterzeitung redigirt; sondern an den Schöpfer der jugendlich-lebensfrohen Bilder, die so vielen Tausenden Freude gemacht ha-

ben; unverkümmerte, harmlose Freude, wie man sie leider heut' zu Tage nicht mehr kennt.

Ich hätte noch vom Kaiserl. Hof-Burg-Theater zu reden; ich meine nicht die Bühne, die jetzt diesen Namen führt; sondern von jener, die ihn im Sommer und Herbst des Jahres 1823 führte. Ist es dieselbe? Ich weiß es nicht. Ich meine jene Kunstanstalt, deren Direktor Graf Moriz Dietrichstein, in seiner humanen und ächt-vornehmen Haltung, Takt und Einsicht genug besaß, einen Mann wie Schreyvogel künstlerisch walten zu lassen. Dieser trug die unentweih'te Fahne, ließ sie im klaren Sonnenlichte hoch und frei flattern, führte unter ihr zum Siege, — versäumte dabei niemals, wenn die Schlacht gewonnen war, das heh're Feldzeichen in dem Zelte des Generals niederzulegen.

Das war ein Kaiserliches Schauspiel, es war das erste, war das einzige Deutschlands. Ja, was man auch an diesem meinem Ausdrucke zu tadeln finden möge, ich wiederhol' es: das einzige! Nicht weil Krüger, Koch, Anschütz und dessen Frau, Wilhelmi, Korn, Heurteur (in seiner Kraft), Costenoble, Fr. v. Weissenthurn, Julie Löwe, Sophie Schrö-

der, Sophie Müller, — wer nennt sie Alle, — neben einander wirkten; ich will diese Namen nicht gegen andere Namen bei anderen Theatern abwägen, obwohl die Schaale auch in dieser Beziehung auf Wien's Seite sinken möchte. — Sondern einfach deshalb, weil diese Anstalt die einzige war (und Gott sei Dank, das ist sie geblieben!) die lediglich und ausschließlich dem rezitirenden Drama gewidmet, ihren ernsten, schönen Weg, ungehindert und ungestört durch Triller und Quersprünge verfolgen durfte, weil nur Tragödie, Schauspiel und Lustspiel sich ablöseten; weil Kaiserliche Opulenz und Freigebigkeit nicht auf Schaugepränge und Statistenkram, vielmehr auf Bezahlung der theuersten und besten Talente verwendet werden durfte; weil Schreyvogel nur ein Ziel kannte: die Ehre seiner Bühne in artistischer Richtung! und weil er Kraft, ja nöthigenfalls Grobheit in Vorrath hatte, um Einwirkungen hinter und schlechtem Geschmack vor der Bühne zu begegnen. Er ließ sich das Parterre nicht über den Kopf wachsen. Er wich auch nicht vor dem Vierkreuzer- *) Publikum. Und weil

*) In Wien besteht der, durch Maria Theresia eingeführte, Brauch noch immer, daß Kaiserliche Offiziere jedes

konsequente Ausdauer dem Publikum stets imponirt, so war das Publikum im Burgtheater eben so das beste Publikum, wie das Burgtheater das beste Theater in Deutschland war.

Was Schreyvogel zugleich als Bearbeiter Spanischer und Englischer Originale gethan, schließt sich der Würdigung seiner Verdienste um's Burgtheater innig an. Er war nicht in einseitiger Manie befangen, die ihn verhindert hätte, einzusehen, daß auch an ewigen Meisterwerken die Form fremd werden, oder veralten kann, und daß, wenn diese ohne Gefahr für's Ganze nicht zu ändern wäre, das Ganze besser unterbleibt. Er hätte weder „Antigone", noch den „Sommernachtstraum" auf die Bretter gebracht; dafür steh' ich.

Er sprach es ferner unverhohlen aus: wer in Shakespear's Dramen die dramatischen Mängel und Gebrechen nicht erkennen mag oder kann, dem trau' ich auch nicht zu, daß er die Schönheiten

---

Ranges, sobald sie in Uniform erscheinen, ein Legegeld von nur 4 Xr. Konv. M. für's erste Parterre zu entrichten haben. Man begreift, daß die jungen Herren von den Ungarischen und anderen Garden eben nicht entzückt waren, zehnmal in einem Monate „König Lear" und „Othello" mit anhören zu müssen.

fühlt, wie ich sie fühle, und mit einem Solchen kann ich gar nicht streiten. Dabei aber, welch' tiefe sinnige Achtung für die inneren Absichten großer Dichter!

Als die Censur, aus persönlichen (gewiß höchst unnützen) Rücksichten auf des Kaisers Majestät, darauf bestand, daß „König Lear", den Schreyvogel altherkömmlicher Schröder'scher Umarbeitung entrissen und dem Original möglichst treu hergestellt hatte, nicht auf den Brettern sterben, und daß auch Cordelia gerettet werden müsse, — wie half er sich? Er gehorchte freilich: Cordelia ward wieder in's Leben gerufen und dem Vater zurückgegeben. Dieser aber, von Anschütz mächtig dargestellt, war schon ein Bild des Todes, und die Tochter umschlingend, ließ Schreyvogel ihn sagen:

„So wollen wir uns fest in Armen halten,
Bis uns die Götter auf in ihre nehmen."

Der Vorhang fiel langsam — und Jeder wußte: er hat es überstanden, der müde, königliche Greis. Mit diesen zwei Zeilen war die Censur betrogen und der Dichter in seinen unantastbaren Rechten hergestellt.

Ueber alle Vorstellungen des Hof-Burg-Thea-

ters im Allgemeinen, war stets, auch bei einzelnen Mängeln, eine gewisse Würde verbreitet, die dem Fremden Hochachtung einflößen mußte. Wir wurden davon bis in's Innerste durchdrungen und je näher der Tag rückte, an welchem Luise endlich ihre Gastrollen beginnen sollte, desto banger schlugen unsere Herzen. (Von meinem Auftritt hätte auf diesem geweihten Boden nicht die Rede sein können; dazu war ich doch zu vernünftig.)

Luise gab fünf Rollen. Sie wurde applaudirt und hervorgerufen, und in den Journalen belobt, — aber der rechte, eigentliche und durchdringende Beifall war es doch nicht, den sie erndtete. Um diesen zu erringen, — wie er ja immer und überall von denen gespendet wird, welche in und für Aeußerlichkeiten leben, — hätte sie besser verstehen müssen, zu blenden. Schreyvogel ließ ihr vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren, wies jedoch meine Anträge wegen eines Engagements, mit der kurzen, nach meiner Meinung nicht völlig begründeten Erklärung zurück, daß für's Burgtheater meine Frau ein zu schwaches, bei jeder Anstrengung in eine schneidende Höhe übergehendes Sprachorgan habe.

Sehr bezeichnend für den damaligen Zustand

jenes Parterre's mag Folgendes hier seinen Platz finden. Luise gab u. A. die „Gurli", und gab sie, ihrem Wesen treu, mit weiblicher Zartheit. Sie gefiel sehr, in dieser Rolle gerade am meisten. Die durchaus günstige Stimmung der Zuschauer hatte mich sogar ermuthigt, nach dem ersten Akte von der Bühne herab, in den Zuschauerraum zu schleichen, und von dort, in einen Winkel gedrückt, zu beobachten. In, — ich weiß nicht welcher Scene, wo Gurli wenig zu sprechen und für stummes Spiel Zeit und Raum hat, pflegte sie die Leere durch allerlei kleine Possen auszufüllen, und machte auch, wie sie es in Berlin und Breslau stets gethan, aus einem weissen Tuche eine Puppe, mit der sie nach Kinderart spielte; natürlich ohne im Geringsten dabei zu übertreiben. Während dies geschah, empfand ich, obgleich keine Silbe laut wurde, daß die mich Umstehenden diesen Scherz nicht billigten; und ich muß bekennen, daß er mir selbst nicht mehr recht passend erschien, ich weiß nicht warum. Beim Hinausgehn'n hört' ich dann im Gedränge die verschiedensten Aeußerungen sich begrüßender Zuschauer, als z. B.: „Recht brav! — Sehr lieb! — Und sauber (hübsch) is' sie!

— A gute Schauspielerin! — Wann s' nur den Wurschtel *) nicht gedreht hätte!" — — —

Ewige Musen! Wie hat sich das geändert!? Was für „Wurschtel", leibliche wie geistige, sind gedreht worden, seitdem der würdige Schreyvogel, ein Opfer seiner geraden, rücksichtslosen Derbheit, mit Füßen getreten, dem Gram in die Arme und dem Grabe in den Schooß gesunken ist! — Wir sprechen bei Gelegenheit noch davon.

Ich habe oben flüchtige Erwähnung meiner Aufnahme in die „Ludlamshöhle" gethan. Es ist bekannt, daß diese Gesellschaft von Schriftstellern, Komponisten, Malern, Virtuosen, Schauspielern, Sängern und Kunstfreunden, in der Erinnerung an Oehlenschläger's Besuch den Namen „Ludlam" beibehielt und unter seiner Europäischen Firma Handel trieb mit Allem, was Kunst, Poesie, Musik, Witz, Uebermuth, Thorheit und

*) „Wurschtel", für: Hannswurst. Daher: „Wurschtel-Prater", die Gegend des Prater's, wo die Gaukler und Puppenspieler ihr Wesen treiben.

Wahnsinn erzeugen und empfangen mögen. Warum eine hohe Polizeibehörde diesen Verein, der länger blühte, als irgend eine Gesellschaft solcher Art sonst zu dauern pflegt, endlich aufgehoben und zerstört hat? Darüber sind die Meinungen in Wien selbst sehr getheilt. Fast scheint es, als ob ein Beamter durch seine Strenge gegen die Ludlam, sich zur Zeit der Demagogenriecherei hätte höhern Orts beliebt machen wollen. Gewiß aber ist es, daß Räthe und Schreiber, welche die schwierige Aufgabe hatten, einzelne Mitglieder der Ludlam amtlich zu verhören, während der Verhöre peinliche Stunden verbracht haben, weil ihr erzwungener Berufs-Ernst kaum Stich zu halten vermochte, gegen den unwiderstehlichen Trieb: in lautes Gelächter auszubrechen über die abgelegten Bekenntnisse der lustigsten Malefikanten aus sämmtlichen Kaiserlichen Erbstaaten. Wenn der Inquirent auf seine Frage: was für eine Bedeutung legen Sie, meine Herren, dem in Ihren Papieren oftmals vorkommenden bedenklichen Spruche: „Schwarz ist roth und roth ist schwarz" unter? — die feierliche Antwort empfing: Weil der Kalif Schwarz heißt und der rothe Mohr ist! — Wenn er dann weiter fragte: Kalif?

Weshalb? — Und es ward ihm erwiedert: „weil er der Dümmste ist und eine schöne Tochter hat.“ —

Ja, welcher inquirirende Festungs-Bevölkerer, trag' er auch den redlichsten Willen politische Verbrecher zu machen in seiner Brust, hätte da Stand halten können? —

Die Ludlam war in gewisser Beziehung das Merkwürdigste, was Wien darbot. Denn für alles Andere, was in Wissenschaft und Kunst, in aristokratischer Pracht, und Fülle des Volkslebens, in Instituten und Pallästen dem Fremden anstaunenswerth und bewundernswürdig entgegentritt, giebt es in andern Städten der Welt Vergleiche und Aehnlichkeiten. Für die Ludlam gab es nichts; sie war einzig in ihrer Art; sie konnte nur in Wien bestehen! Nur in Wien konnten ernste, tüchtige Männer in solchem Grade Kinder mit Kindern werden; nur in der größten Stadt Deutschlands, wo auf Deutsche Gründlichkeit Welsches Blut gepfropft, heiter durch die Adern der Bewohner rinnt, konnte dieses Bündniß gegen Deutsche Kleinstädterei in's Leben treten.

Anfänglich schreckte der vorwaltende Cynismus jeden bescheidenen Neuling zurück. Ich sehe noch Weber's bange Mienen, als am Abende seiner

Rezeption, — er erhielt den Bundesnamen: „Agathus der Zieltreffer, Edler von Samiel," — ihm zu Ehren der „Höhlen-Zote", und dessen würdigster Genosse, der „Zoten-Infant" ihres Urquells Bronnen, der kein kastalischer war, öffneten. Bei'm Nachhausegehen sagt' er mir ängstlich: Das ist doch zu toll, das ist nichts für mich; müßt' ich nicht wegen meines Vorhabens, — er war in Wien, um „Euryanthe" in Scene zu bringen, — in dem Kreise aushalten, ich bliebe weg! — Aber diese Stimmung währte nicht lange. Nur zu bald machten Sang und Klang, Wort und Lied, Geist und Gemüth sich geltend, und wie von Zauberbanden umwunden, wurde Carl Maria der treu'ste Ludlamit. — In der Ludlam, so sagt' er mir noch kurz vor seiner letzten Abreise nach London, hab' ich die glücklichsten Stunden meines Lebens zugebracht. Dasselbe kann, wer es hören will, noch heute aus Grillparzers Munde hören. Was braucht es anderes Zeugniß?

Es bleibt ein unersetzlicher Verlust für jeden Deutschen, der „guten schlechten Spas" versteht, daß durch die Zerstörung der Gesellschaft auch der Verlust des „Archives" der Ludlam herbeige-

führt worden. Ich wollte einen ganzen Meßkatalog voll Bücher, auch den, welcher vorliegende Bände enthält, freudig opfern, wenn ich jene Akten des süßesten Wahnsinns zu retten wüßte.

Ueber Brünn, wo wir einen Monat lang weilten, wo Luise viel spielte, wo auch ich es wieder wagte aufzutreten und nicht ohne Beifall; wo es uns recht gut ging und wir in dem damaligen Direktor Schmidt einen Freund gewannen, gingen wir nach Breslau, erfreuten uns einige Tage hindurch am Anblick unserer Kinder, am Umgange unserer vielen treuen Freunde, nnd eilten dann nach Berlin, weil es Wolff's vermittelnder Fürsorge unterdeß gelungen war, für Luisen Gastrollen bei'm Hoftheater, — ein anderes gab es noch nicht, denn in der Königstadt bau'te man erst, — auszumachen.

Auch in Berlin war der üble Ruf der Breslauer Theaterstreitigkeiten längst verklungen. Die Hofschauspieler vermieden, davon zu sprechen.

Nur Meister Devrient, wie er stets unfähig gewesen sich zu verstellen, ließ mich empfinden, daß er mir Unrecht gab, und grollte eigentlich so lange mit mir, bis er mir nach Jahren einmal bei einer zufälligen Begegnung, aus welcher ein improvisirter Spaziergang wurde, sein ganzes Herz geöffnet und mir aufrichtig gesagt hatte, was ihn gedrückt. Ich war höchlichst erstaunt, ihn in dieser von mir schon halb vergessenen Sache so genau unterrichtet zu finden, daß er meine Inkonsequenzen und Uebereilungen bis in die kleinsten Einzelheiten zu verfolgen vermochte.

Luise spielte im Dezember und Anfang Januar zwölf bis vierzehn Gastrollen auf dem Berliner Hoftheater. Sie wurde mit dem lebhaftesten Beifall begrüßt, machte auch in einzelnen Rollen entschiedenes Glück, aber es schien, als wäre sie dem Publikum, dessen Liebling das jungfräuliche Mädchen gewesen, einigermaßen entfremdet worden, seitdem sie Frau und Mutter war. „Es ist doch nicht mehr unsere kleine Rogée!" hörte man häufig sagen. Graf Brühl zeigte sich wenig geneigt, ihr ein Engagement zu bieten. Wir aber hatten nichts im Sinne, als diesen Wunsch. Bei

mir wurd' er so dringeud, daß ich mich sogar bereit erklärte, die in mir neu erwachten und in Brünn frisch genährten eigenen Schauspielergelüste zu unterdrücken, wenn es Luisen gelänge, bei'm Hoftheater einen Platz zu finden. Ich wollte dann der Literatur, die mir doch in Berlin ein ganz anderes Gesicht zu haben schien, als in Breslau, mit ganzer Seele leben. Auch war es hier seit unserer Trennung von Breslau zum Erstenmale, daß ich früher schon angefangene theatralische Dichtungen hervorsuchte und Nächte hindurch daran arbeitete.

Aber es verging ein Tag nach dem andern, ohne daß Graf Brühl einen Schritt that, und nachdem ich mich endlich entschloß, ihm den Antrag zu machen, wurd' ich in artigen Worten abgewiesen.

Das war ein harter Schlag. Wir hatten schon fest darauf gehofft, in Berlin heimisch zu werden. Unsere Angelegenheiten persönlich weiter zu betreiben, war nicht mehr möglich, weil ein mit Hamburg abgeschlossener Vertrag Luisen verpflichtete, Mitte Januars dort einzutreffen. So saßen wir am Tage vor unserer Abreise betrübt bei Wolff,s, sprachen unsere Klagen durch und

wollten uns eben aufmachen, um das schauderhafte Werk des Einpackens zu vollenden, als mir plötzlich der glorreiche Gedanke kam, an den König zu schreiben und Diesem in kurzen Worten kund zu thun, daß meine Frau nichts mehr und nichts sehnlicher wünsche, wie Mitglied Seines Hoftheaters zu werden. Ich weiß eigentlich selbst nicht, was mich auf diesen Gedanken brachte. Wenn es nicht die in mir auftauchende Erinnerung war, den theaterliebenden Monarchen einmal, während einer Vorstellung Luisen's, in Seiner Loge beobachtet und in Seinen Zügen den Ausdruck unverkennbarer Theilnahme gelesen zu haben.

Die Eingabe an den König ging ab, und wir reiseten durch Winternacht und Sturm nach Hamburg.

Hamburg! — Es stand noch das alte Schrödersche Schauspielhaus, (wollte Gott, es stände heute noch! Wollte Gott, alle alten, kleinen, engen, düstern, ärmlichen Schauspielhäuser ständen noch, überall in Deutschland!!) auf dem Gänsemarkt; und in seinem Parterre, dicht hinter dem Orchester, standen noch die alten Herren, die zu Schröder's Zeiten da gestanden; und des großen

Mannes Schüler, Genossen, Erben: Herzfeld und Schmidt leiteten ein in sich durch kollegialische Freundschaft verbundenes Personal. Trauliche Abendstunden, die wir da verplaudert: Lenz, Weiß, Lebrün, Herzfeld der Sohn, Jakobi, Schäfer ꝛc. Den Leuten war es um die Sache selbst zu thun, um das Gelingen des Ganzen. Einer nahm Theil am Andern. Sie förderten sich gegenseitig und das rezitirende Drama, besonders das bürgerliche, welches halt doch trotz aller hochfahrenden Gegenrede der Kern der Deutschen Komödie bleibt und bleiben wird, war so gut und wurde, unter der Aegiede alter Theaterkenner so hoch geachtet, daß die Oper noch nicht aufducken konnte. —

Herzfeld ist bei Zeiten schlafen gegangen, eh' noch der Tumult im großen neuen Hause begann. Dem armen Schmidt ist es nicht so gut geworden. *)

*) Wie sehr hab' ich mich gefreut, dieser Tage in einem Aufsatze von Laube eine aufrichtige Klage über die neuen, jede feinere Intention verschlingenden, das deutsche Schauspiel zerstörenden großen Schauspielhäuser, bei Gelegenheit seines letzten Aufenthaltes in Hamburg, zu lesen. Ehe wir nicht wieder kleine Säle bekommen, wird all' das Geschrei nach besserem Theatertreiben vergeblich sein.

Hier war Luisen's bescheidenes Talent an seinem Platze; hier wurd' es in seiner schüchternen Weiblichkeit gewürdigt und erkannt. Als „Marianne" in Göthe's Geschwistern, die sie mehrfach wiederholen mußte und in ähnlichen Rollen gewann sie alle Stimmen für sich. — Nein, doch nicht alle. Eine ließ sich gegen sie vernehmen, und noch dazu eine gedruckte, und noch dazu die einer Schriftstellerin. Madame Amalie Schoppe war es, — ich erwähne diese höchst unbedeutende Theaterkorrespondenz hier nur als ein trauriges Beispiel, zu welchen Ungerechtigkeiten Partheisucht führt, — die in einem Berichte für die Weimarische Modenzeitung gegen die arme Luise zu Felde zog, und ihr unter anderen Vorwürfen auch den machte, — ich erinn're mich der Worte noch ziemlich genau, — sie habe irgend eine naive Rolle so tief herabgezogen, daß sie „wie eine Stallmagd" erschienen sei. Wer die Verstorbene nur einmal auf der Bühne gesehen, wird eingestehen, daß von all' und jedem Tadel, der sie mit Recht oder Unrecht treffen konnte, gerade ein solcher der unhaltbarste und aus der Feder einer Dame gewiß der unerwartetste, ja eigentlich unerklärlich scheinen mußte!? Und den-

noch, er war sehr erklärlich. Er ging aus der Intimität, welche die Schreiberin mit einer Hamburger Schauspielerin, in deren Rollenfache Luise sich bewegte, hervor. Diese Frau, — welche unserer abgeschmackten Deutschen Titelsucht zu Ehren, auch in ihrem Theaterberufe, nicht anders, als Frau Doktorin (!!) genannt wurde, weil ihr Gatte den mystischen Titel Phil. Doktor führte, fand in dem Beifall, wie ihn das Publikum einer Jüngeren zu zollen wagte, eine Verletzung der dem reiferen Alter zu zollenden Ehrfurcht, — und deshalb mußte die arme Luise mit einer Stallmagd verglichen werden. Das aber gehört unter die Freuden des Schauspielerlebens. —

Ich vollendete hier ein romantisches Schauspiel, „die Sterne", dessen erste Akte ich in Berlin schon meinem alten Freunde Wilibald Alexis vorgelesen hatte und es nun in Hamburg dem bühnenkundigen Schmidt vorlegte. Dieser sandte mir mein Kind mit einem belehrenden Briefe zurück, in welchem zwar vielerlei szenische Rügen enthalten waren, der mich aber doch beseligte, weil er mit den mir ewig unvergeß-

lichen Worten: „Mein junger, wahrhaft poetischer Freund!" anhub.

Lieber Gott, es war die erste Aufmunterung dieser Art, die mir zu Theil wurde.

So gut es uns nun auch in Hamburg gefiel, — gefällt es uns nicht fast immer da, wo wir gefallen? — und so bereit die Direktoren auch schienen, in ihrem Etat eine Stelle für meine Frau zu finden, durften wir doch nicht daran denken, weil auf Luisen das Hamburger Klima entschieden nachtheilig wirkte und weil sie unaufhörlich kränkelte. Deshalb fand eine Zuschrift der Berliner General-Intendanz, die wie vom Himmel in unsere Unschlüssigkeit fiel, freudige Aufnahme. Meine Eingabe an den König hatte geholfen: Graf Brühl, natürlich ohne dabei der Weisung von Oben zu gedenken, sendete, wie aus eigenem Antriebe, die Kontrakte für Luisen; setzte uns jedoch gewissermaßen das Messer an die Kehle, indem er darauf bestand, daß wir uns ohne Zögern entschließen, entweder mit umgehender Post den unterzeichneten Kontrakt ihm zurücksenden, oder die Unterhandlung für abgebrochen ansehen müßten. Das war nun freilich ein leerer Schreckschuß; denn hatte, wie ersichtlich, der König Lui-

sens Anstellung einmal befohlen, so wurde ein solcher Befehl durch unsere Gegenbedingungen nicht unwirksam. Wir aber, jung und unerfahren, wie wir in die Welt traten, glaubten sklavischen Gehorsam schuldig zu sein und unterzeichneten fünf Minuten nach Sicht, das inhaltschwere Papier, durch welches sich meine Frau, für eine verhältnißmäßig armselige Gage, mit Leib und Seele dem Dienste des Hoftheaters verpflichtete. Ich machte in meinem Begleitschreiben nur eine Bedingung: daß Luisen die Rolle des in Berlin noch nie aufgeführten „Käthchen von Heilbronn" zufallen, und daß dieses Gedicht noch im Laufe des ersten Kontraktjahres zur Darstellung gelangen solle. Diese conditio sine qua non ward angenommen und noch, bevor wir Hamburg verließen, war meine Frau wieder eine „Königliche Hofschauspielerin."

Der Abschied von Hamburg wurde uns nicht leicht. Die meisten Mitglieder des Theaters hatten uns lieb gewonnen, und legten bei'm Lebewohl ihre Gesinnungen auf unzweideutige Weise an den Tag. In dem Gasthofe, wo wir wohnten, und von Wirth und Wirthin nur Liebes und Gutes erfuhren, waren wir, ohne selbst zu wissen

wie? der Mittelpunkt der am Mittags- und Abendtische sich zahlreich versammelnden Gesellschaft geworden. Es war, als ob wir Jahre dort verlebt hätten.

Am Tage unserer Abreise, die für den Nachmittag festgesetzt war, begegnete mir noch etwas Seltsames. Ich hatte, durch die vielfachen Beschreibungen der vortrefflichen Hamburger Lösch-Anstalten aufgeregt, mehrmals den frevelhaften Wunsch geäußert, eine Feuersbrunst, wenn denn überhaupt eine solche bevorstehe, möge doch während meiner Anwesenheit ausbrechen, damit ich Gelegenheit fände, jene Anstalten zu bewundern. Als wir nun zur sogenannten Henkersmahlzeit versammelt und eben im Gespräche darüber begriffen waren, daß ich nun doch abreisen würde, ohne ein Feuer in H. erlebt zu haben, fielen mehrere Schüsse, die von Kundigen alsogleich für Lärmsignale erklärt wurden. Wir eilten zur Brandstäte, wo bereits die verschiedenartigsten Hülfsleistungen im Gange waren, deren Großartigkeit mich in stummes Erstaunen versetzte. Dabei fiel mir die hingeworfene Aeußerung eines meiner Begleiter auf, der unumwunden aussprach, nach seiner Meinung sei diese hochgepriesene An-

stalt dennoch mangelhaft, und bei einem wirklich-großen Brande würde sie dem Unglück nicht gewachsen sein. Diese Bemerkung schien mir höchst ungerecht, und ich war wohl weit entfernt zu ahnen, daß sie dereinst zu einer furchtbaren, wenn gleich unbegründeten, doch eintreffenden Prophezeihung werden sollte!

Unterdessen waren unsere Pferde angelangt, der Wagen bereitet und der Postillon blies sein Adio! den am Eingange zum Hause versammelten Tischgenossen. So rollten wir raschen Trabes aus dem lieben Hamburg. Kaum aber hatten wir die Stadt verlassen, als die Pferde in einen unerträglich-langsamen Schritt übergingen, und weder Drohungen noch Versprechen konnten den Postillon bewegen, sie anzutreiben. Je mehr ich mich ereiferte, desto ruhiger lächelte mich der Mensch an, und es würde unbedenklich zu einer Rauferei zwischen mir und ihm gekommen sein, hätte mich Luise nicht flehentlich um Mäßigung gebeten. Als wir kaum eine Meile weit gefahren, wendete der Unerschütterliche sein Gespann einem vom Wege weit abliegenden Gasthofe zu. Das war denn doch mehr als ich ertragen wollte und konnte; ich erhob mich von meinem Sitze, packte

ihn bei'm Kragen und schrie Zeter. Er aber, ohne sich auf Entgegnung einzulassen, setzte sein Horn an den Mund und blies. Und kaum waren die ersten Töne erklungen, als unsere gesammte Hamburger Tischgesellschaft aus den Pforten des Gasthauses trat. Der ehrliche Kutscher war im Komplott gewesen; er mußte wohl langsam fahren, damit die Freunde uns auf schlechten Feld- und Nebenwegen unbemerkt überholen konnten. Das Gastzimmer war mit Blumen und grünen Zweigen ausgeschmückt, eine Kollation aufgestellt, — man weiß, was das in Hamburg sagen will! — und spät erst trennten wir uns, mit feuchten Augen und dankbaren Herzen.

Unser Weg ging ohne Aufschub nach Breslau, um dort die Kinder aufzuladen, und mit ihnen in den neuen Wohnort zu ziehen. Aber die Breslauer Freunde waren auch nicht müßig gewesen. Sie hatten bei dem dortigen, unterdessen wirklich aus der so lange mit Ehren geführten Aktionairs-Verwaltung an einen Pächter über-

gegangenen Theater, für Luisen ein Gastspiel angeordnet, und der Pächter, Herr Bierey, obgleich 8 Monate vorher an der Spitze unserer Gegner, hatte dem Reize nicht widerstehen können, seiner Kasse diese Gefälligkeit zu erweisen. Ja, er hatte Luisen, unter für sie auch sehr annehmbaren Bedingungen, eine Reihe von Gastrollen bewilligt, und dieselben Schauspieler, die sich im Juni 1823 hoch und theuer vermaßen, daß keiner von ihnen mehr einen Fuß auf die Bühne setzen würde, wenn meine Frau wieder engagirt werden sollte, fügten sich im März 1824, ohne einen Laut der Widerrede in ihres Direktors Willen, wohl wissend, daß dieser, der Herr Pächter, nicht mit sich scherzen lasse. Ach du mein Himmel, sie hätten ja mit dem leibhaftigen Satanas gespielt!

Und hatt' ich denn also Unrecht gehabt, die verstorbene Direktion „schwach" zu nennen? Freilich, freilich hatt' ich Unrecht gehabt. Ich hätte sie noch ganz anders nennen sollen!

Vermochte Herr Bierey seine Schauspieler zum Gehorsam zu bringen, so war er doch nicht im Stande, ihnen freundliche Gesinnungen gegen uns einzuflößen und ich dachte deshalb mit eini-

ger Bangigkeit an die Stunde, wo ich Luisen zur ersten Probe geleiten sollte. Sie aber zeigte sich resolut, wie gar oft die schüchternsten Weiber werden, wenn es gilt. Sie verweigerte, unter dem Vorwande: meine persönliche Gegenwart könne unangenehme Auftritte herbeiführen, jede Begleitung und begab sich heldenmüthig auf die Bühne, wobei bereits sämmtliches beschäftigtes Personale versammelt war, und sie wie eine von der Pest Angesteckte stehen ließ, ohne nur mit einem Worte des Dankes ihren Gruß zu erwiedern. Sie versicherte nachher, daß dies die qualvollste Minute ihres Lebens, und sie selbst schon im Begriff gewesen sei, sich wieder zu entfernen, als eben noch zu rechter Zeit Stavinsky erschien und die Probe beginnen ließ. Unter seiner Leitung, der mit uns im besten Vernehmen geblieben war, ging denn Alles den ruhigen Gang; doch wurden, weder am ersten noch an den folgenden Tagen, zwischen den Breslauer Schauspielern und meiner Frau andere Worte gewechselt, als welche unmittelbar auf's Geschäft Bezug hatten, woraus sehr komische Verlegenheiten entstanden sein sollen. Außer Stavinsky und außer unserer schon oben genannten, erprobten Hausfreundin wagte nur

ein Mitglied des Theaters dem gegen Luisen ausgesprochenen Verruf zum Trotze, sich ihr zu nähern, und eintretende Verlegenheitspausen mit freundlichem Gespräch zu füllen. Dies war ein junger Bursche, der sich aus niederer Umgebung zu kleinen Rollen und untergeordneter Bühnenstellung emporgearbeitet hatte, und für dessen Weiterkommen, wie es leider bei den meisten Theatern der Fall ist, nichts geschah. Dieser junge Bursche hieß Friedrich Beckmann; wir werden später noch gar oft mit ihm zu thun haben.

Als Luise vor einem überfüllten Hause das erstemal auftrat, erhob sich bei'm Steigen der Gardine — (es war „der Bräutigam aus Mexiko", wo „Suschen" den ersten Auftritt beginnt) — ein solch' unerhörter Lärm, daß ich, der doch aus Wien und Hamburg an laute Beifallsbezeigungen schon gewöhnt sein konnte, fast in Angst gerieth. Es ist mir stets unerklärlich geblieben, wie es bewerkstelligt worden? aber es ist wahr und kann durch viele noch lebende Zeugen bestätigt werden, daß, ehe eine Minute verging, der Fußboden der Scene im strengsten Sinne mit Kränzen und Blumensträußen bedeckt war, und daß den Spielenden kein Raum für ihre Schritte gegönnt blieb,

bis einige Theaterdiener hervortraten und Bahn fegten. Da der freudige Willkommenruf gar nicht enden wollte, und bei jeder Verneigung der kleinen zitternden Frau mit erneueter Kraft wieder ausbrach, so wurde, wie es denn immer und überall Anti-Enthusiasten giebt, des Guten Manchem zu viel. Einer derselben, in einer Loge dicht neben jener, in welcher ich mich hinter schützenden und bekannten Damenhüten versteckt hielt, sagte zu seinem Nachbar: „das sind nur Holtei's Freunde"; worauf der Nachbar, der allerdings auch zu dieser Zahl gehörte (denn es war der Arzt, Retter und Pfleger meiner Kinder, der wackere Dr. Küstner), sehr ruhig erwiederte: „dann sind Holtei's beneidenswerth, daß sie so viele Freunde haben!"

Während des dritten oder vierten Aktes trat, als nothwendige Folge der Ermüdung, nach so extravaganten Demonstrationen eine Abnahme der Beifallsbezeugungen ein, und als irgend eine Scene Suschens nur von ganz gewöhnlichem und menschlichen Applause begleitet, vorüber ging, mischte sich ein heller Pfiff in die Lobsprüche. Kaum war dieses Feldgeschrei der feindlichen Macht erklungen, als auch sogleich der neu-ent-

stehende Beifallsruf zu einer, bis dahin noch nicht erreichten Höhe stieg; Personen, die bisher nur stumm beobachtende Zeugen gewesen, traten handelnd ein und ich war fest überzeugt, daß die „alte Bude" zusammenstürzen müsse.

Nach Beendigung des Schauspiels fand sich in unseren kleinen Räumen die gesammte „treue Mannschaft", verstärkt durch unzählige Hülfstruppen, ein, und bivouakirte, da die Stühle nicht zur Hälfte ausreichten, auf Koffern, Kisten und auf den Dielen. Eine Nachfeier des festlichen Abends fand in stürmischen Gesprächen statt; jeder erzählte von seinen Thaten, seinen Erlebnissen; keiner aber konnte begreifen, wer die Kühnheit gehabt, mitten im Parterre, umgeben von 300 Holteianern, den meisterhaften Pfiff ertönen zu lassen? Da nahm Einer unserer nächsten Genossen das Wort: „Ich bin's gewesen! Ich merkte, daß die Leute schwach wurden und nicht mehr gehörig arbeiteten, deshalb frischt' ich sie auf." —

Dies zur Nachricht für angehende Klakkeur's!

Die Gastvorstellungen, obgleich bei erhöhten Preisen, gewährten dem Unternehmer reichlichen Gewinn, der auch uns zu Gute kam, weil Luise

auf den vierten Theil der Einnahme gesetzt war. In der Stadt beeiferte man sich von allen Seiten, uns Güte und Theilnahme zu erweisen, und da wir mit der sogenannten Schauspielerparthei nicht in Berührung kamen, so begegnete uns nur Gutes.

Mir war noch ganz besonders eine große Freude beschieden. Schall gestattete mir, bei ihm und im Kreise unserer literarischen Genossen mein neues, in Hamburg vollendetes Drama „die Sterne" vorzulesen. Wie es denn so geht mit Theaterstücken. Dieses Schauspiel ist, dramatisch und theatralisch betrachtet, keinen Kreutzer werth; es calderonisirt in allerlei lyrischen Phrasen umher, — aber die Phrasen klingen, und dieser Klang rührte das Herz meines alten Lehrers und täuschte sein kritisches Urtheil. Mit Thränen der Theilnahme schloß er mich, als ich geendet, in seine Arme und verhieß, sammt allen Hörern, dem Drama den günstigsten Erfolg.

Wer war glücklicher, als der junge Dichter!?

Der letzte Abend, wo Luise in Breslau auftrat, glich dem ersten, was Blumen und Beifall anlangt. Als sie aber den Wagen, der sie nach Hause brachte, bestieg, fand sie ihn von einem Feuermeer umgeben, welches hundert Fackeln entströmte, und von Musikchören eröffnet und gefolgt, geleiteten jauchzende Schaaren sie bis vor unsere Wohnung. In die späte Nacht hinein dauerte der Jubel; und am andern Tage sagten wir Breslau Lebewohl; von vielen Kutschen begleitet, von der die Gassen füllenden Menge mit lautem Zuruf und wehenden Tüchern begrüßt; von Blumen fast erdrückt; unsere Kinder auf dem Schooß haltend; — so zogen wir aus meiner Vaterstadt — und lange noch hörten wir hinter uns her die Worte tönen: Auf Wiederseh'n!

— Ich aber dachte des Glücks einer Nation, die einen Dichter, wie Shakespeare, so inne hat wie den Katechismus; da füllte sich jeder leere, müde Augenblick des Unbedeutendsten mit Sinn und Geist. Gäb's doch auch Shakespeare-Gesellschaften, wie jetzt Bibelgesellschaften zur Sprache kommen.

Achim von Arnim.

Dein Herz hing ganz an meinem Herzen,
Und sorgte nicht für Dein Geschick;
Voll Angst bei meinen kleinsten Schmerzen,
Entzückt auf einen frohen Blick.

Albrecht von Haller.

Auch sah ich Alceste; auch nur stärkere Bestätigung alles Alten über unser Berliner Theater. Schlechte Plätze. Kreischendes Orchester. Fürchterliche Tanzkunst, wo die Tänze nicht einmal zur Musik gehen wollen; ohne Sinn, ohne Verstand, ohne Grazie, mit Seiltänzer-Mühe, ohne sie, wie diese Tänzer, unschuldig uns anzurechnen. Sänger vom Berliner Publikum gebildet. Das Publikum sich eine Art Beifall für Gluck auswendig gelernt, welchen zu wiederholen es keinesweges unterläßt, aber doch endlich nur sehr lässig bezeigen kann: auch die Einzelnen in den Logen, Einer gegen den Andern.

Rahel.

Das Härteste, was einem Menschen von Geist und Bildung widerfahren mag, bleibt meines Erachtens die Geringschätzung, die an ihm haftet, wenn er nichts weiter ist und nichts weiter sein will oder kann, als der Mann seiner Frau. Wenn er den Verdacht erweckt, daß seine Existenz nur

durch die einer Gattin begründet sei. Schlimm schon, wenn sie von dem Ertrage ihres Vermögens ihn ernährt. Hundertmal schlimmer von dem Ehrensold ihrer Talente. Der Gemal einer Schauspielerin, Sängerin, Tänzerin sein und weiter nichts, — dagegen ist ein Drehorgel-Mann, denk' ich, zu beneiden.

Mein erster Gedanke, nachdem wir in Berlin festen Fuß gefaßt, war folglich, auf irgend eine Weise hervorzutreten, damit, bei etwaigen Fragen: wer ist denn der Holtei? doch eine andere Antwort gegeben werden könnte, als jene schauderhafte: das ist der Mann, den die kleine Rogée geheirathet hat. Von meinen poetischen und literarischen Versuchen wußten die Berliner wenig oder nichts. Ich sehnte mich sehr, möglichst bald vor ihnen als Dichter zu erscheinen, da ich es als Schauspieler zu wagen, bereits aufgegeben hatte. Freund Wolff, meine Gefühle würdigend, ging mir herzlich zur Hand. Ihm behagte mein in Breslau schon mit Glück gegebenes Versspiel: „die Farben" und er brachte, durch seinen Einfluß auf die Generalintendanz es endlich dahin, daß die Rollen vertheilt wurden, wobei er selbst die Hauptrolle übernahm.

Mad. Neumann aus Karlsruh, dieser allgefeierte, vielbesungene und liebenswürdige Kommandant der ersten „alten Garde", welche Berlin erlebte, war eben wieder in vollem Gastspiel, und die erste Aufführung meines Stückes fand an einem Abende Statt, wo jene berühmte Künstlerin vorher im „Testament des Onkels" als Pauline aufgetreten war. Eine erste Aufführung wird für Jeden, welcher zum Theater gehört, eine Sache von Interesse; und ist es gar der erste Debüt eines noch unbekannten Schriftstellers, so steigert sich die gespannte Erwartung noch um Vieles. Auch Madame Neumann fand sich, nach eiligst veränderter Toilette, in den Koulissen ein, um das Schicksal meines Kindes zu beobachten, und da der Zufall sie ganz in meine Nähe führte und sie mich, starr und bleich, wie Einen der zur Hinrichtung abgeholt werden soll, neben sich erblickte, war sie mitleidig genug, mich anzureden und mir durch freundliche Worte Muth einzusprechen. Die Darstellung ging rund zusammen. Wolff spielte mit vollem Eifer, — Ludwig Robert sagte nachher, er habe das Stück, wie ein schwaches Kind auf seinen Armen durch's Gewühl getragen, — die Theilnahme der Zuschauer wuchs mit jedem

Auftritt und der Erfolg war ein vollkommen günstiger.

Nun glaubt' ich schon Jemand zu sein. Ich wagte mich unter Menschen und drang in Wolff's und Luisen's Schutze sogar bis in's Versammlungszimmer des Königl. Hoftheaters, woselbst ich mit den eben nicht beschäftigten Darstellern viel schwatzte und scherzte. Ich war noch voll von den in der Leopoldstadt so oft und so gern gehörten Wiener Liedern und mußte, was mir davon im Gedächtniß geblieben war, den Damen vom Berliner Hoftheater oftmals vorsingen, — so gut es gehen wollte. Zu einer dieser Vokalbelustigungen kam Madame Neumann. Sie hatte schon, nach Beendigung „der Farben" mir den Vorschlag gemacht, eine Rolle für sie zu schreiben, und jetzt, nachdem sie jene Lieder gehört, bestand sie darauf und beschwor mich, mit der ihr eigenthümlichen Lebhaftigkeit, ich solle ein Liederspiel machen, in welchem sie noch bei ihrem diesmaligen Aufenthalte spielen könne, und in welchem vor Allem die beiden reizenden Zweigesänge „Was macht denn der Prater" ꝛc. und „War's vielleicht um Eins" vorkämen. So ging ich denn eiligst heim, bildete mir auf dem kurzen Wege vom Schau-

spielhause nach unserer Wohnung einen flüchtigen Scenen-Entwurf, und begann jenes kleine Stück, welches unter dem Titel: „Wiener in Berlin“ bekannt geworden ist. Begann es um 10 Uhr, hatte es, als der Morgen anbrach, vollendet, und las und sang es einige Stunden später dem Grafen Brühl und dem Hofrath Esperstedt vor. Es wurde ohne Widerrede angenommen, dem Musik-Direktor Hrn. Kiehnlen die Instrumentation übertragen, die derselbe auch in wenig Stunden besorgte; so daß, eh' eine Woche vergangen war, schon die Theaterproben Statt finden konnten. Welche Wirkung Madame Neumann mit der für sie geschriebenen Partie hervorbrachte, wird vielen Lesern dieses Buches erinnerlich sein. Auch meine Frau, die als geborene Wienerin den Ton zu treffen wußte, gefiel in ihrem kleinen Röllchen allgemein. Mad. Dötsch, als Berliner Dienstmagd, excellirte. Eduard Devrient, der ja mit uns zu gleicher Zeit das „Leopoldstädter“ besucht hatte, stand seinen Mann. Die Kleinigkeit machte in ihrer Art furore und füllte, häufig wiederholt, das große Opernhaus, als ob es eine große Oper wäre. Ohne mit falscher Bescheidenheit prunken zu wollen, muß ich

doch bekennen, daß ein guter Theil an diesem Erfolge, den erwähnten beiden Duettchen gebührt, welche aus „Bäuerle's Aline" entnommen, gewissermaßen den Mittelpunkt meiner flüchtigen und harmlosen Posse bildeten. Nichts desto weniger fand auch, was ich daran gethan, lebhafte Anerkennung, so daß ich, meine angenehme Stellung in Berlin, die Bekanntschaft mit vielen ausgezeichneten Menschen und die Aufnahme in die besten Häuser und Familien zunächst jenem Liederspiele verdanke. Auch Graf Brühl sah mich nun mit freundlicheren Augen an und gönnte mir manches vertrauliche Zwiegespräch. Doch konnt' ich es nicht dazu bringen, daß er sich bereit gefunden hätte, meine „Sterne" aufgehen zu lassen am Berliner Theaterhorizont. Ich veranstaltete von diesem verfehlten romantischen Drama einen Abdruck (als Manuskript) und versendete dasselbe an alle Deutsche Bühnen-Direktionen. Von allen wurde mir's zurückgeschickt, außer von Hamburg, Wien und Leipzig. Schmidt in Hamburg fügte den schon früher gemachten, kritischen Bemerkungen, die ich doch wohl nicht gehörig befolgt hatte, neue hinzu und versprach bei Gelegenheit einen Versuch mit der Darstellung zu wagen. Schrey-

vogel setzte mir in einem langen, ausführlichen Briefe seine Bedenklichkeiten auseinander, wies aber die Hoffnung nicht gänzlich zurück, derselben Herr zu werden, und ehrte mein poetisches Streben durch seine Anerkennung. Hofrath Küstner endlich füllte acht große Briefseiten mit Bemerkungen über Einzelheiten, deren Umänderung er mir vorschlug, und erklärte sich bereit, das Stück spielen zu lassen, sobald jene Umänderungen bewirkt wären. Das waren also die drei einzigen Männer in Deutschland's Theaterwelt, welche Theil nahmen an einem jungen Schriftsteller, welche ihm wohlwollend und belehrend entgegenkamen und den freundlichen Willen zeigten, ihn zu fördern. Bedenkt man, was für eine Last von Berufsgeschäften auf Jedem von ihnen lag, so wird man zugestehen müssen, daß sie, Einer wie der Andere, von einem edlen Eifer für die gute Sache erfüllt gewesen sein müssen; und nur um diese Würdigung hier an den Tag zu legen, habe ich davon geredet.

Wie schmerzlich mir aber auch das Gefühl sein mochte, mich in meinen günstigen Erwartungen getäuscht zu sehen, ließ ich mich dadurch doch nicht abhalten, neue Versuche zu beginnen, bei

denen ich mich jedoch, hauptsächlich auf Ludwig Robert's praktischen und theilnehmenden Rath, aus dem Nebel lyrischer Spielereien in's Gebiet eines schlichten und einfachen Dialog's zu begeben entschloß. Ich erstaunte nicht wenig, dabei gewahr zu werden, um wie viel schwerer es sei, meine Personen in gedrungener Prosa mit einander sprechen zu lassen, als wenn ich ihnen lange gereimte Tiraden in den Mund legen dürfte.

Nächst diesem Bedürfniß: zu produziren, und dem andern, Gott sei Dank niemals in mir ersterbenden: mich zu unterrichten, machte sich noch ein drittes unaufhörlich geltend, welches dem „Schauspieler in mir" gehörte; und da es diesem armen und unterdrückten Theile meines Wesens nicht gestattet war, sein Heil und Unheil auf der Bühne zu suchen, so suchte er sich als Vorleser Luft zu schaffen. Es hatte sich schon, als ich im vergangenen Winter, während Luisens Gastspiel in Berlin weilte, ein Kreis von Hörern für mich gebildet, der nun fortbestand und der sich fast allwöchentlich versammelte, um „Shakespeare-Abende" zuzubringen. Die jungen Juristen, welche ich in Dresden kennen gelernt, denen sich jetzt in Berlin neue Freunde zugesell-

ten, bildeten diesen Verein. Es war eine Art von Kränzchen, von Einem zu dem Andern wandernd, und welches zunächst keinen anderen Zweck hatte als den, bei jeder Zusammenkunft ein Shakespeare'sches Drama von mir lesen zu hören. Der Andacht dieses Kreises für den größten Dichter, die aber auch mit geistreichen Einwendungen gegen meine Auffassung und meinen Vortrag verbunden war, habe ich es zu verdanken, daß ich in diesem Gebiete eine Stufe der Virtuosität erreichte, welche, — man mag sie nun anschlagen, wie man wolle, — doch späterhin sich allgemeine Geltung erwarb. Als wir den Shakespeare hinter uns hatten, gingen wir zu anderen Göttern über. Nur Schiller blieb ausgeschlossen. Wir alle waren Antagonisten dieses Dichters. Ich weiß nicht, wie es jetzt mit den Uebrigen steht; was mich betrifft, so bin ich auch in diesem Punkte zu Verstande gekommen und weiß sehr wohl, was ein Deutscher an Schiller besitzt. Sei mir gestattet bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung über mich zu machen, die vielleicht Manchem meiner Leser behagt, weil sie auch auf ihn ihre Anwendung findet. Wenn man in die Jünglingsjahre tritt; wenn Herz und Geist ihren Frühling feiern

und der Lenz des erwachenden, seiner selbst bewußt werdenden Lebens über uns kommt, da saugen wir mit gieriger Brust Schiller's Blütenmai in uns und schwören nur bei seinem Namen! Dann tritt der Ernst des Daseins ein, der Jüngling reift zum Manne, und er fühlt sich stolz in dem Gedanken, von der Wonne seiner Jugend abgewendet, vergessen zu können, was ihn entzückte. Auch seinen geliebten Schiller will er von sich weisen. Er wähnt ihm entwachsen zu sein, und was strenge Kritik ihm nur darbieten mochte, rafft er zusammen gegen die „Reflektions-Poesie!“ gegen die „ideale und philosophirende Richtung!“ gegen die „Subjektivität“ Schiller's! — Und so entschillert er sich. So geht er keck und kühn weiter, undankbar gegen den Jugendfreund, den er nicht mehr zu brauchen glaubt. Aber das Leben hält ihm nicht, was es versprochen. „Ekel, schaal, flach und unersprießlich“, scheint ihm das Treiben dieser Welt. Alte, verklungene Träume tauchen auf; die Sehnsucht nach vergangenem Glück wird zum Bedürfniß. Du wendest Deinen Blick hinter Dich — und siehe, da steht auch Dein Schiller, dem Du Dich entwachsen wähntest; da steht er mit seinen duftigen Rosen, seinen

blühenden Myrthenkränzen, seinem frischgrünenden Eichenlaub. Er ist es noch, er ist noch unverändert der heilige, reine Sänger. Und Du beugst in Demuth Dein ergrauendes Haupt, daß er noch einmal Dein Haar schmücke, wie er's vor dreißig Jahren that.

Bei unseren „Shakespeare-Abenden" lernt' ich Wilhelm Albrecht kennen.

Indem ich diesen Namen niederschreibe, steht auch schon das Bild dessen, der ihn trug, vor meiner Seele. Und ohne mich seiner erwehren zu können, seh' ich Schall neben ihn treten. — Schall und Albrecht! Welch' ein Paar!

Albrecht pflegte zu sagen: „aus einer Hose von Schall kann ich mir eine vollständige Garderobe machen lassen, mit Einschluß des Carbonari."

Schall pflegte zu sagen: „wenn ich mit Albrecht gehe, komm' ich mir vor wie Falstaff mit seinem Pagen: wie eine Sau, die ihren ganzen Wurf aufgefressen hat, bis auf Eines."

Albrecht sah aus, als ob Schall ihn aus der

Tasche verloren hätte; in Schall's Bauche hätte Albrecht bequem wohnen können. Nie sah' ich zwei Menschen, die sich so unähnlich waren; nie kannt' ich zwei Menschen, die sich so merkwürdig glichen. Schall war groß, stark, dick und trug ein Vollmonds-Gesicht zur Schau; Albrecht war klein, krumm, schmächtig und hagern Angesichts. Schall war ein Fresser, trank oft und viel, und konnte leicht zu plumper Grobheit gereizt werden; Albrecht war mäßig, aß wie ein Vogel, nippte behutsam, blieb immer fein und artig. Schall war ganz Gemüth, leicht zu rühren, weich wie Butter; Albrecht blieb besonnen, berechnet, sarkastisch und spöttelnd. Schall war eigentlich faul, leichtsinnig, und hatte sein und seines (entfernten) Bruders Vermögen verschwendet; Albrecht arbeitete sich mühsam durch's Leben, berechnete, war sparsam und machte niemals Schulden. — Wo steckt nun die Aehnlichkeit? Wo ist der Vergleich zwischen Beiden zu finden? Ich weiß es selbst nicht. Aber mir ist immer, als könnte Einer ohne den Andern nicht gedacht werden, als ergänzten sie sich. Wie ich Albrecht kennen lernte, kannte Schall ihn noch nicht. Als aber Schall nach Berlin kam, als ich Beide nebeneinander

sah, da war mir, als hätte sich nun eine ursprüngliche Nothwendigkeit erfüllt, und als wären sie geschaffen, um mitsammen durch die Gassen zu gehen.

Albrecht war ein Techniker; er stand einer Steingutfabrik als Geschäftsführer vor. So kannt' ich ihn lange. Dann, als er sich dort losgemacht, wagte er sich an eine selbstständige Unternehmung, und wollte einige von ihm gemachte Erfindungen, namentlich eine eigenthümliche, den Flammen widerstehende Masse, zur Bedeckung der Dächer, realisiren. Als aber die Ausführung seiner Pläne an der Wirklichkeit scheiterte, zog er sich von all' diesen Dingen, an denen er sich im eigentlichsten Sinne die Finger verbrannt, gänzlich zurück und widmete sich der Tagesliteratur. Als Mitherausgeber eines Journals und als Mitarbeiter mancher Blätter, starb er 1835.

Er wußte viel, war nach verschiedenen Seiten hin ausgebildet und, gleich Schall, in allen Sätteln reitfest. Es gab wohl nicht leicht ein Thema, über welches er nicht so zu sprechen verstand, daß er auch dem Manne von Fach genügte. Im Umgange war er geistreich, scharfsinnig, gewandt und witzig. Niemand verstand es wie er, allen Er-

eignissen, allen Aeußerungen die komische und lächerliche Seite abzugewinnen. Aber niemals drängt' er sich vor; niemals wollt' er sich des Gespräches bemächtigen. Er war die Bescheidenheit selbst und gesellig-bequemer kann man nicht sein. Er wußte jeder Gesellschaft an den Puls zu fühlen, und während sein Cynismus im Umgange mit wilden Männern und Jünglingen Alle überbot, entschlüpfte seiner Zunge doch gewiß nie ein zweideutiges Wort, wo er es passend fand, die Formen zu achten. Das Hauptelement seines innersten Wesens war, wie bei den meisten Buckeligen, eine nie zu erschöpfende Sinnlichkeit. Und weil diese nun, wie er selbst am besten durchschaute, mit seiner persönlichen Erscheinung oft in Widerspruch gerieth; weil er sich unfähig glaubte, im Felde der Liebe als Sieger zu erscheinen, so bemächte sich seiner eine gewisse Bitterkeit der unfreiwilligen Entsagung, die ihn zwar scharf, ja bisweilen boshaft machte, die aber in ihrer herzzerreißenden Schärfe seinem Humor zwiefache Würze verlieh. Wo er Befriedigung seiner Sinnlichkeit suchte und fand, konnt' er natürlich niemals Nahrung finden für das sentimentale Bedürfniß, welches auch bei ihm, obgleich zurückge-

drängt, dennoch vorhanden war. Er überredete sich gern selbst, daß er an die Neigung einer käuflichen Schönen glaube, während er doch jeden seiner Freunde unerbittlich verspottete, der auf uneigennützige Erwiederung reinerer Flammen zu hoffen schien. Und das war der einzige Fleck, wo seine Liebenswürdigkeit, seine hingebende und rücksichtsvolle Gefälligkeit manchmal in hämische Schadenfreude oder Neid überging. Wer hätte ihm darüber zürnen können?

Wo Albrecht einmal gewesen, war er immer willkommen. Wer einmal mit ihm verkehrt, konnte nicht mehr von ihm los. Menschen jedes Alters, jedes Standes, jeder Farbe fanden ihn angenehm und interessant. Er paßte in jede Gesellschaft. Für die „Shakespeare-Freunde" war er nun gar unschätzbar. Nicht nur im Auffassen, Erkennen und Bekämpfen des Dichters stand er obenan. Er selbst erschien uns nicht selten, als ob auch er eine Figur aus jenem großen Britischen Welt-Bilderbuche wäre: Einmal wie ein eingekochter, um desto kräftigerer Falstaff, in kleinsten Dimensionen; ein Andermal wie ein Extrakt von Hamlet; — je nachdem die vorherrschende Stimmung der Anwesenden sich nach diesem oder Jenem sehnte.

Albrecht war der Erste, der den Gedanken zur Sprache brachte, ich solle in Berlin als Vorleser Shakespeare'scher und anderer selten oder gar nicht aufgeführter Meisterwerke öffentlich auftreten und mir dadurch einen Geldzuschuß erwerben, dessen ich in Wahrheit sehr bedürftig war, da wir immer mehr ausgaben, als ich einnahm. Doch schien mir diese Idee damals noch so kühn und überschwenglich, daß ich gar nicht einmal den Muth fassen mochte, sie nur weiter durchzudenken. Ich war überhaupt von einer Verzagtheit in Allem, was ein Verhältniß zum Publikum betraf, die für einen Menschen, der sich dem Theater gewidmet hat, — sei es nun als Schauspieler oder als Schriftsteller, — unpassend, ja lächerlich genannt werden muß; die aber, trotz der ersten günstigen Erfolge in Berlin, täglich zunahm. Zum Theil wurde sie durch Luisen vermehrt und gesteigert, die seit den Breslauer Zwistigkeiten vor Allem, was Publizität heißt, eine heilige Scheu hatte und in jeder Scene, die ich an einem meiner neuen Stücke schrieb, auch schon den Keim zu irgend einem unangenehmen Erlebniß erblickte. Oft sprach ich mit Wolffs darüber, wie ihre krankhaften Besorgnisse mich einschüchterten und hemmten,

unddiese redeten ihr tröstend zu und suchten ihr begreiflich zu machen, daß eine neue Komödie ja doch kein Aufsatz gegen die Schauspieler sei. Dann erwiederte die gute, sanfte Seele: ja, es kann aber doch durchfallen und dann ist wieder ein Skandal fertig. Diese ihre Bangigkeit galt aber immer nur mir und *meinen* Bestrebungen. Für sich und ihre Pflichten hatte sie festen Muth; ohne Zagen trat sie in jeder neuen Rolle vor. Sie durfte das um so mehr, als sie sich durch ihr „Käthchen von Heilbronn" einen sichern Platz in den Herzen aller Berliner Theaterfreunde errungen. Sie war wieder „die kleine Rogée" geworden, und konnte diese oder jene größere Künstlerin sich ihrer „alten und jungen Garde" — (man brauchte damals allgemein diesen Ausdruck) — rühmen, so hätte Luise nicht mit Unrecht „die Tochter des Regiments" heißen können. Ihre Anspruchslosigkeit verschaffte ihr die sichersten Ansprüche auf die Gunst aller Partheien. Sie hatte keinen Gegner, — und, was noch mehr sagen will: vielleicht auch keine Gegnerin.

Und doch, *eine* Gegnerin hatte sie; eine junge, fast kindische, sehr unfeindselige, aber schwer gekränkte: Die Tochter eines älteren bei'm Berli-

ner Hoftheater herangewachsenen Sängers, die im Alter von vierzehn Jahren, blühend und hübsch, sich der Bühne gewidmet und nach einigen günstig aufgenommenen Proberollen von der General-Intendanz das Versprechen empfangen hatte, nächstens für naive Rollen angestellt zu werden; ein Versprechen, welches unerfüllt blieb, weil Luisen's Engagement das ihrige unnütz gemacht hatte. Es war am 11. Juli des Jahres 1824, als wir dieses junge Mädchen zuerst sahen. Sie hatte, weil eine Charlottenburger Sonntags-Vorstellung durch Krankheit einer Schauspielerin gestört zu werden drohte, rasch und gefällig die Rolle der Kranken übernommen, wohl in der noch immer waltenden Hoffnung, durch ihre Bereitwilligkeit die Direktion zu rühren. Luise und ich, die in Charlottenburg bei Bekannten gespeiset, besuchten das Schauspiel und gingen im Zwischenakte auf die Bühne, wo wir uns der lieblichen Anfängerin vorstellten, und freundlich mit ihr sprachen. Das arme Mädchen blickte Luisen mit jenem Ausdruck der Verehrung an, die ein junges Gemüth für eine beliebte Schauspielerin empfindet, aber aus ihren Blicken und Worten sprach eine schmerzhafte Zurückhaltung, als wollte sie sagen: Du also bist die Ursache,

daß meine liebsten Wünsche und Hoffnungen vernichtet werden sollen? Wir empfanden dies, fühlten uns verlegen, und zogen uns bald zurück, im Weggehen noch gegenseitig unsere Theilnahme für sie aussprechend, weil wir schon wußten, daß Graf Brühl entschlossen war, sie nicht zu engagiren. Julie Holzbecher war der Name des reizenden Kindes, welches sechs Jahre später, den meinen zu führen vom Schicksal bestimmt war.

Durch meine erste Frau vom Hoftheater verdrängt, mußte die zweite auf dem neuentstehenden Theater in der Königstadt ihre Zuflucht suchen, damit ich ihr dort begegnen sollte, wenn Luise längst im Grabe modern würde.

Das Königstädter Theater wurde am 3ten (oder 4ten?) August eröffnet. Ich besuchte es nicht. Ich war von einer Partheiwuth gegen das neue Unternehmen erfüllt, die an Verrücktheit grenzte. Diese Krankheit war bei allen Mitgliedern des Hoftheaters epidemisch und erstreckte sich also auch auf mich, der sich zur Königlichen Fahne gehörig

betrachtete, ohne für seine Person ihr den Eid geleistet, noch Sold und Löhnung empfangen zu haben.

Die Nachrichten von den glücklichen und mit Jubel aufgenommenen ersten Darstellungen auf der neuen Bühne machten mich förmlich unglücklich. Ich vermied, wo möglich, davon sprechen zu hören. Ja, ich gerieth sogar mit meinem lieben Wilibald Alexis, der in der Vossischen Zeitung das Evangelium des Lichtes jenseit der Spree predigte, in heftigen Disput und konnte Freund Gubitz nicht begreifen, der da lobte, was dort zu loben war. Auch that ich mir durch mein unbegründetes Schimpfen, (um so unbegründeter, weil ich nichts davon gesehen,) großen Schaden und machte mir manchen Feind. Aber so bin ich immer gewesen und so bin ich geblieben, zu meinem größten Nachtheil. Weder in Gunst noch Ungunst kannt' ich eine Mitte, und mein Wahlspruch hieß: wer nicht für mich ist, der muß wider mich sein.

Deshalb hab' ich es auch zu nichts gebracht auf Erden und niemand hat mir dafür gedankt.

Gubitz, der schon damals die Redaktion des Theaterartikels für rezitirendes Drama in der Vossischen Zeitung führte, übertrug mir zu jener

Zeit das Referat über die Darstellungen des Königl. Theaters. Es würde mir wenig ziemen, mich als Kritiker zu loben; um so weniger, als ich mich durchaus nicht mehr besinnen kann, wie ich jenes schwierige Amt verwaltet? Nur weiß ich, daß meine arme Frau dabei stets zu kurz kam, weil ich sie weit weniger lobte, als ich sie gelobt haben würde, wäre sie nicht meine Frau gewesen. Was die Ausführung meiner Rezensionen betrifft, geb' ich sie gern Preis; die Rechtlichkeit der Gesinnung anlangend, bin ich bereit, mit Jedermann in die Schranken zu treten. Ich habe immer niedergeschrieben, wovon ich aus innerer Ueberzeugung durchdrungen war, und umging ich einmal die Wahrheit, so geschah es nur durch Milderung dessen, was nach meiner Meinung tadelnde Rüge verdiente. Andere Sünden hab' ich mir dabei nie zu Schulden kommen lassen. Und in diesem redlichen Bewußtsein muß ich leider behaupten, daß der Ausspruch: es werde einem Jeden mit dem nämlichen Maaße zugemessen, dessen er sich bediente, ein grundfalscher ist. Wenigstens im Gebiete der Theaterkritik hab' ich ihn an mir selbst als unwahr erprobt.

Unsere häusliche Existenz war von der früher in Breslau geführten, sehr verschieden. Wir hatten die Nothwendigkeit empfunden, uns einzuschränken und sahen fast niemand bei uns: was um so leichter durchzuführen ging, weil die Familien, mit denen wir verkehrten und die uns zu ihren Gesellschaften einluden, durchaus nicht lüstern waren, sich von armem Theatervolk, wie wir, bewirthen zu lassen. Und mit meinen jüngeren Genossen fand ich mich gewöhnlich am dritten Ort zusammen.

Unter diese gehörte auch eine Reihe junger Polen, welche ihre Studien in Berlin vollendeten, oder schon vollendet hatten. Ich habe den Umgang mit Polen immer geliebt. Viele von ihnen werden, besonders als Jünglinge, durch eine bisweilen unbändige Wildheit, die manchmal wie ein nationelles Erbtheil erscheint, zu Zeiten beschwerlich, ja sogar gefährlich, weil sie, in Haß oder Liebe, gleichviel, keine Grenzen achten und die tollsten Dinge unternehmen. Aber sie entschädigen den Freund für solche Ausbrüche von Rohheit, durch eine aufopfernde, bis zu schwärmerischer Hingebung reichende Treue und Anhänglichkeit. Ich stand bei ihnen im Rufe, ein Polenfreund zu sein, — noch von Breslau und von der Univer=

sität her, — und deshalb schaarte sich, dieser Tradition zu Ehren, in Berlin eine jüngere Generation um mich her, in deren Gesellschaft jedoch ich mehr Schmerz als Freude genossen habe. Denn mit Schmerz, mit tiefem, innigem Schmerz hat es mich immer erfüllt, jedes fröhlich begonnene Gelage, in dem Erguß heißen Grames enden zu sehen. Die übermüthigen, tobenden Jünglinge, wenn sie mich auch oft durch ihre Unbändigkeit in Angst setzten, wurden nachdenklich, still, betrübt, sobald von ihrem Vaterlande die Rede war. Und dann schien jede Spur leichtsinniger Wildheit verwischt; die Jünglinge stellten sich wie reife Männer dar, entschlossen, dem Tode lächelnd in's Antlitz zu schauen.

Arme Kinder! Warum durften Eure Träume sich nicht erfüllen? — Ich hätt' es Euch gegönnt, — ach, und uns auch!

Eines Morgens fand ich in der Berliner Zeitung einen Artikel, der mich lebhaft ergriff. Es

war der Vorschlag ausgesprochen, dem längst gefühlten Bedürfniß eines literarischen Vereines zu genügen und eine Gesellschaft zu bilden, welche keinen andern Zweck haben sollte, als gemeinschaftlich Kenntniß zu nehmen von Allem, was im Gebiete schöner Literatur bemerkenswerth erscheine, und Ansichten wie Meinungen gegenseitig darüber auszutauschen! Die Aufforderung war in einem Tone gehalten, der mich annehmen ließ, sie sei die Folge schon vorhergegangener Berathung und zwar unter Männern von bürgerlicher wie literarischer Bedeutung. Diesen mich ohne Weiteres anzuschließen und auf gutes Glück mich einzudrängen, hätt' ich niemals gewagt.

Ich zweifelte zu aufrichtig an mir selbst. Doch aber sehnt' ich mich mit ganzer Seele danach, Mitglied eines solchen Vereines zu werden. Ich vermochte gar nicht, das verhängnißvolle Zeitungsblatt aus den Händen zu legen, während ich einen Plan nach dem andern machte und verwarf. So fand mich Freund Wilibald Alexis. Schon sein Besuch in diesem Augenblick schien mir ein günstiges Zeichen. Wer aber begreift mein Entzücken, als er mir erklärte, er komme, in Hitzig's Auftrage, (— daß von diesem die Idee ausging, war

mir schon bekannt,) — mich zu der ersten konstituirenden Versammlung, als einen Mit-Stifter einzuladen. Dieser Ausgang übertraf meine kühnsten Erwartungen.

Nächst Hitzig und Alexis, besinn' ich mich bei der ersten Zusammenkunft Chamisso, Wilhelm Neumann, Fouqué, Varnhagen, Zeune, Contessa, Stägemann, Nicolovius und Streckfuß gesehen zu haben; doch mögen wohl auch noch Andere zugegen gewesen sein.

Auch wuchs die Zahl der Theilnehmer von einer Woche zur andern, weil der Hauptzweck eben nur der war, Kunde zu erhalten von den Zeugnissen der Poesie und Literatur; nicht etwa sich mitzutheilen, was die Glieder der Gesellschaft produzirt. Im Gegentheile blieben die Dichtungen der Theilnehmer von dem öffentlichen Vortrage ausgeschlossen. Und solch' weises Gesetz war es, welches diesen literarischen Verein so lange hielt und noch erhält. Der erste Mangel, welcher sich fühlbar machte, betraf die Organe der Mittheilung. Es fehlte an Lesern; Alle wollten Hörer sein. Ich war viel zu verzagt, um mich gleich anfänglich anzubieten; obgleich es mir schon am

ersten Abende wie Sphärenharmonie in's Herz geklungen, daß Varnhagen gesagt: wir sollten bei der Anordnung unserer Statuten, doch auch Rücksicht darauf nehmen, bisweilen außerordentliche Zusammenkünfte zu veranlassen, wo Damen eingeladen werden dürften, weil es doch möglich sei, daß sich unter den zutretenden Mitgliedern Talente für's Vorlesen auszeichnen würden, mit denen man eine weibliche Versammlung erfreuen könne?! — „Das wird Dir zu Statten kommen!" hatt' ich bei mir selbst gedacht, aber mich wohl gehütet, es auszusprechen. —

Nachdem nun einige Neuigkeiten gelesen (ich weiß nicht mehr von wem?) und durchgesprochen waren, brachte Hitzig an einem der nächstfolgenden Abende die zierliche und wohlklingende Uebersetzung dreier Lope de Vega'schen Schauspiele, von Ernst von Malsburg mit. Vor dem „Dramatischen" schreckten Alle zurück und es wollte sich kein Vorleser finden. Mir war es, als hört' ich Trompeten schmettern, die zur Schlacht riefen! — Sieg, oder Tod! — Die Versammlung war zahlreich, durch Gäste vergrößert. — Ich erbot mich, zu lesen. Mein Antrag ward angenommen, aber nicht ohne den Ausdruck des Erstaunens auf den mei-

sten Gesichtern. In Berlin war von meinem Theatertreiben nichts bekannt, als daß ich die Bretter verlassen, weil es mir auf denselben nicht gelungen wäre, und auf meine Rezitation schien Niemand Vertrauen zu setzen, um so mehr, da ich mich bisher sehr bescheiden und schweigsam zurückgezogen hielt. Außerdem wollen boshafte Menschen behaupten, ich machte (jetzt noch) wenn ich mich an's Vorleser-Tischchen setzte, gewöhnlich ein nichts Gutes verkündendes Schafsgesicht; welches ich denn auch, dem mir wildfremdem Lope gegenüber, zu machen nicht verfehlt haben werde. Derweilen die Herren ihre Stühle rückten, leise flüsterten und gemächlich Platz nahmen, hatte ich, mit meinem in solchen Fällen zauberisch raschen Blick die ersten Scenen des Drama's „der beste Richter ist der König" überflogen; ich gerieth, schon bei den ersten Worten, in eine glückliche Stimmung, die mich während des ganzen Stückes nicht mehr verließ, sich vielmehr steigerte, und vorzüglich bei den komischen Scenen dem Richtigen zuführte. Da ich das Gedicht eben gar nicht kannte, so wirkte sein Reiz auch auf mich während des Vortrages mit einer solchen Frische, daß ich in einer mich selbst überraschenden Begeiste-

rung blieb. Mag ich auch einzelnen Stellen, weil ich sie nicht vorher studirt und erwogen, nicht ihr Recht angethan haben, das Ganze gelang vollkommen; gelang, wie es mir niemals wieder gelungen ist, denn ein solcher Fall konnte ja nicht mehr eintreten. Wie würd' ich denn jemals wieder gewagt haben, mich unvorbereitet meinen Hörern gegenüber zu setzen?

Alt und Jung war überrascht und erfreut. Aus diesem Kreise und von diesem Abende fing sich ein Ruf meines Talentes in Berlin zu verbreiten an. Chamisso sagte oft, wenn er sich meines ersten Auftritts als Vorleser erinnerte: an jenem Abende ist unser Holtei entdeckt worden!

Sehr bald sicherte ich mir das Wohlwollen der Gesellschaft und als ich einigermaßen festen Fuß hatte, beeilte ich mich, die „Shakespeare-Freunde", Albrecht obenan, hineinzuziehen. Auch der geistreiche und feingebildete Schauspieler Wolff ließ sich aufnehmen und bekam keine schwarze Kugel. Wir genossen sehr schöne Abende, die sich, an mäßig besetztem Abendtische, bei einem Glase Wein und belebter Unterhaltung, oft bis in die Nacht dehnten. In solchen Unterhaltungen wurde denn auch meiner Versuche, Shakespeare'sche Dra-

men vorzulesen, von den jüngeren Freunden gedacht und da sich dieselben für die literarische Gesellschaft *), die zunächst an Neuigkeiten gewiesen sein wollte, nicht eigneten, auch der Wunsch geäußert wurde, Damen einzuführen, so erklärte ich mich bereit, in einem eigens dafür zu miethenden Saale, vor einem durch mich und unsere Mitglieder einzuladenden Publiko, eine Wanderung durch jene Zauberhallen zu unternehmen. Was denn mit allgemeinem Applause auf- und angenommen wurde.

Bevor aber noch dieser Entschluß in's Leben trat, klopfte der Tod an unsere Thüre.

Meine Frau, die sich, ihre Krampfanfälle abgerechnet, leidlich befand, kam in den letzten Tagen des November von einer Fahrt nach Potsdam, wo die Königl. Schauspieler bekanntlich bisweilen Vorstellungen geben, in später Nacht fröstelnd und erkältet heim. Ich war aufgeblieben, sie zu erwarten; wir plauderten noch lange, eh' wir zu

*) Die Gesellschaft nannte sich, obgleich sie bald nach ihrem Entstehen den Versammlungstag Mittwoch, mit dem Dienstag, und diesen wieder mit dem Montag vertauschte, lange Zeit hindurch: Mittwochsgesellschaft, bis sie endlich den passenderen Titel: Gesellschaft für in- und ausländische schöne Literatur annahm.

Bette gingen, und mir ist dieses Gespräch deshalb so erinnerlich, weil es das letzte war, welches sie zusammenhängend und in klarem Bewußtsein mit mir durchzuführen vermochte. Denn schon am nächsten Tage, — doch wir wollen die traurige Zeitfolge in dieser Erzählung beobachten.

Es war ein Sonntag. Für's Königl. Schauspielhaus war eine Vorstellung des vielbeliebten „Käthchen von Heilbronn" angesetzt. Ich, voll von Entwürfen und Vorarbeiten zu kleinen Liederspielen, nach denen der General-Intendant Graf Brühl um so begieriger war, als die Rivalität des fleißigen und rüstigen Theaters in der Königstadt zur Thätigkeit in diesem Genre herausforderte, hatte mich für diesen Abend bei Dr. Casper (dem jetzigen Geheimen Medizinalrath) versagt, um mit diesem, an den glücklichsten Einfällen und witzigsten Schlagworten so reichen Manne, der selbst eine Menge kleiner, anmuthiger Liederpossen (leider nur für Privatzwecke) verfaßt hat, auf Französische Weise ein gemeinschaftliches Scenarium zu besprechen, und zu versuchen, ob es mir gelingen würde, seine geistreichen Gedanken für meine Zwecke glücklich zu verwenden.

Wir hatten verabredet, daß ich nach sieben

Uhr bei ihm erscheinen und daß Luise sich dann nach Beendigung des Schauspiels gleichfalls bei Madame Casper *) einfinden sollte. Die ersten Akte des „Käthchen" sah ich noch aus der Kulisse mit an, und bemerkte wohl an Luisen eine erhöhte Exaltation, die bisweilen krankhaft schien, die mich aber weiter nicht beunruhigte, da sie selbst mich während der Pausen versicherte, daß sie sich keineswegs schlimmer fühle als gestern, und auf jeden Fall nach dem Theater zu Casper's kommen werde. So schieden wir und ich eilte heiter'n Sinnes nach Dr. Casper's traulichem Arbeitsstübchen. Kaum hatte ich die Bühne verlassen, als Luise den Umstehenden, wie mir nachher gesagt worden, die Aeußerung gethan: ich bin ernstlich krank, und wenn ich mich diesmal niederlege, werd' ich nicht mehr aufstehen.

In lebhaftem Gespräche über mein neues Liederspiel vergingen schnell einige Stunden; — als die Wächter ihr Zehn-Uhr-Signal gaben, und Luise noch nicht bei uns war, überfiel mich eine ängstliche Ahnung.

Ich eilte heim. Da fand ich sie in einem wil-

*) Eine Nichte unseres lieben Freundes Ludwig Robert.

den Fieberzustand, die verworrensten Dinge durcheinander fabelnd und so förmlich außer sich, daß ich in den ersten Augenblicken glaubte, dies müßten ihre letzten sein.

Aber ehe ich noch Besinnung fand, nach ärztlichem Beistande mich umzuthun, verbat sie sich in ruhigeren Momenten ausdrücklich, daß heute Nacht Gräfe (dies war unser Hausarzt) gestört werden solle, indem sie wiederholt versicherte, es habe keine Gefahr und sie werde sich bald beruhigen.

Unter anderen Verhältnissen und bei anderer Persönlichkeit würde ich mich mit diesen Versicherungen nicht zufrieden gestellt haben; aber bei ihr, wo die furchtbarsten Konvulsionen mich seit Jahren durch Gewohnheit abgestumpft hatten, war ich bald geneigt, ihr zu glauben; um so mehr, als sie nach und nach in einen schlafartigen Taumel versank, den ich immer nur mit ihrer Krampfnatur in Verbindung setzte.

Die Nacht verging ziemlich ruhig, und als ich am frühen Morgen Gräfe'n herbeigeholt, erklärte dieser ihre Krankheit für einen Rückfall in jene gichtisch-rheumatischen Leiden, die sie schon als junges Mädchen einmal an den Rand des Gra-

des gebracht und von dem er sie damals wirklich gerettet. Dieser Autorität war nicht zu widersprechen. Seiner Leitung gemäß wurden alle Mittel, als Räucherungen von Bernstein, Einwickelung in Flanell und Gichttaffet und dergleichen mehr angewendet, ein förmliches Krankenzimmer wurde eingerichtet und mit der Aussicht auf eine, wenn auch nicht gefährliche, (denn Gräfe versicherte, daß dieser Anfall lange nicht so heftig sei, als jener erste gewesen) doch sehr langwierige Niederlage, etablirte auch ich mich im geräumigen Gemach, ließ meinen Arbeitstisch ihrem Bette gegenüber setzen und war nun entschlossen, auszudauern, wie meine Pflicht und mein Gefühl mir geboten.

Unterdessen war die Aufführung einer Posse herangekommen, die ich auf Wunsch des Grafen Brühl, als Seitenstück zu den stets beliebten „Wienern" unter dem Titel: „Berliner in Wien" geschrieben. Ich hatte sehr viel Fleiß auf diese Arbeit verwendet, die Melodieen sorgsam zusammengestellt und mich nach allen Richtungen bemüht, recht witzig und lustig zu sein. Vielleicht war es mir, gerade deshalb, nicht gelungen.

Während einzelne Scherze belacht und be-

klatscht wurden, machte das Ganze einen unbefriedigenden Eindruck und hielt sich nur durch Gern's und Rüthling's vortreffliches Spiel. Luise ließ sich genauesten Bericht von dem Erfolge abstatten und da sie aus meinen Schilderungen vom Benehmen des Publikums heraushörte, daß sich an manchen Stellen misfällige Opposition kund gegeben, so bestand sie darauf, ich solle das Stück zurücknehmen und nicht mehr spielen lassen; — bis Gräfe ihr am andern Morgen die Versicherung gab, daß jene Opposition nur von wenigen Zischern versucht, und durch die überwiegende Menge zum Schweigen gebracht worden sei. Es war mir sehr interessant, zu beobachten, wie sie auf dieses Gespräch mit vollkommen hellem und ungetrübtem Bewußtsein einzugehen vermochte, während sie übrigens beinahe unfähig war, zusammenhängend zu denken und zu sprechen, weil sich in jede Unterhaltung, die man mit ihr versuchte, fortdauernd die störendsten Fantasieen mischten; was mich, besonders in der Nacht, wo es einen grauenhaften Anstrich bekam, wirklich manchmal zur Verzweiflung brachte.

Nur zu bald fing ich an zu bemerken, daß Gräfe an seiner ersten Ansicht über ihre Krank-

heit irre wurde. Er gab die dahin schlagenden Mittel auf, versuchte andere, abweichende, und schien eigentlich im Ungewissen zu sein. Auf einmal, zu meiner höchsten Ueberraschung, verordnete er einige Aderlässe. Das reichlich entströmende Blut wies sich als heftig entzündet und verdorben aus. Er selbst vermochte nicht zu leugnen, daß dieser Schritt früher, vielleicht gleich anfänglich hätte geschehen müssen. Jetzt gewährt' er kaum eine vorübergehende Erleichterung. Heftige Fieberanfälle erneuerten sich, die regelmäßig in Frost, Hitze und Schweiß verliefen, und in vierundzwanzig Stunden sich gewöhnlich mehrmals wiederholten. Dennoch leugnete Gräfe entschieden, daß die Krankheit todesgefährlich sei und wendete sichtlich den sorgfältigsten, unermüdlichsten Fleiß auf ihre Behandlung.

Meinen Zustand dabei kann ich gar nicht schildern. Trotz der niederdrückendsten Angst und Bangigkeit, unter der ich wie ein Sklave umherschlich, glaubte ich doch nicht an Luisen's Tod. Die steten Nachtwachen, der gänzliche Mangel an Ruhe, das unaufhörliche Emporfahren aus augenblicklichem Schlummer, hatten mich völlig verdummt. Drei Wochen waren so vergangen.

Mit unserer Kasse stand es sehr schwach. Ich machte mir mancherlei Sorgen, wie ich im Stande sein würde, die täglich-steigenden Ausgaben zu bestreiten. Doch wollte Luise, sobald sie nur einen lichten Moment hatte, daß den Kindern und Dienstboten am Weihnachts-Abend „aufgebaut" werden sollte, und zwar vor ihrem Bett. Ihrem Willen zu genügen, war ich auf den Weihnachtsmarkt gegangen, grüne Bäume, Kerzen, Geschenke und was sonst zu einem norddeutschen Christabend gehört, heimzuschleppen, — da fand ich vor meiner Thüre, beladen mit Kisten und Kasten und meiner Rückkehr harrend — Freund Gubitz. Der hatte, in der Meinung ich würde behindert sein, des Tages zu gedenken, für unsere Kinder und für Luisen eingekauft; so reichlich und so freigebig, als ob er ein wunder wie reicher Mann sei, der die Seinigen beschenken wollte! Und verlegen, in gutmüthiger Hast, schob er mir all' die Herrlichkeiten hin und lief, sammt denen, die ihm tragen halfen, rasch davon, als ob er Feuer an mein Haus gelegt hätte! Ich wünschte nur, der gute Mann möchte das Auge der Kranken gesehen haben, wie ich ihr davon erzählte, und wie es plötzlich die düstere Gluth des Fiebers auf einen

Augenblick mit dem sanfteren Feuer freudigen Dankes vertauschte.

Noch einer anderen Freude muß ich gedenken, die uns aus der Ferne in die Nacht der Krankenstube lächelte. Ich habe schon oben erwähnt, daß nur drei Theater-Direktionen von meinem romantischen Schauspiel „die Sterne“ wohlwollend Kenntniß genommen. Von diesen dreien hatte jedoch nur eine die Aufführung gewagt, gewiß in keiner anderen Absicht, als um dem Verfasser eine Aufmunterung zu gewähren. In Leipzig war das Stück gegeben worden, und war, obgleich mit den besten Schauspielern jenes damals sehr guten Theaters besetzt, rettungslos durchgefallen. Dies berichtete mir der Direktor, Hofrath Küstner, in einem ebenso schonenden als theilnehmenden Briefe; redete mir zu, mich durch dies Mißlingen in der Ausbildung meines von ihm und seinen literarischen Freunden anerkannten Talentes nicht abschrecken zu lassen, und fügte seinen Zeilen ein Honorar von zwanzig Dukaten für dies durchgefallene Stück bei, „als ein Zeichen des Vergnügens, welches ihm persönlich die Lektüre desselben gemacht!“ Ein Privat-Unternehmer — ein nur einmal dargestelltes

Stück — persönlicher Antheil für einen jungen Schriftsteller — zwanzig Dukaten — und Deutsches Theater!!! — — Ich schüttete die blanken, goldenen Münzen in Luisen's Hände, als ein Geschenk für sie, und vergaß dabei den Schmerz des niedergeschlagenen Autors, weil sich die Kranke darüber freute und wie ein Kind damit spielte. — „Aber Dein Stück hat doch recht gefallen in Leipzig?" fragte sie, und wollte Küstner's Brief hören. Doch in der nächsten Minute fing sie wieder zu fantasiren an und vergaß ihre Frage.

Mit dem neuen Jahre (1825) hatten meine Vorträge Shakespeare'scher Stücke begonnen, zu denen ich durch gedruckte Aufforderung einen ausgewählten Kreis, der sich immer des Freitags versammelte, eingeladen. Ich begann mit „Was Ihr wollt." Der Andrang wurde so groß, daß der Saal schon am zweiten Abende zu klein schien; meine Freunde tadelten mich und ich selbst fing an, mir Vorwürfe zu machen, daß ich nicht ein Abonnement für diesen Zweck eröffnet. Da nun

Diejenigen, welche sich durch die von mir erbetenen Eintrittskarten mir verpflichtet glaubten, sich erkenntlich zeigen wollten, so war die nächste Folge eine unermeßliche Menge von Einladungen in Häuser, die mir fremd gewesen. Glücklicherweise entschuldigte mein Amt als Krankenwärter jede Weigerung. In der That, dieses Amt war kein leichtes; denn Luisens Zustand wurde mit jedem Tage bedenklicher. Gräfe wollte seine Befürchtungen hinter trostreichen Worten verbergen, war aber doch nicht immer Herr seiner Mienen und versank oft, wenn er die Kranke beobachtend und forschend lange angeschaut, in ein schmerzliches Schweigen. Als ich dadurch erschreckt einmal heftig in ihn drang, erbat er sich die Erlaubniß, einen anderen Arzt mitzubringen. Natürlich stellte ich seinem Wunsche nichts entgegen.

Es mag in der ersten Woche des Januar gewesen sein, als eines Abends der Fieberfrost, der Luisen zu überfallen pflegte, so heftig eintrat, wie wir ihn noch nicht erlebt. Er schien diesmal sogar den hoch übereinander gehäuften Decken, Kissen und Betten, die wir aus allen Winkeln des Hauses herbeiholten, nicht zu weichen, indem er die Leidende buchstäblich ellenhoch empor schleu-

derte und ihre Glieder auseinander zu schütteln drohte. Ich stand vor Schrecken starr bei diesem traurigen Anblick, als die Thüren sich öffneten und Gräfe eintrat, an seiner Seite den alten, weltberühmten Heim. Dieser ging raschen Schrittes auf die Kranke, und nachdem er sie einige Minuten lang durchdringend angesehen, eröffnete er mit seinem Kollegen ein lateinisches Gespräch, aus dem ich nur heraushörte, daß er über den so spät angewendeten Aderlaß verwundert schien. Luise erkannte den neuen Arzt. Sein Erscheinen machte den gewaltigsten Eindruck auf sie. Es war als ob sie dasselbe für ein Zeichen ihres Todes hielte. Sie wollte reden. Unzähligemale versuchte sie ein Wort zu bilden, aber der schauderhafte Frost, der ihre Zähne klappernd gegeneinander schlug, machte es ihr unmöglich. Je mehr wir ihr zusprachen, sie möge sich doch beruhigen und gedulden, desto leidenschaftlicher drückte sie den Wunsch aus, sich mitzutheilen, und endlich gelang es ihr, durch eine Bewegung der Finger anzudeuten, daß sie schreiben wolle. Ich mußte ihr Papier und Bleistift reichen. Und nun zwang sie, mit einer verzweifelnden Gewalt, die sie dem Fieber entgegensetzte, ihre hin- und herfliegende

Hand, einzelne Schriftzüge aufzuzeichnen, aus denen wir, nachdem sie das Blatt mit einem ausdrucksvollen Blick dem alten Heim zuwarf, mit vieler Mühe die Worte entzifferten: „Ich würde diesen Anfall nicht so heftig gehabt haben, wenn Ihr Kommen mich nicht erschreckt hätte!" Diese wenigen Worte, welche mit langen, abentheuerlichen Buchstaben den ganzen großen Raum des Bogens einnahmen, hatten etwas eben so gespenstiges, als die Stunde, in welcher sie auf so seltsame Weise niedergeschrieben worden. Sogar der alte Heim, der doch gewiß im Laufe seines fünfzigjährigen Wirkens ärztliche Ruhe gewonnen, konnte sich eines Schauders bei diesem Anblick nicht erwehren. Er erklärte, daß jetzt keine genügende Besprechung mit der Leidenden möglich sei und entfernte sich schleunig, indem er seine Wiederkehr für den nächsten Morgen verhieß.

Er kam; und kam von nun an täglich zwei- bis dreimal. Gräfe, der sich unwohl fühlte und einige Wochen lang sein Zimmer hütete, erschien nicht wieder an Luisens Krankenbett.

In dem Grade, als ihre Kräfte abnahmen, wurden auch die Fieberanfälle schwächer und ich sah darin ein Zeichen vorschreitender Genesung.

Heim that nichts, mich zu enttäuschen. Vielmehr stärkte er meine Hoffnungen durch allerlei bestätigende Aeußerungen, unter denen diejenigen, die er Luisen täglich wiederholte, obenan stand, daß er, der das Theater niemals besuche, gewiß nicht fehlen würde, wenn sie zum Erstenmale wieder als „Käthchen" aufträte.

Beinah' acht Wochen lang hatt' ich Tag und Nacht bei der Kranken, unterstützt durch einige Freundinnen, die auch schon im Grabe liegen, zugebracht und war nur auf Stunden von ihr gewichen, um in die Literaria, oder zu meinen Vorlesungen zu gehen. Da kam mir unerwartet eine Einladung zu einem der Mit-Direktoren des Königstädter Theaters, einem der angesehensten Banquiers in Berlin, und es wurde mir bemerklich gemacht, daß man bei diesem Diner Unterhandlungen mit mir anzuknüpfen geneigt sei, wegen unseres Ueberganges zum Feinde jenseit der Spree. Und ich, trotz der bisher zur Schau getragenen Gegnerschaft, war nicht minder geneigt, auf solche Unterhandlungen einzugehen, weil von Seiten der Hoftheater-Intendanz Mancherlei geschah, was Luisen tief gekränkt haben müßte, hätten wir sie davon unterrichtet. Namentlich war Dlle. Bauer,

ein bei jenem neuerblühenden Theater neu erstandenes, eben beginnendes Talent, dort weggelockt und beim Hoftheater mit einem Gehalt angestellt worden, der den meiner armen Frau um das Doppelte *) überstieg. Ich fand mich also ganz in der Stimmung, einen entschiedenen Schritt über die Spree zu thun, um so mehr, weil eine mir bei'm Hoftheater dargebotene Stellung als Regisseur ꝛc. sich von einem Tage zum anderen in's Blaue zog. Und in dieser Stimmung, beruhigt über meine Kranke, welche sich zwar schwach, aber ruhig und schmerzlos befand, durch unsern würdigen Arzt aufgefordert, ließ ich mich bewegen, der Einladung zu folgen. Man hatte mich am Tische neben den Syndikus des Königstädter Theaters, Herrn Justizrath Kunowski gesetzt und wer die lebendige Eindringlichkeit dieses geistreichen

*) Luise bezog eine jährliche Gage von 800 Thlrn., während sie bei'm Königl. Hoftheater ein erstes Fach, zur vollen Zufriedenheit des gesammten Publikums, bekleidete und vielleicht sein entschiedenster Liebling war. So weise hatte die General-Intendanz unsere momentane Verlegenheit zu benutzen gewußt, als sie uns die Kontrakte nach Hamburg sendete, während Schneefelder zwischen uns und den in Breslau zurückgebliebenen Kindern lagen, nach denen die Mutter sich sehnte.

Mannes kennt, wird begreifen, daß er nicht lange Zeit brauchte, um mich mit Haut und Haar für das Interesse der Anstalt zu gewinnen, deren Interesse auch ihm damals noch ein Höchstes war. Ich vergaß im Laufe unserer Unterhaltung, daß Luise auf einem zweimonatlichen Krankenlager hingestreckt, unfähig war, an unseren Entwürfen irgend Theil zu nehmen. Ich ging mit feurigem Willen in alle Pläne ein, und wir verließen die Tafel, Kunowski und ich, vollkommen klar über unsere nah' bevorstehende Vereinigung.

Es mag sechs Uhr gewesen sein, als ich nach Hause kam. Ich fand Luisen ruhig, wie ich sie verlassen, klarer an Geist und fast heiteren Muthes, so daß ich ihr Einiges aus meinen Unterhandlungen mit K. erzählte, was sie lächelnd anhörte. Mir war, durch mein Tischgespräch, in welchem auch sehr viel von dem Bedürfniß neuer, kleiner Stücke die Rede gewesen, wiederum die Arbeitslust erwacht und ich nahm, — seit acht Wochen zum Erstenmale, — die Posse wieder vor, über deren Entwurf wir geplaudert, an dem Abende, wo Luise krank geworden war. So saß ich dem Bette gegenüber, schrieb und warf häufig einen Blick nach der Kranken, den sie jedesmal

durch ein wehmüthiges Lächeln erwiederte. Es fiel mir nicht auf, daß ihr Auge matter wurde und daß sein Glanz gleichsam erlosch. Ich glaubte, sie wolle schlafen. Nach acht Uhr kam Heim. Er war kaum an's Lager getreten, hatte kaum einen Augenblick die Kranke angesehen, als er sich mit einer gewissen Aengstlichkeit abwendete, Schreibgeräth von mir begehrte, ein Rezept schrieb und dann eilig und ungeduldig, ohne wie er sonst liebte, auf mein Gespräch zwischen Thür und Angel einzugehen, sich entfernte. — (Er hat später geäußert, ihm sei es unmöglich gewesen, mir, den er so unvorbereitet gesehen, die Wahrheit zu sagen, und er sei entflohen, um nicht Zeuge des Auftrittes bleiben zu müssen, den er bei'm herzlichsten Mitgefühl nicht zu verzögern, um wie viel weniger zu verhindern im Stande war.) — Nicht zwei Minuten hatte meine Entfernung von der Kranken gedauert und so groß war die mittlerweile vorgegangene Veränderung in ihren Zügen, daß sie mich auf einmal mit Schreck erfüllte. Eine halb Schlummernde hatt' ich zu verlassen gewähnt, eine Sterbende sah' ich wieder. Zitternd ergriff ich ihre Hand, fragte wie sie sich fühle? und empfing die kaum hörbar geflüsterte

Antwort: „Mir ist sehr wohl, nur etwas müde bin ich.“ — Als um neun Uhr Heim, der Sohn, den sein Vater mir liebreich zum Beistand gesendet, hinzutrat, kam er eben zurecht, die letzten Athemzüge der sanft Scheidenden zu vernehmen. Luise starb am 28. Januar *) 1825, Abends nach neun Uhr.

---

*) Ich bin kein Freund von Gespenster- und Spuk-Geschichten. Erfahrung hat mich belehrt, daß auch die verwunderlichsten, wenn man ihnen ernstlich zu Leibe geht, vor besonnenen Forscherblicken sich in Dunst auflösen. Und wenn ich hier, bei einem so ernsten Gegenstande, etwas dem Aehnliches erzähle, so geschieht es nur mit Erwähnung des Faktischen, ohne irgend eine Folgerung. In meinem alten Obernigk saßen: der Gutsherr, mein Oheim und der zum Gerichtstag anwesende Justizrath Schwarz bei'm Abendtisch, gedachten meines Namensfestes, sprachen von Luisens Krankheit — und Herr Schaubert suchte einen wohlbekannten Pokal hervor, den er mit einer Flasche Ungarwein füllte, um auf mein Wohl und die Genesung Luisens (welche die Breslauer Zeitung bereits verheißen hatte) zu trinken. In dem Augenblick, wo er den Pokal erhob, hörten sie einen Klang wie von gesprungenem Glase und aus dem dicken, hochgeschliffenen Kelche fiel ein rundes Stück, ganz von selbst, auf den Tisch. Die drei Freunde sahen sich bedenklich an, blickten nach der Uhr, — und gingen verstimmt auseinander.

Nach einigen Tagen lasen sie in der Zeitung, daß Luise um diese Stunde gestorben sei.

Aus dem nämlichen Pokal hatte sie vor vier Jahren den

Die Sektion, welche Heim im Beisein sehr vieler Aerzte veranstaltete, ergab, daß sie an den Folgen einer Herzbeutel-Entzündung gestorben war.

Ueber mich und meinen Seelenzustand vermag ich aus jenen Tagen keine Rechenschaft abzulegen. Ich hatte bis zur letzten Stunde so fest an die Trostsprüche der Aerzte geglaubt; Luisens Tod schien mir eine so unmögliche Begebenheit; und der Tod überhaupt hatte für mich, der ich ihn noch nicht oft gesehen, etwas so Fremdartiges, daß ich von diesem Schlage betäubt, halb bewußtlos umher schlich. Ermattet und aufgerieben durch die lange anstrengende Pflege, die beschwerlichen Nachtwachen in schwüler Zimmerluft; geistig verwirrt durch die exaltirten Träume und Visionen *) der Kranken, glaubte ich wirklich un-

---

Gästen Dank genippt, welche ihre Gesundheit als Neuvermählte getrunken.

*) Am qualvollsten war es mir gewesen, daß fast jede Bemühung, mit der Kranken ein zusammenhängendes Gespräch zu führen, scheiterte an ihrer Unfähigkeit, sich ihrer Ichheit bewußt zu werden. Gewöhnlich sprach sie von sich in der dritten Person und konnte oft stundenlang den Gedanken nicht fassen, daß sie selbst es sei, über welche sie redete. Wenn ich da in den langen, unendlichen Winternächten, manchmal allein bei ihr wachend, ihrem Lager gegenüber saß und sie, mit

terliegen zu müssen. In dieser Lage war ich denn auch nicht im Stande meine Vorlesungen, deren noch vier in Rest blieben, zu vollenden. Es kam nun darauf an, die Besucher davon in Kenntniß zu setzen, und zu diesem Entzweck verfaßte Hitzig eine ganz schlichte Anzeige für die Zeitungen. Man mag sich einen Begriff von dem damaligen Zustande der Berliner Lokal-Censur machen, wenn ich versichere, daß ihr Haupt, der Herr Geheime-Rath Grano, jener Anzeige sein imprimatur verweigerte, weil die darin erwähnten Vorträge nicht

---

herabhängenden schwarzen Locken, die tiefen Augen starr auf mich gerichtet, die abentheuerlichsten Dinge von sich, als einer Fremden, erzählte, überfiel m ch oft ein Grauen, daß ich in meiner Angst die Leute herbeirief und aus dem Schlafe weckte, um nur nicht mit ihr allein zu bleiben. Einige Nächte vor ihrem Tode sah' sie mit dem inneren Auge und beschrieb deutlich eine Reihe von Wagen, welche unter unseren Fenstern aufgefahren wäre. Sie ahmte das Gespräch der Leute nach, die sich da versammelt hätten, und stieß, mit peinlicher Hast, kurze Sätze aus: „Wer ist denn da gestorben? — Die Holtei! — Die junge Frau? Schon so zeitig? — Was sind das für Wagen? — Die gehören den Aerzten! Sie sind in ihres Mannes Zimmer versammelt!" — u. s. w.

Schaudernd mußt' ich dieser träumerischen Vorhersagung denken, als die Aerzte zur Sektion des Leichnams in mein Zimmer gingen, und auf der Straße vor unsern Fenstern wirklich die lange Reihe ihrer Wagen halten sah.

„als öffentliche" zu betrachten wären. Er ließ sich auch nicht bewegen, obgleich Hitzig ihn mündlich darum anging. — Was in den Tagen trostloser Betrübniß Hitzig, Chamisso, Wilibald Alexis, Wolff, Uechtritz, Albrecht u. a. Freunde, durch ihre Gegenwart und ihr theilnehmendes Eingehen in meinen Schmerz an mir gethan, das gehört zu den Wohlthaten, für die es keine Bezeichnung giebt. Mir war in solchem Umgange besonders deshalb so wohl, weil jene Guten Geduld hatten, mich immer von ihr, die ich beweinte, sprechen zu hören. Ueberhaupt hab' ich nie begreifen lernen, wie und warum der Zurückbleibende sich bemühen soll, dem Schmerze über seinen Verlust zu entfliehen? Was man häufig von ihm verlangt, und ihm tröstend anräth? Ich finde im Gegentheil, daß auch hier das Natürlichste das Beste ist, und daß man seinem Herzen und Gefühl folgend, sich ganz und gar in die Trauer versenken mag. Ich ließ, sobald nur die Leiche aus dem Sterbezimmer gebracht war, all' mein Geräth hineinbringen, machte den Platz, auf dem Luise gestorben, zu meinem steten Aufenthalt, und schlief in der Bettstatt, aus welcher sie das letzte Wort an mich gerichtet. Ja ich schlief! Schlief wirk-

lich! Und einen so festen Schlaf, wie ich ihn seit der Kindheit nicht genossen. Erst nachdem einige Nächte vollkommener Ruhe mich gestärkt, nachdem ich gleichsam die meinen Nerven stets nöthige Abspannung im erquickenden, ungestörten Schlummer nachgeholt, war ich kräftig genug, mein Unglück in seiner ganzen Größe zu empfinden. Erst als Luise begraben war, wußte ich, daß sie todt sei. Wie manchen Abend, wenn die frühe Winter-Dämmerung mit ihren düsteren Schatten in's Zimmer schlich, hab' ich rath- und trostlos vor mich hin gestarrt, wenn meine Augen trocken wurden, weil alle Thränen im Laufe des Tages schon ausgeweint waren. Dann schloß ich die Thüre, daß Niemand zu mir käme. Sogar die Kinder mit ihren Liebkosungen belästigten mich. Ich wollte allein bleiben. — Aber eine Freundin suchte dennoch den Eingang. Sie trat im Dunkel vor mich und reichte mir die Hand. Es war die Poesie. Und in ihrem Schutze fand ich Worte für meinen Gram, Form für meine Worte. Ich weiß nicht, wie der unbefangene Leser über jene Strofen, die ich Luisens Andenken gewidmet, denkt; mir sind sie bis heute lieb und werth geblieben, denn sie gewährten mir sanfte Linderung.

Daß die Kinder, in ihrem zarten Alter weiblicher Pflege bedürftig, bei mir nicht verweilen konnten, sah ich ein, obwohl der Gedanke, mich von den heiteren, kleinen Geschöpfen, die sich so lebensfroh und lustig um mich her tummelten, und wenn ich am Arbeitstische saß, unter meinen Füßen spielten, wie die Engel zu mir empor lachend, trennen zu müssen, jedesmal, wenn ich ihn dachte, wie ein Nadelstich durch mein Herz drang. Als aber Luisens Pflegemutter, deren treue Liebe mehr als eine wirkliche Tochter in ihr verloren, sich erbot, auch dieser mutterlosen Kinder Pflegerin zu werden; als sie mir ihre Schwester nach Berlin sendete, damit unter deren Schutze Heinrich und Marie nach Schlesien gebracht werden möchten, dankt' ich dem Himmel, und ließ die jubelnden Kleinen, die sich der Pferde und des Wagens freuten, in Gottes Namen von dannen ziehen.

Nun erst war ich verwittwet. Nun erst recht einsam und verlassen. Und ich stand vor einem Wendepunkt meines Lebens.

Hätt' ich damals irgend ein ernstes Amt zu verwalten, hätt' ich mit voller Thätigkeit mich in ein sicheres Geschäft zu werfen gehabt, so würde der ernste Sinn, der in mir vorherrschte, auch

tiefere Wurzel gefaßt und mich zu einem stillen, soliden Dasein geleitet haben. Die Lust am Leben, oder vielmehr an den Gelüsten des Lebens schien erstorben; Entbehrung wäre mir nicht Entsagung gewesen; ich suchte nichts als Ruhe. Aber wo sollt' ich die finden? Wohin ich blickte, fand ich mir keine Zukunft, als in der Förderung des sogenannten Talentes, in der Laufbahn des Schriftstellers, im rauschenden Treiben der Theaterwelt! Dazu kam, daß Graf Brühl, der wohl so etwas von Wehmuth empfand, an Luisen nicht mehr gut machen zu können, was er ihr im Leben versagt, sich geneigt erklärte, mir zu erweisen, was sein gutes Herz, sein rechtlicher Sinn der Todten schuldig zu sein glaubte. Er versprach mir die schon früher in Aussicht gebrachte Anstellung als Regisseur und Theaterdichter. Eitelkeit und Hoffnung regten sich in mir. Sie erweckten nur zu zeitig eine kaum entschlummerte Begier, „meine Jugend zu genießen!" Unbeschränkte Freiheit lockte mich hinaus, sammt ihren Vorrechten und Privilegien. Junge Freunde kamen mir auf halbem Wege entgegen — und ein wildes Leben begann!

Der Uebergang von schmerzlichster Zerknirschung, isolirter Trauer, thränenhafter Zurückge-

zogenheit in den Strudel des lärmendsten Verkehrs, der tobendsten Gesellschaft, kam so plötzlich, daß ich gar nicht Zeit hatte mich zu besinnen. Als ich, fortgerissen von der Gewalt des Augenblicks, mich wieder sammeln, meiner selbst Herr werden wollte, war es zu spät; ich fand den heißen Schmerz nicht mehr in meiner Brust, den ich so heilig geachtet; er war vom Rausche des Genusses fortgespült.

Es ist sehr wichtig, dabei zu bemerken, daß ich vorher niemals ein dissolutes Leben geführt. Meine erotischen, meist sentimentalen Verhältnisse vor und während der Ehe hatten mich, mehr als jeden Andern meiner Freunde und Genossen, gemüthlich so sehr in Anspruch genommen, daß ich bei'm schlechtesten Rufe, den äußerliche Unbesonnenheit mir zuzog, doch immer hätte behaupten dürfen, ihn nicht zu verdienen.

Jetzt schien die Lebensregel der phlegmatischen Holländer, daß jeder junge Mensch einmal „rasen" müsse, früh oder spät, — sich nachträglich an mir zu erfüllen, und Berlin ist ein gesegneter Tummelplatz für solche Rasereien.

Weder in dem Zwecke dieses Buches, noch in meiner Absicht kann es liegen, hier auf Einzel-

heiten und ausführliche Schilderungen unseres wüsten Lebens einzugehen. Eben so wenig denk' ich daran, mich zu schonen. Ich werde die Wahrheit nicht verhehlen, wo sie sich anbringen läßt, ohne das Zartgefühl der Leser zu verletzen. Ich gehöre nicht zu den Menschen, die sich kreuzigen und segnen „über ihre vormalige Ruchlosigkeit" und ringsumher Tugend predigen, seitdem sie kränkeln und sorgfältig Diät halten müssen. Ohne mir schwere Vorwürfe zu machen, darf ich auf jene tollen Zeiten zurückblicken. Kein Vertrauen hab' ich getäuscht, kein Gefühl betrogen, kein Versprechen gebrochen, meiner Selbstsucht niemals das Glück oder die Ehre Anderer geopfert. Wo ich fehlte, hab' ich nur gegen mich gefehlt und mußte gewöhnlich schwer genug büßen. Doch das hab' ich mit mir selbst abzumachen, und wenn ich mich nicht beklage, über mich hat Niemand Klage zu führen. Wie gesagt, mit ruhigem Ernst blick' ich zurück, und obgleich dem jugendlichen Uebermuthe, der mich getrieben, durch meine Jahre entrückt, begreif' ich bei unbefangener Betrachtung der Vergangenheit gar wohl, warum ich ihm mich hingeben müssen. Es hat deshalb auch den ungünstigsten Eindruck auf mich gemacht, neuerlich einem

Theilnehmer unserer wildesten Berliner Epoche zu begegnen, der, wie ich wohl behaupten darf, zu seiner Zeit der Schlimmste von uns war, der in mitleidlosem Egoismus seine Sinnlichkeit zum Mittelpunkte des Daseins machte, nichts heilig hielt, nichts schonte, keine Pflicht gegen Andere gelten ließ, wo es dem eigenen Vergnügen galt — und der jetzt, in rheumatische Beschwerden und pietistische Unduldsamkeit versunken, Wehe ruft über meine irdische Unheiligkeit.

Der Umgang mit einem lustigen Völkchen zog mich aber keineswegs von dem Verkehr mit meinen ernsteren, würdigeren Freunden und Gönnern zurück. Ich besuchte die „Literaria" regelmäßig und wurde, was ich wohl ohne Anmaßung aussprechen darf, nach und nach eines ihrer wirksamsten Mitglieder. Nicht nur weil ich als Vorleser die Theilnahme für auch schwache Neuigkeiten rege zu halten, sondern auch, weil ich dem geselligen Beisammenweilen durch fördernde Anregung belebenden Zusammenhalt zu geben wußte. Hitzig überließ mir gern und voll Vertrauen die Anordnung mancher hübschen Festlichkeit. Je länger die Gesellschaft bestand, desto weiter dehnte sie sich aus. Die Geburtstage großer Dichter, die An-

wesenheit berühmter Leute veranlaßten Zusammenkünfte, bei denen auch weibliche Anmuth und Schönheit würdig vertreten wurden. Und daß ich solchen Abenden keinen Schaden gebracht habe, werden mir diejenigen freundlich bestätigen, die sich derselben noch erinnern. Ich erzähle das nicht etwa, um mich zu loben; vielmehr lediglich deshalb, weil es andeuten soll, wie es in meinem Naturell gelegen, aus den Tiefen, in welche ich oft rücksichtslos hinabstieg, immer wieder den Weg in reinere Luft und höhere Sphären zu suchen und zu finden. Unter den älteren und zum Theil sehr strengen Geschäftsmännern, die den Kern der Mittwochsgesellschaft bildeten, befand sich wohl nicht Einer, der nicht mehr oder weniger Kenntniß gehabt hätte, von meinen — Verirrungen, wenn ich es so nennen soll. Aber ich wüßte dennoch nicht Einen, der darum weniger freundlich gegen mich gewesen wäre, oder mir seine Zuneigung entzogen hätte. Nicht etwa, daß ich jemals versucht hätte, zu heucheln. Im Gegentheil gab ich mich vollkommen, wie ich war; suchte sogar etwas darin, mich möglichst schwärzer zu machen. — Vielleicht lag eben darin meine Entschuldigung?

Einer Bekanntschaft hab' ich noch zu gedenken, die ich damals machte und die mir doppelt merkwürdig ist, weil sich an die ersten Worte, mit denen sie begann, eine für den Theater-Schriftsteller bedeutende Betrachtung knüpft. Raupach, von dem ich mehrere, bereits im Druck erschienene, aber auf keiner Bühne gegebenen, vielleicht auch nicht darstellbare, Dichtungen kannte, fand sich in Berlin ein, um diesen Aufenthaltsort mit seinem bisherigen, mit Petersburg, zu vertauschen. Ich wurde ihm durch Hitzig vorgestellt, und da ich ihm, mit meiner sorglosen Treuherzigkeit, als Schlesischer Landsmann entgegenging, fand ich mich durch sein zurückhaltendes, fast kaltes Benehmen, ein wenig erschreckt. Er kam eben aus dem Theater, wo er das (leider auf allen Deutschen Bühnen beliebte) Stück: „der Bräutigam aus Mexiko" mit angesehen hatte. Ich war ein großer Gegner dieses, und aller übrigen Kinder Clauren'scher Muse, und will nicht leugnen, daß in meiner Gegnerschaft eine gewisse Undankbarkeit lag, denn Clauren hatte uns, als Luise in Berlin gastirte, gütig aufgenommen, uns sein Haus gastlich geöffnet, für Luisens Engagement gewirkt, und viele Beweise uneigennützigen Wohlwollens

gegeben. Nichtsdestoweniger fand ich seine Stücke abscheulich, nach meiner Ansicht; eine Ansicht, die ich bei meinen heutigen Gesinnungen von der Sache um Vieles milder aussprechen würde, die ich aber damals, im Gespräch mit Raupach, so schroff als möglich kund gab, ihn bedauernd, daß er gerade eine solche Komödie zuerst mit ansehen müssen. Raupach nahm eine Priese und erwiderte: „Nun, ich weiß nicht! Mir war dies Stück und der Beifall, den es erwirbt, sehr lehrreich. Ich bin hierher gekommen, um den Weg kennen zu lernen, den ich einschlagen soll, um auf das Deutsche Theater Einfluß zu gewinnen. So lang' ich in Petersburg lebte, war das nicht möglich. Bei Allem, was dem Publikum behagt, muß man im Stande sein, die Gründe aufzufinden, warum dies geschieht? Und ist man erst darüber klar, so gewinnt man auch die Mittel, das nämliche Ziel zu erreichen, wenngleich auf anderem Wege!"

Diese mit Festigkeit und vollkommener Ruhe gesprochenen Worte frappirten mich sehr. Aber sie erhielten für mich erst ihre ganze Bedeutung, als Derjenige, welcher sie, seiner Sache so gewiß, ausgesprochen, sich bald nachher der Deutschen

Bühne von Berlin aus bemächtigte, und sie durch die Kraft seines Wollens länger als ein Jahrzehend beherrschte.

Meine Angelegenheiten bei'm Theater schienen nicht vorrücken zu wollen. Der General-Intendant gab auf ungeduldige und mahnende Anfragen immer nur ausweichende und hinhaltende Antworten, ohne bestimmte Gründe seiner Zögerung darzulegen.

Ich hatte mich, nach Luisens Tode, entschlossen, mehrmals das Königstädter Theater zu besuchen und dort manche recht lustige und animirte Vorstellung mit angeschaut. Mein thörigter Groll gegen die jugendliche Anstalt war seit jenem Tischgespräch mit Kunowski ohnehin erloschen, und ich fing an, mich mit dem Gedanken zu befreunden, daß es nicht so übel sein dürfte, wenn ich den Wirkungskreis, auf den ich bei'm Hoftheater nicht mehr rechnen zu dürfen glaubte, drüben am Alexanderplatz mir zu gewinnen suchte. Albrecht, ein Bewohner jener Gegend, ein spöttelnder Antagonist

des vornehmen und in seinem ergrauten Monopol so sicher gewordenen königlichen, zugleich ein lebhafter Anhänger des Königstädter Theaters trug viel dazu bei, mich in meinem neuen Vorhaben zu bekräftigen. An einem schönen Frühlingsmorgen erwachte ich mit dem unwiderstehlichsten Drange, in dieser Angelegenheit zu handeln. Ohne mich im Geringsten vorzubereiten auf die Form und Richtung, welche meiner Anstellung zu geben, auf die Forderungen, welche zu machen ich etwa berechtiget wäre; ohne nur darüber zu denken, ging — nein: lief ich (und noch heute kann ich nicht sagen, was gerade in jener Stunde für ein Antrieb über mich gekommen?) hinaus und drang, wie ein Besessener, in das Konferenz-Zimmer der königstädter Theater-Direktion, wo ich den daselbst versammelten Herren, zunächst an Kunowski mich wendend, die lebhaft ausgedrückte Erklärung gab: ich sei es müde, mich von der General-Intendanz länger hingehalten zu sehen und wenn sie mich haben wollten, wär' ich der Ihrige!

Und sie wollten mich haben. Auf frischer That wurde ein Kontrakt verabredet, vermöge dessen ich als Direktions-Sekretair, Theaterdichter und (wo es erforderlich) Regisseur eintrat und für

meine Dienstleistungen eine Jahresgage von .... ich denke 800 Thlr. empfing; die Honorare für zu liefernde dramatische Arbeiten natürlich ungerechnet. Da nicht sämmtliche Direktoren zugegen *) waren, so blieb die Ausfertigung und gegenseitige Unterzeichnung des Vertrages einer Plenar-Sitzung vorbehalten, ich aber betrachtete mich für fest gebunden durch mein Wort. Als ich, ein wenig aufgeregt durch so raschen Wechsel des Geschicks in meine Wohnung trat, sah ich ein Schreiben auf dem Tische liegen, aus dessen Aufschrift und Siegel ich auf den ersten Blick das Büreau der General-Intendantur erkannte; ein Theaterdiener hatte dasselbe gebracht, nachdem ich, wie meine Köchin sich ausdrückte: „kaum aus dem Hause sein konnte!" Graf Brühl zeigte mir an, daß es seinen Bemühungen nun erst gelungen wäre, die erforderliche königliche Bestätigung für mich aus dem Kabinet zu erhalten, und daß mein Engagement bei'm Hoftheater jetzt in Ordnung sei.

---

*) Die aus den Aktionairs des Königstädter Theaters erwählten Direktoren waren die Banquiers: Benecke von Gröditzberg, Herz Beer, Joseph Mendelsohn, Fränckel, Martin Ebers, und J. D. Müller. Der siebente, zugleich Syndikus und Geschäftsführer, der Justizrath Kunowski.

Auf diese, in den wohlwollendsten Ausdrücken abgefaßte Verfügung blieb mir nur übrig, ergebenst zu erwidern, daß ich bereits bei dem königstädter Theater mich gebunden und zum „feindlichen Heere“ geschworen hätte.

Ich that dies nicht ohne einigen Stolz. Denn wie ich früher in blinder Anhänglichkeit für's Hoftheater gegen die Bestrebungen in der Königstadt ungerecht und feindselig gewesen war, so glaubt' ich jetzt, nachdem ich mich denselben einmal angeschlossen, nicht hoch genug davon denken zu können. Es lag dieses unsinnige Ueberspringen von einem Extrem zum andern bei mir wahrlich nicht in Niedrigkeit der Gesinnung, die für Geld feil gewesen wäre. Einer solchen darf Niemand mich anklagen. Was ich vertrat, daran glaubte ich für den Augenblick mit voller Seele, und wo ich Täuschungen unterworfen war, stand die Selbsttäuschung obenan. Ich täuschte mich in Beziehung auf das Theater, dem ich nun angehören sollte, nicht nur über meine künftige Wirksamkeit und die reiche Produktionskraft, die ich dafür zu entwickeln wähnte; — diese Täuschung wäre verzeihlich gewesen. Ich täuschte mich noch weit mehr über die Sicherheit seiner Kassenverhältnisse. Daß

reiche Kaufleute, die als Direktoren an der Spitze des Instituts standen, jemals daran denken könnten, es fallen zu lassen, kam mir nicht in den Sinn. Was wird es, — dies waren meine Gedanken, — solchen Herren darauf ankommen, eine Kleinigkeit von 50,000 Thlr. zusammen zu schießen, wenn wir einmal in Noth gerathen sollten? — Jetzt muß ich freilich über meine eigene Dummheit lachen.

Deshalb machte auch die Mittheilung, daß die Einnahmen der letzteren Monate schlecht gewesen, den Etat nicht gedeckt hätten, und daß ein kräftig wirkendes Reizmittel höchst nöthig sei, auf mich keinen unangenehmen Eindruck; obschon die Entdeckung, daß man auf eine Erweiterung der Oper ausgehe, mir anfänglich durchaus nicht behagen wollte. Denn in der Oper sah ich von jeher den fressenden Krebsschaden des Deutschen Theaters und seh' ihn heute noch; mehr als je.

Auf was aber sollte sich das Königstädter Theater werfen? Als es eröffnet wurde, freute man sich in Berlin, ein Volkstheater *) zu

*) Ich gebe hier, mit wenigen Umänderungen, eine Stelle wieder, die ich vor längerer Zeit an einem andern Orte abdrucken lassen, und die nothwendig hierher gehört.

besitzen. Durch alle geselligen Kreise verbreitete sich diese Freude und die darauf gegründete Hoffnung einer kecken, heiteren Richtung der Poesie. Ging der ruhigere Theaterfreund dieser Hoffnung tiefer auf den Grund, so ergab sich leider gar zu bald, daß dieselbe nebelhaft und unbestimmt war. Man sprach eben nur ganz allgemein: von Volksstücken, von Possen und Mährchen, von Parodieen und witzigen Lustspielen; und der komischen Oper erwähnte man nur als eines angenehmen Beiwerks. Doch war in diesen frohen Erwartungen immer eine Person vergessen worden, um die es sich recht eigentlich handelte; die Person, von der alle jene Herrlichkeiten ausgehen sollten! — Ich meine: der Dichter! Denn das Verhältniß der neuen Bühne, zur gesammten dramatischen Literatur, war durch ihr Verhältniß zum Königl. Hoftheater auf eine bedenkliche Spitze gestellt worden. Der Konzession *) zufolge, durfte die Bühne in

*) Hier ist die Rede von jener Konzession, welche ursprünglich dem Herrn Friedrich Cerf ertheilt und von dem Vereine der Theater-Aktionairs für jährliche 3000 Thlr. ihm abgepachtet worden war. So lange dieser (der Verein) aus eigenen Mitteln, auf eigene Gefahr und Kosten, mit unzähligen Opfern, die Anstalt glänzend und ehrenvoll für's Vergnügen der Berliner hielt, ist für die Erweiterung dieser

der Königsstadt ein für allemal nicht auf ihren Brettern erscheinen lassen: a) Große Oper und Ballet. b) Ernste Oper. c) Tragödie. d) Großes Schauspiel. — Das wäre noch zu ertragen gewesen, obschon die Begriffe von „ernster Oper" und „Schauspiel" nicht selten zu unserem Nachtheil verwirrt wurden. Aber, wenn ihr auch: Lustspiel, Posse, Melodrama und komische Oper vergönnt waren, so durften diese doch niemals aus dem Repertoir des Hoftheaters gewählt werden, bevor nicht zwei volle Jahre seit ihrer letzten Aufführung verflossen und sie uns „verfallen" waren. Das Hoftheater hütete sich verfallen zu lassen, was uns nutzbar sein konnte. Und nun denke man: auf seiner Seite die alte wohl bewahrte Ausdehnung über alle Gebiete des Dramatischen: von „Iphigenia" zu „Bär und Bassa"; von

---

Konzession nicht nur nichts geschehen, sondern dieselbe so streng aufrecht erhalten worden, als gesetzlich nur vergönnt war. Erst nachdem die Aktionairs durch Subhastations-Verkauf einen großen Theil ihrer Beiträge eingebüßt, und Haus wie Inventarium in die Hände des Königl. Kommissionsrathes, auch Ritters des rothen Adlerordens ꝛc. übergegangen, sind diesem Kunstfreunde weitere Grenzen für sein poetisches Walten gezogen worden. Wer möchte die segensreichen Folgen ableugnen?

„Don Juan" zum „Hausgesinde"; von „Wallenstein" zum „Hund des Aubry" und den „Galeerensclaven"; von „Olympia" zur kleinsten Operette; vom großen Ballet und der Pantomime zu Schiller, Calderon, Göthe und Shakespeare! — Auf unserer Seite die engste Beschränkung, für Vergangenheit und Gegenwart in der dramatischen Literatur. Nirgend in der Welt hatte jemals ein so ungleiches Verhältniß Statt gefunden. Ueberall, wo verschiedene Bühnen in einer Stadt existiren, sind um eine jede eigene Grenzen gezogen, und wenn dem Theater an der Wien das Ballet, (sonst nichts,) dem Theater an der Leopoldstadt die Oper, (sonst nichts,) dem Theater in der Josefstadt gar nichts verboten ist, so darf doch weder das Kaiserliche Hofburgtheater, noch das Kaiserliche Hof-Operntheater in Wien, (keines von beiden,) aus seiner Sphäre schreiten. Ich weiß, daß es die größte Mühe gekostet hat, dem Burgtheater die „Preziosa" zu erringen, weil Chöre darin vorkommen. Dem Königstädter Theater wurden die Hände von allen Seiten gebunden, und immer nur der Vergeßlichkeit der Königl. Regie war zu danken, wenn sie etwas Brauchbares verfallen ließ.

Und wo blieben nun die gehofften National-Dichter der Deutschen, die ein Volkstheater schaffen sollten und wollten? die mit kühnen Verheißungen ihre Feder dem neuen Unternehmen geweiht hatten? Es trat Keiner hervor. Geduldig sahen sie zu, wie alte Wiener Zauberpossen, durch Schmelka's tolles Genie getragen, in Berlin florirten und hätte nicht Angely, der oft mit Unrecht geschmähte, unausstehliche kleine Gernegroß, durch seine mit vielem Talente aus dem Französischen entlehnten Lokalpossen ausgeholfen, so würde man schon in den ersten Monaten zugeschlossen haben.

Was sonst von Neuigkeiten einging, waren gewöhnlich unaufführbare und meistentheils solche Arbeiten, die das Hoftheater schon längst als solche zurückgewiesen. —

In der komischen Oper, und zwar in der Italienischen, und zunächst in der sehr verketzerten Rossini'schen, welche damals gar nicht tief genug herabgesetzt werden konnte, (von manchen Rigoristen) und nach der wir uns heute sehnen möchten, wie nach den Fleischtöpfen Egypten's; — in dieser schien dem Königstädter Theater noch Heil zu blühen. Das Königl. Hofinstitut hatte sich

an mehreren Versuchen in diesem Felde die Zähne ausgebissen, weil es keine Künstler dafür hatte. Außer Madame Seidler, einer gar nicht genug zu preisenden Sängerin, die mit schöner Stimme und vollendeter Schule den „Barbier von Sevilla" über Wasser gehalten, war wohl niemand vorhanden, um dem armen Rossini sein Recht zu thun, und was sie drüben sonst in diesem Genre versucht, gelang selten.

Und so konnte ich mich, trotz meinem Deutschen Dichterhasse wider das Opernwesen, nicht dagegen auflehnen, wenn Kunowski und seine sechs Kollegen, den Sieg auf einem Felde suchten, wo die Reihen der Gegner am dünnsten standen.

In Spizeder, dem kräftigsten Buffo, der bisher nur in einigen veralteten Dittersdorfischen Singspielen sich zu zeigen Gelegenheit gefunden, war bereits eine gründliche Stütze der neuen Richtung gegeben. Jäger und Wächter hatten in Wien die Kontrakte unterzeichnet und sich für Berlin verpflichtet. Mit der Prima Donna war noch nichts zum Abschlusse gekommen. Weder schriftliche Unterhandlungen, noch auch ein eigens nach Wien abgesendeter außerordentlicher Bevollmächtigter, hatten sich durch den Nebel sehr hinderli-

cher Familieneinflüsse zur Klarheit durcharbeiten können. Und mit den bereits vorhandenen Sängerinnen, so tüchtig dieselben in ihren Fächern waren, ließ sich bei gänzlichem Mangel weiblicher Grazie und Schönheit, nicht ausdauern.

In diese Bedenklichkeiten, Hoffnungen, Befürchtungen und Widersprüche fand ich meine heilige Direktionssieben verflochten, wie nach Abschluß eigenen Kontraktes der Tag heranzog, an welchem ich meine Funktion als Protokollführender Sekretair beginnen sollte. Das Losungswort hieß: „Henriette!“ Mit ihr, eine vortreffliche, durch Ensemble ausgezeichnete, komische Oper! — Ohne sie, theure Gagen für andere Künstler weggeworfen, die keine Successe herbeiführen können, wenn ihnen die erste Sängerin fehlt, welche ihre Bemühungen krönen soll.

Ich hatte mir vorgenommen, mich in diese Verhandlungen, die außer meinem Bereiche lagen, nicht zu mischen; hatte mich für's Erste noch zurückgezogen; und wollte nicht früher im neuen Amte erscheinen, als genau an dem Tage, wo mein Kontrakt mich verpflichtete, dasselbe anzutreten.

Da kam, etwa eine Woche vor Ablauf dieser Frist, der Mitdirektor Banquier F. in meine Be=

hausung, mit einem Briefe Kunowski's, — dieser war mittlerweile nach Leipzig gereiset, wo die ersehnte Sängerin auf Gastrollen erwartet wurde, — in welchem etwa folgende Stelle, mich betreffend, enthalten war:

„da Holtei's Engagement in einigen Tagen be„ginnt, so wird er wohl geneigt sein, schon „jetzt in unserem Vortheil zu handeln. Es giebt „hier vielerlei zu beobachten und zu thun, wo„bei er uns nützlich sein kann. Zudem genießt „er hier „so eine Art" von Dichterruhm (dieser Ausdruck verschnupfte mich garstig, doch ließ ich's mir nicht merken) und seine An„wesenheit kann uns zu Statten kommen. Schickt „ihn also augenblicklich nach. Er soll im „Hôtel de Saxe absteigen."

Natürlich begab ich mich nach Anhörung dieser Epistel in's Konferenz-Zimmer der Direktion, wo mich Joseph Mendelsohn, der aus meiner stummen zögernden Einwilligung sogleich das Bedürfniß einer gewissen Art von Ausrüstung herausfühlte, mit Geld versorgte, und Nachmittag rollte ich, in einer klappernden Extrapostchaise zum Thore hinaus.

So innig fand ich mich vom Gefühle meiner

Wichtigkeit durchdrungen, daß ich gar nicht abgeneigt schien, den Strom von Menschen, welche zu Rosse, zu Wagen und zu Fuße die Chaussee wimmelnd belebten, mit meiner Gesandschaftsreise in Verbindung zu bringen, — bis mich endlich aus meinen Träumen die Entdeckung erweckte, der außergewöhnliche Zusammenfluß gelte einem — Schnellläufer, der es darauf anlegte, meinen Postillon uud dessen Pferde zu beschämen.

Als ich am nächsten Morgen in Leipzig anlangte, — ich versäumte nicht, am Thore meinen „Charakter": Direktions-Sekretair und Theater-Dichter der Königstädter Bühne! einzeichnen zu lassen, — fand ich meine Herren Direktoren, denn Kunowski war nicht allein, ausgeflogen; den Andeutungen des Kellners gemäß, auf dem Wege nach Wien, ihr entgegen! So hatt' ich denn einen freien Tag zum Flaniren vor mir. Ich dinirte, vornehm, auf meinem Zimmer, putzte mich dann so schön ich konnte, und trat hinaus in die Messe-bewegten Gassen. Nachdem ich mich ein Weilchen hin nnd her stoßen lassen, fiel mir ein, daß ich eine Pflicht der Dankbarkeit gegen den Theater-Direktor Hofrath Küstner auf dem Herzen hätte und ich ließ mich nach seinem Hause

weisen. Im Augenblicke, wo ich es erreicht hatte und eintreten wollte, fuhr eine Kutsche vor, in welcher ich drei Damen sitzen sah, von denen eine die Züge der jungen Meisterin trug, die ich in Wien als Donna del Lago bewundert. Sie war es. Mutter und Schwester waren mit ihr. Kaum hatten sie sich hinauf begeben, als ich eiligst folgte und des Direktors Vorzimmer zeitig genug erreichte, um mir die Thüre vor der Nase geschlossen zu sehen, mit dem Bemerken, daß der Herr Hofrath jetzt keine Besuche weiter annehmen könne. Also, sie war in Leipzig. Meine Direktoren hatten sie verfehlt. Vor Morgen konnten die Herren nicht zurückkommen. Ich war allein auf dem Platze. Die Zeit durfte nicht versäumt werden. Ich lief hinab, vor die Thüre und knüpfte mit dem am Wagen harrenden Bedienten freundschaftlichen Zwiesprach an. Anfänglich wies sich Herr Steinmetz, (sein Name lebt in meiner Erinnerung,) ziemlich spröde. Aber ein harter Thaler erweichte ihn. Ich erfuhr, daß nach dieser, der ersten in Leipzig gemachten Visite, eine zweite bei Madame Czegka folgen sollte. Madame Czegka war eine Gesanglehrerin von Ruf, welche am Prager Konservatorium Henrietten zuerst unterrichtet hatte.

Das wußt' ich. Zwar kannt' ich die gute Frau nicht persönlich; doch darin lag kein Grund, ihr nicht meine Aufwartung zu machen. Ich wollte sie halt kennen lernen. Und ehe noch Steinmetz mit der Bezeichnung der ihm schwierigen Adresse ganz fertig war, stolperte ich schon mit hastigen Schritten nach dem „Ranstädter Steinwege" — ich denke, es giebt eine Gegend dieses Namens in Leipzig. — Mad. Czegka war wohl sehr erstaunt, mich bei sich zu sehen und in mir einen so leidenschaftlichen Verehrer ihrer Solfeggien zu finden. Indeß unter Leuten vom Theater nimmt man's nicht genau. Wir geriethen bald in lustiges Plaudern, wobei sie mir erzählte, daß sie ihre Schülerin sammt Mutter und Schwester in diesen Tagen erwarte. — Niemand konnte mehr durch diese Nachricht frappirt werden, als ich. Schien ich doch gar nicht zu wissen, daß Henriette Wien verlassen solle? Ich spielte vortrefflich. Hätte unser Minister des Auswärtigen mich beobachtet, so könnte mir's an einer Anstellung im diplomischen Fache nicht gefehlt haben. Wie nun aber gar die Kutsche anrollte; wie mein Freund Steinmetz den Schlag öffnete, drei Damen herauszuhelfen; wie die Lehrerin ihre berühmte Scholarin mit einem

Jubelgeschrei begrüßte, da wollt' ich vor Ueberraschung und Verlegenheit sprachlos mich eiligst zurückziehen, wurde jedoch aufgefordert, zu bleiben und mich den schönen Wienerinnen als „unbekannte Größe" vorstellen zu lassen. Es dauerte denn auch gar nicht lange, so wagt' ich, mein Wort in die allgemeine Konversation einzumischen. Aber ich hütete mich wohl, auf Kosten der Hauptperson, die beiden Nebenpersonen, Mutter und Schwester, zu vernachlässigen. Wie ich aus mancherlei Berichten entnommen, hatten frühere, im Namen unserer Direktion angeknüpfte Unterhandlunden immer nur an den einflußreichen Willen der Mutter scheitern müssen. Während ich also die Sängerin ihrer Lehrerin und der „cara memoria" des Prager Aufenthaltes überließ, suchte ich der jüngeren Schwester und vorzüglich der Mutter anschaulich zu machen, was für's rezitirende Drama bei uns geschehen sollte und welchen Himmel auf Erden sie Beide haben würden.

Glücklicherweise war ich zum Theil selbst von den Wunderthaten, die ich beabsichtigte, durchdrungen und redete mich, in die Ueberzeugung des Gelingens, so lebhaft hinein, daß mein Geschwätz den Ausdruck der Wahrheit bekam und den Ein-

druck nicht verfehlte. Als wir Abends auseinander gingen, hatte ich die Hauptgegnerin unseres Theaters und des Engagements bei selbigem, gänzlich versöhnt und in ihr eine entschiedene Bundesgenossin gewonnen. Henriette aber, der es völlig neu zu sein schien, daß ein junger Mann, bei so langem Zusammenbleiben, sich ihr noch nicht mit schönen Phrasen zu nähern versucht, maß mich mit fragendem Blick, und war nicht wenig erstaunt, mich so schnell im vollsten Vertrauen der Ihrigen zu sehen.

Als meine Herren Direktoren zurückkamen von ihrer fehlgeschlagenen Begegnungsreise, und mit Fragen in mich drangen, wie weit es mir gelungen sei, mich Henrietten zu nähern, und ob ich sie günstig für unsere Pläne gestimmt, mag ihnen das Bekenntniß, daß ich kaum drei Silben mit der Bewunderten geredet, eben keine großen Begriffe von meiner Gewandtheit beigebracht haben. Ich ließ mich nicht irre machen und verfolgte meinen Weg. Erst da ich der Gesinnung der Mutter gewiß war, reih'te ich mich der Schaar Derjenigen an, welche sich an die Tochter wendeten. Sie war nicht klein, diese Schaar. Nicht nur unsere Direktoren und deren Anhang, auch

Abgesandte anderer Bühnen warben um das Zauberkind; sogar das königl. Hoftheater hatte einen Delegirten nach Leipzig geschickt. Und da Alle, Jeder in seiner Art, zierlich, fein oder süß zu sein strebten, so zog ich es vor, so derb als möglich aufzutreten. Unter der Maske plumper Gleichgültigkeit bracht' ich meine Huldigungen an und seufzte nur, wenn es ganz unbemerkt geschehen konnte. Die es bemerken sollte, bemerkte es dennoch und als, nach acht Tagen fortgesetzter Bemühungen, der vielbesprochene Kontrakt von meiner schlechten Handschrift geschrieben, von allen betreffenden Partheien endlich unterzeichnet war, sagte Henriette in größter Unbefangenheit, indem sie mit der Schreibfeder auf meinen Kopf tippte: Bei dem können Sie sich bedanken!

Frau Amalie Beer, die glückliche Mutter unseres damals in seinem Vaterlande noch nicht anerkannten Meyerbeer, deren Vorliebe für das Königstädter Theater sie auch nach Leipzig gelockt hatte, feierte den Tag des Kontraktabschlusses durch ein splendides Diner, bei welchem auch einige Mitbewerber zugegen waren; noch nicht wissend, daß wir bereits über sie den Sieg davon getragen.

In einem kleinen Trinkspruch *) spielt' ich darauf an und werde die erstaunten Gesichter derer, welche nun die Wahrheit ahneten, nie ver-

*) Mögen diese Verse hier um einen bescheidenen Raum bitten. Nicht um ihrer selbst, sondern um der unvergeßlichen Künstlerin willen, welcher sie galten.

Es war im Mai, an einem Sonntagsmorgen,
Als Philomele Lenz und Liebe pries,
Sich auf den Zweigen wiegend, ohne Sorgen
Den sanften Ton wehmüthig klingen ließ.
Sie flötete holdsel'ge Frühlingslieder
Und ihrer Stimme reiner Blütenschnee
Sank säuselnd auf die grüne Erde nieder,
Mit Lust erfüllend unser Herz, — mit Weh'!

Denn eine Schaar habsücht'ger Vogelfänger
Steht um den Baum, auf dem die Holde thront;
Solch' süße Kehle fehlt im Kreis' der Sänger:
Da wird kein Mittel, sie zu fah'n, geschont.
Ein Jeder stellt die kunstgerechten Fallen,
Da sieht man Bauer, Sprenkel, Schling' und Netz;
Sie aber hütet schlau sich noch vor allen,
Denn Freiheit ist des Frühlings Hauptgesetz.

Noch braucht sie keine Heimath, flieht den Kerker,
Den man ihr glänzend auszuschmücken weiß;
Die Wanderlust in ihr ist jetzt noch stärker
Als jedes Papageno's höchster Preis.
Doch nah't der Herbst, geht sie in eine Falle!

gessen. Nach dem Mittagsmale wurde mir eröffnet, daß meine Gegenwart jetzt in Berlin nöthiger sei, als in Leipzig; um so mehr, weil Kunowski eine Erholungsreise vorhabe und für ihn, den eigentlichen Geschäftsführer der Direktion, ein Stellvertreter da sein müsse. Mir dieses Recht zu ertheilen, rüstete mich mein Chef mit einer ausgedehnten Vollmacht aus, und ich war entlassen. In meinem Inneren stritten zwei Mächte miteinander: Freude über die mir angewiesene neue und ehrenvolle Stellung; Schmerz über so unerwarteten Abschied von der Sonne des Tages. Ich murmelte in Erinnerung an Fiesko's dunklen Diener: „der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen.“ — Aber Henriette hatte, gleich Lili in ihrem Park, für jedes von ihr bezauberte Wesen ein Balsam-Büchschen; so auch für den armen Bären, der jetzt nach Berlin tanzen mußte. Sie fragte mich bei'm Lebewohlsagen, ob ich denn „auch ihr Sekretair sein wolle?“ und trug mir als erste Pflicht dieses gern ange-

---

In welche? — Gleich! Heil der, die sie empfängt.
Laßt leben Nachtigall mit Gläserschalle!
Laßt leben auch die Vogelsteller alle,
Die fangen wollten, — fingen, — die sie fängt.

nommenen Amtes auf, ihr eine passende Wohnung zu miethen. Ende Juli wollte sie in Berlin erscheinen. Von dieser Aussicht belebt, Kunowski's Vollmacht in der Tasche, im Busen Liedersang, und im Herzen Wiederklang der letzten Worte, — so fuhr ich ab.

Meinen Debüt als Theaterdichter beging ich auf der Königstädter Bühne durch ein Vorspiel, welches ich als Einleitung und captatio benevolentiae zu einer Aufführung des alten, von Schmelka neu aufgestutzten „travestirten Hamlet" schrieb. Der flüchtig entworfene und noch flüchtiger ausgeführte Scherz war so glücklich, Glück zu machen, und man rief den Verfasser mit lauten Akklamationen vor die Lampen.

Schmelka, der den Breslauer Groll mit seiner Uebersiedelung nach Berlin längst abgeschworen und mich eben so bereit gefunden hatte, Alles zu vergessen, war sehr bald ein Mann des Volkes, oder lustigen Völkchens im Königstädter Parterre geworden. Er und Spizeder theilten sich, als Komiker in die allgemeine Gunst und beide sahen

Rösicke, der da Miene machte, sein Dritttheil bei dieser Theilung in Anspruch zu nehmen, nicht allzu freundlich an. Angely konnte die Anerkennung seiner fleißigen Bestrebungen eigentlich niemals erringen, wie er sie verdient hätte, denn er verdarb nicht selten als aufdringlicher Schauspieler, was er als geschickter Umarbeiter Französischer Vaudevilles gut machte. Von einem Fünften, einem jungen Menschen, den Schmelka so gleichsam als Famulus mit aus Breslau gebracht, war wenig oder gar nicht die Rede, und ihm wurde nur bisweilen ein kleiner Bissen aus den Rollenvertheilungen zugeworfen, daß er nicht gerade verhungern dürfte. Dieser fünfte war Beckmann. Ich darf mir das Verdienst beimessen, ihn und sein Talent von Anfang an erkannt und ihm Bahn gebrochen zu haben; trotz aller Widerrede der Direktoren, von denen Einer namentlich nicht müde wurde, mir, wenn ich für Beckmann sprach, zuzurufen: „ihr Schlesier hackt zusammen wie Kletten.“

Mein zweiter Auftritt als Theaterdichter war am 24. Mai in völligem, feierlichen Officio, als unsere Prinzessin Luise sich mit dem Prinzen der Niederlande vermählte. Das Festspiel, welches ich zur Feier dieses Tages gedichtet, — ich erkühne mich, diesen Ausdruck zu brauchen, — hieß: „König Mai“, und war, obschon ich selbst es sage, wirklich poetisch gedacht. Vier Mädchen traten in ihren Blumengarten, um Kränze zu winden, fanden aber alle Pflanzen und Blüthen halb verwelkt, die Köpfe hängend, traurend über die nahe Trennung von der schönen Königstochter. Auf ihre Klagen antworteten die Blumenstimmen durch Nennung ihres eigenen Namens, indem immer jede Einzelne sich selbst bezeichnete und so die Strofe abschloß. Endlich riefen die Gärtnerinnen den Helfer herbei, der in Person des Mai erschien und Alles neu belebte:

„Ihr Blumen, Euer König Mai
Befiehlt von seinem hohen Throne,
Daß jede Blüthe eine Krone,
Und jeder Zweig ein Scepter sei!“

(Die Blumen und Blätter beleben sich.)

„Und jedem Blatt sei eingegraben,
Mit Zauberschrift, die nie vergeht,
Daß, die wir heut' verloren haben,
In unsern Herzen ewig steht.

Und endlich will der König Mai,
Ihr sollt den Kelchen Euch entwinden,
Sollt in den Kranz Euch selber binden:
Ihr Blumenseelen werdet frei!"

In der Ausführung scheiterte dieses Spiel an der plumpen Wirklichkeit. Die Kinder, welche Blumenseelen vorstellen sollten, drehten sich gleich dicken, in Trikot genäh'ten Fleischwürsten herum; die sich erhebenden und belebenden Blüthen und Blätter rasselten und wackelten an grauen Schnüren. Niemand spürte Blumenduft; man sah nur Pappe, Leinwand und Bindfaden — der Zauber schwand und meine süße Fiktion und meine wohlklingende Diktion ging spurlos an mitleidig-lächelnden Zuschauern vorüber. — Ich habe dies als eine Warnung hinschreiben wollen für jugendliche Theaterschriftsteller, welche noch nicht aus Erfahrung wußten, daß an der Maschinerie fast immer diejenigen Ausführungen poetischer Bilder und Gedanken scheitern, die der Maschinerie bedürfen, um deutlich zu werden. Wo es irgend möglich, soll der Dichter diese perfide Beihülfe zu verschmähen und sich zu jener Klarheit der Anschauung emporzuheben suchen, die in rein menschlicher Handlung sich durch sich selbst erklärt. Nur

bei mährchenhaften Schwänken und derlei fantastischen Spielen kann der Maschinist Wunder thun.

Der königliche Hof und Alles was dazu gehört, hatte, von den Festanordnungen der Hofbühnen in Anspruch genommen, begreiflicher Weise unsere mißlungene Vermählungsfeierlichkeit nicht mit anschauen können. Meine Direktion erfuhr inzwischen auf sicherem Wege, daß die hohen Herrschaften vor der Abreise des jüngst verbundenen Paares noch einmal in pleno das Königstädter Theater heimsuchen wollten. Dieser Abend wurde bestimmt, unsere Huldigungen nachzuholen. Der Aufgang zur Königl. Loge, so wie die dazu gehörigen Vor- und Nebenzimmer wurden in prangende Gärten verwandelt, feenhaft erleuchtet, das ganze Haus geschmückt, eine reiche Kollation bereitet und Alles aufgeboten, was thunlich war. Ein an die Neuvermählten gerichtetes Gedicht versuchte die Deutung des Ganzen. Der verstorbene König, der an solchen Dingen, die Ihn aus Seinem geordneten und strenggeregelten Lebensgange aufstörten, niemals große Freude fand und Sich dieselben, nur bei außerordentlichen Gelegenheiten, als unvermeidliches Uebel gefallen ließ, wollte doch in Seinem heiligen Gerechtig-

keitssinne niemals unterlassen, Sich für guten Willen und treue Meinung erkenntlich zu zeigen; und trotz der üblen Laune, in die Er Sich eigentlich versetzt fühlte, durch Trompeten und Pauken, durch Blumen und Gewächse, durch Lampen und Kerzen und ausgehölte Orangen, bracht' Er es nicht über's Herz, dabei zu schweigen. Er erkundigte Sich nach Kunowski, der Ihm als Vertreter der Direktion bekannt war, und als Er erfuhr, daß dieser noch abwesend, ich aber sein Stellvertreter und nächstdem noch Verfasser des ausgestreuten Gedichtes sei, befahl Er dem Adjutanten, mich in Seine Loge zu bringen. Diese war denn für diesen Abend „das Land, wo die Citronen blüh'n" und es wurde mir nicht leicht, durch die Gebüsche bis zu Seiner Majestät vorzudringen.

„Sehr viel Mühe gegeben und große Kosten „gemacht!"

Ew. Majestät, meine Direktion bereitete sich dadurch selbst die größte Freude; nur befürchten wir, daß es vielleicht zu kühn war, in diesen Räumen uns solche Anordnungen zu erlauben, und ich bin beauftragt, Ew. Majestät Verzeihung dafür zu erbitten.

„Ich kann nur dankbar sein. Sehr dankbar für „die gute Gesinnung. Auch meine Kinder.“ — (Hier gab Er dem Prinzen und der Prinzessin einen Wink, von der Brüstung in die Loge zurückzutreten). —

„Meine Tochter wird sich auch in der Ferne „dieses Abends immer mit Liebe erinnern. Das „Gedicht (Er hielt ein Exemplar in der Hand.) „von Ihnen! Ganz passend. Es drückt Meine „Empfindungen aus. Sehr zweckmäßig. — „Sie sind Meinem Theater untreu geworden! „Bei der Königstadt angestellt!“ —

Ew. Majestät, die Verzögerung von Seiten der General-Intendanz —

„Haben ganz Recht gehabt. Hier ist ein neues „Feld für Fleiß und Thätigkeit. Ich liebe „dieses Theater. Werden Gelegenheit finden „für Ihre Talente. Bei Meinem Theater hatten Sie traurige Erinnerungen. Sehr viel „Theil genommen. Eine sanfte, liebe Frau „verloren. Auch Luise geheißen. In der Beschäftigung und Thätigkeit liegt Trost. Müssen „sich trösten. Anderen Leuten auch so gegangen.“

(Die letzten Worte wurden kaum verständlich ausgesprochen, mehr gemurmelt.)

„Sagen Sie den Herren, daß Ich Mich sehr „gefreut habe. Ich danke Allen herzlich.“

Hier nickte Er freundlich und entließ mich.

Die vorstehenden Aeußerungen des geliebten Monarchen hab' ich, so weit man nach Verlauf vieler Jahre im Stande ist, dies zu verbürgen, wörtlich wiederholt; nicht nur was den Sinn derselben, auch was die Form des Ausdrucks betrifft. Der Ton, in welchem sie gesprochen wurden, klingt noch heute so deutlich in meinem Herzen nach, als ob ich sie gestern vernommen hätte. Auch wär' ich nicht im Stande, den edlen Friedrich Wilhelm redend einzuführen, ohne die kleinen Eigenthümlichkeiten, die Seine Sprechweise bezeichneten. Und eben weil Sein Bild so deutlich vor mir steht, hab' ich bei der Lektüre gewisser, nach Seinem Tode erscheinender, hochgepriesener und allbelobter Bücher, die sich die Aufgabe stellten, Ihn sprechen zu lassen, den unangenehmsten Zwiespalt der Gefühle empfunden, weil ich fast immer die Wohlgefälligkeit des Erzählers hervortreten, und durch seine Persönlichkeit die ungleich interessantere des Königs verdrängt zu

sehen glaubte. Ich behaupte: ob schon alle Welt die Besonnenheit, Mäßigung, Gerechtigkeit, den sittlichen Werth — die vielen Tugenden, die den König schmückten, dankbarlichst anerkannt, — Seinen geselligen Eigenschaften (wenn ich es so nennen dürfte?) ist noch nicht ihr Recht wiederfahren. Die „Grazie der Verlegenheit", — ich weiß keinen anderen Namen, — die einen König schmückt, einen von Seinem Volke wie von der ganzen Welt geliebten und geachteten Herrscher, und aus welcher Wohlwollen und Mitgefühl bei jeder Sylbe sprechen: diese darf, meines Wissens und Erachtens nicht in lange, wohlgestellte, salbungsreiche Kanzelreden umgesetzt werden. Um Friedrich Wilhelm den Dritten gedruckt so sprechen zu lassen, wie er sprechend gewirkt, müßte ein entschiedenes Talent für drastische Darstellung die Feder ergreifen.

Wer etwa den General Herrn von Malachowski Scenen aus dem Leben seines verstorbenen Herren erzählen hörte, wird verstehen, was ich mit dieser Andeutung sagen wollte.

Ein von mir geschriebenes Lustspiel, oder Schauspiel, oder Drama, — es hatte von Allem etwas, — wurde unter dem Titel: „Arm und Reich" aufgeführt. Ich hatte gewähnt, es müsse jetzt, wo der Name „Sontag" schon im Voraus auf jeder Lippe schwebte, einen besonderen Eindruck machen, weil es das Schicksal einer jungen, hochberühmten Sängerin zum Hauptgegenstande hatte. Aber nur der erste Akt that seine Schuldigkeit; der zweite und dritte kamen den Zuhörern langweilig vor und ich kann es ihnen nicht übel nehmen. Sie hatten vollkommen Recht. Dieses sonst sehr wenig gegebene Stück — (in Frankfurt a. M. ist die berühmte Lindner so gütig gewesen, es mit der Hauptrolle zu wagen) — wird für Freunde des Theaters insofern von einiger Bedeutung, als es dazu beitrug, einem der beliebtesten, jetzt lebenden Komiker seine Richtung zu geben, — freilich in negativer Art. Wie ich schon oben erwähnt, machte ich es mir zur Aufgabe, den in jeder Art zurückgesetzten Beckmann hervorzuziehen, und so vertraute ich ihm auch in „Arm und Reich" die Rolle eines jungen Studenten, was man in der Theatersprache einen „hübschen Naturburschen" nennt, an. Beckmann

entsprach in derselben so wenig unseren Erwartungen, daß schon nach der ersten oder zweiten Vorstellung ihm diese Partie wieder abgenommen, und dem jungen Weber (jetzt bei der Burg in Wien) zugetheilt wurde. Diese wider meinen Willen, doch durch meine Schuld ihm zugefügte Kränkung, verleidete ihm total den bereits eingeschlagenen Weg als jugendlicher Liebhaber. Wie ich Gelegenheit suchte und fand, ihn später zu entschädigen und auf der neuen Bahn, als Komiker, ihm förderlich zu sein, werden wir bald erfahren. Jetzt hören alle Nebenbetrachtungen auf, denn wir gerathen in die

„Sontagszeit."

Und dieser Rausch, wenn
er nicht die Trinker lobt,
so lobt er doch den Wein.
Börne.

Nur aus dem Gedächtniß schreib' ich als Motto jene Worte, welche Börne's Aufsatz über das Erscheinen der Sontag in Frankfurt a. M. entlehnt sind, nieder. Ob der Form nach richtig? kann ich nicht vertreten. Dem Sinne nach sind

sie's. Denn dieser hat sich zu fest in meine Seele geprägt, weil auch ich berauscht war und einen Trost darin fand, mich mit der Güte des Weines zu entschuldigen, nachdem der Rausch verflogen. Ich will übrigens nicht leugnen, daß ich mich in großer Verlegenheit befinde, bei'm Beginn dieses Kapitels, und daß ich es am liebsten gänzlich unterdrücken möchte, wenn es nicht so entschieden in mein armes Leben gehörte. Schwierig bleibt die Aufgabe gewiß, von einer jungen Sängerin und ihrer Stellung zu unserem lustigen Theatervolk zu sprechen, frei, offen und ungeziert, — ohne doch auf der anderen Seite die Rücksichten zu verletzen, die wir einer Dame schuldig sind, welche jetzt in einer anderen Sphäre lebt und vielleicht von manchem meiner Worte unangenehm berührt werden wird. Aber Gräfin Rossi hat in seltenem Takt und richtigem Gefühl verstanden, bei ihrer Rückkehr nach Berlin, — allerdings die Wiege ihres Europäischen Rufes — die Ansprüche der Gegenwart mit den Rücksichten auf ihre Vergangenheit zu verbinden; sie hat es sich angelegen sein lassen, gleich nach ihrer Ankunft Diejenigen aufzusuchen, welche der lieblichen Henriette Sontag Gönner, Förderer und Freunde waren; sie hat

auch ihren ehemaligen Kollegen, wo sie denselben begegnete, nur heit're, harmlose und bescheidene Freundlichkeit gezeigt; sie hat es keineswegs vermieden, sich in ungezwungene Gespräche über vergangene Jahre einzulassen, und hat dadurch gewissermaßen selbst den Ton angegeben, in welchem man, ohne indiskret zu sein, von ihr reden darf. — Ich habe hier nur Gutes von ihr zu sagen. Und wenn Manches vorkommen sollte, woran Mancher Anstoß nehmen möchte, so bitt' ich zu bedenken, daß der Verfasser dieses Buches sich der Verpflichtung hingegeben, keine seiner Thorheiten zu verschweigen.

Bald nach meiner Anstellung bei'm Königstädter Theater hatt' ich eine geräumige, für mich einzelnen Menschen viel zu große Wohnung in der Kaiserstraße bezogen. Sieben Zimmer nebst Zubehör waren mit dem Hausgeräth von meinem Ehestande her angefüllt. Als ich in Leipzig den Damen versprach, mich nach einer passenden Wohnung für sie umzuthun, nährte ich im Innersten schon den kühnen, vor meinen Direktoren geheim gehaltenen Plan, dies Versprechen nicht zu erfüllen; vielmehr unsere Schönen anfänglich allen Qualen des Gasthoflebens zu überlassen und dann,

wenn sie mürbe genug wären, mit dem Anerbieten meiner eigenen Wohnung hervorzurücken; wobei mir nicht entgehen konnte, ein Plätzchen für mich reserviren zu dürfen und also meine holde Person gleichsam in die Familie einzuschwärzen. Selten ist mir ein Plan so vollständig gelungen. Mein Hauswirth, der brave Maurermeister Lindner, ein solider Pfeiler unseres Theater-Publikums, war auch schon von dem Sontagsfieber im Voraus ergriffen und richtete für mich, damit den Damen mein ganzes corps de logis unverkümmert bleibe, ein Interims-Asyl ein. Und nun wurde die Kaiserstraße, die bis dahin und trotz ihres vornehmen Namens von recht viel armen Leuten bewohnt, eine der ödesten gewesen, plötzlich belebt. Equipagen aller Art hielten in den Besuchsstunden vor meiner Thüre; Reiter jedes Alters, Standes und Kalibers sprengten auf und ab; Säbel rasselten über das kantige Steinpflaster; die Fensterpromenade verwandelte unseren „Kietz" in einen fashionablen Corso.

Der dritte August war für den ersten Auftritt unserer Oper bestimmt worden.

An diesen, den Preußen so freudenreichen Tag und seine Feier knüpfen sich einige kleine Ereig-

nisse, die mich als Autor betreffen und die ich nicht übergehen darf. Ich hatte mein in Breslau beifällig aufgenommenes Festspiel „die Königslinde“ wieder hervorgesucht, ein wenig renovirt und ließ dieses Dramolet, da es am eigentlichen Festtage zu viel Zeit genommen haben würde, am Vorabende des dritten August darstellen; vorzüglich in der Absicht, Henriettens jüngere Schwester, Nina, in einer für sie passenden Rolle dem Publiko günstig vorzuführen. Jenes kleine Schauspiel hatte in Breslau hauptsächlich durch die darin ausgesprochenen royalistischen, den damaligen sogenannten „demagogischen Umtrieben“ feindseligen Gesinnungen, das Parterre zu entschiedenen Demonstrationen erregt, wobei zu bemerken, daß es reine Parteisache von Seiten der Universitätsjugend gewesen, die sich da geltend machte. Seitdem waren Jahre verstrichen. Und nun erschien die Wirkung derselben Worte auf das Publikum der Residenz höchst beachtungswerth. So lange das Stück in seinem heiteren, harmlosen Verlauf der einfachen Handlung folgte, wurde jede Andeutung, die sich nur irgend auf den König beziehen ließ, mit unverstelltem Enthusiasmus aufgenommen. Sobald aber, gegen den Schluß hin,

die Quasi-Nutzanwendung der Fabel zur Sprache kam und Verse wie die folgenden:

„Verworr'ne sind's und unzufried'ne Menschen,
„Die in der Gegenwart nie Ruhe finden" ꝛc.

erklangen, that sich augenblicklich eine, wenn auch schweigende, doch allgemeine Mißstimmung kund. Kein Beifallszeichen ward mehr vernommen; die Hörer fühlten sich verletzt.

Für den Königl. Geburtstag war beschlossen worden, eine kurze Theaterrede, und zwar durch Madame Sontag Mutter, sprechen zu lassen. Ich hatte, meiner löblichen Gewohnheit gemäß, die Ausarbeitung einer solchen bis auf den letzten Augenblick verschoben, was in diesem Falle mit dem Drange mancherlei Geschäfte, zu denen sich außer der Regie der neuen Oper auch noch meine Begeisterung für die reizende Hausgenossin gesellte, entschuldigt werden konnte. Wie ich nun im Begriff, endlich daran zu gehen, vergebens an meiner Feder kau'te und ängstlich nach einer neuen Wendung für das Oftgesagte suchte, erschien mir unerwartet ein Helfer und zwar in Person des Censors. Das war eine spaßhafte Geschichte.

Der alte, würdige Spener, Besitzer und

Herausgeber der weitverbreiteten „Spenerschen Nachrichten von“ 2c. war mir gewogen. Er liebte es, sich von mir mancherlei Artikelchen über „Dies und Jenes“ einzuholen und pflegte mich bei festlichen Gelegenheiten zu analogen Gedichten für seine Zeitung aufzufordern. So hatte auch für diesen Königl. Geburtstag mein alter Gönner ein Poëm bestellt, und ich hatte nicht ermangelt, ihm dasselbe prompt und zeitig abzuliefern. Während ich nun in meinen Prolog-Aengsten saß, und Madame Sontag einen Kourier nach dem andern in meine Zelle schickte, um ihr Manuskript einzufordern, kam ein Bote aus der Zeitungsdruckerei, mit der Nachricht, daß der Censor, Herr Geheimerath Grano, meinem Gedichte die Aufnahme in die Zeitung versagt habe, und unerbittlich bei seinem veto bleibe. (Wer sich von der Unschuld und Loyalität dieses Gedichtes überzeugen will, beliebe in der letzten Ausgabe meiner Gedichte, — Berlin 1844 — die 91ste Seite aufzuschlagen.) Papa Spener durft' ich nicht im Stiche lassen; der Bote mußte warten, und sobald ich die etwaigen Gedanken, die ich bereits für den Theater-Prolog aufgetrieben, in eine für die Zeitung passende Form gegossen, gab ich die frischgebackne Semmel,

warm wie sie aus dem Ofen kam, sammt vielen Empfehlungen an Herrn Spener mit.

Aber der Censor durfte doch auch seinen Eigensinn nicht durchsetzen. Das von ihm gestrichene Gedicht mußte in die Zeitung kommen. Zu diesem Zweck wählte ich das kürzeste Mittel. Ich überreichte das „nicht zur Aufnahme geeignete", der Sprecherin des Prologes, nachdem ich die verhängnißvolle Unterschrift weggeschnitten. Unsere Bühnen-Censur war dem Syndikus des Theaters, dem Justizrath Kunowski anvertraut und dieser ein zu verständiger und gebildeter Mann, als daß er hier ein Bedenken gefunden haben könnte. Meine Verse wurden, wie sie da standen, gesprochen. Und dadurch war ihre Aufnahme in die politischen Zeitungen schon sanktionirt; denn von jeher bestand der Gebrauch, die Reden, die auf den Theatern bei königl. Festen gesprochen wurden, am anderen Tage gedruckt mitzutheilen. Das war ein Sieg! Der Herr Censor konnte nichts mehr dagegen thun.

Am dritten August 1825 war es also, wo wir mit unserer Oper begannen. Rossini's „Italiana" eröffnete den Reigen. Und obwohl Jäger's Tenor schon damals im Sinken, und sein

persönliches Erscheinen sehr geeignet schien, verhöhnt zu werden, so hatte dieser primo amoroso doch immer noch so viel Mittel, um seine Methode geltend zu machen und durch Kunst und Seele für viele andere Mängel zu entschädigen. Wächter's schöner Baß stand in voller Blüthe. Spizeder fand nun rechte Gelegenheit, seinen Ruf als erster Buffo Deutschland's zu befestigen. Mad. Spizeder genügte als zweite Sängerin vollkommen. Henriette Sontag aber — — —

Ich habe schönere Frauen gesehen; größere Schauspielerinnen; habe gewaltigere Stimmen gehört; vielleicht auch höhere Virtuosität des Gesanges; das will ich nicht leugnen. Aber einen so innigen Verein von: Anmuth, Reiz, Wohllaut des Organs, Ausbildung aller künstlerischen Fähigkeiten, Darstellungsgabe, besonnener Anwendung der gegebenen Mittel, bescheidener Koketterie, wüßte ich nie und nirgend bewundert zu haben. Ja, wir waren berauscht. Und in unserem Rausche mögen wir, — glücklicherweise umfaßt dieses „Wir" einen großen Kreis von Enthusiasten, — mitunter manche Thorheit getrieben haben. Doch der Wein war gut, rein und echt; darin hat Börne Recht, wie er so oft

Recht gehabt. Was diesem Wundermädchen in meinen Augen die schönste künstlerische Weihe gab, war die Klarheit, ich möcht' es am liebsten Weisheit nennen, mit der sie zu bestimmen vermochte: wo es am Orte war, ihrer Kehlenfertigkeit freien Lauf zu lassen und ihren Vortrag mit Koloraturen und Spielereien zu zieren, wie mit bunten Blumen; — oder wenn die Würde einer einfachen Melodie, die Bedeutung der Situation, der Fortschritt der Handlung dies unpassend machten, sich und ihre Geschicklichkeit zu beherrschen und nur der dramatischen Wahrheit zu huldigen. Ich weiß noch sehr wohl, wie sie — (es ist hier von einer späteren Periode ihres Berliner Aufenthaltes die Rede), — aufgefordert als „Lila" in der alten, veralteten „cosa rora" einige moderne Nummern einzulegen, lächelnd entgegnete: „Diese Musik verträgt keine solche Einlagen *); bin ich

*) Unwillkührlich muß ich hier an Demoiselle Sophia Löwe denken, welche im königl. Opernhause, nachdem sie die Prinzessin in Boyeldieu's entzückendem und niemals veraltendem Jean de Paris sehr hübsch gesungen, und geistreich gespielt, sich und dem unsterblichen Meister die Schmach anthat, am Schlusse der in einem so abgeschlossenen Style komponirten Oper irgend eine Rouladen-Arie von irgend einem -itta, -assa, -elli, oder -ini zu trillern. — Das hätte die Sontag nicht unternommen.

nicht im Stande zu wirken, wenn ich jede Note singe, wie sie steht, — dann desto schlimmer für mich!" — Sogar auf die nur zu oft ganz karakterlosen Tändeleien der melodienreichen, aber oberflächlichen „Italienerin in Algier" wußte sie diesen Sinn für dramatischen Gesang zu übertragen; und mit genialer Kühnheit gab sie jenen, aus einer tieferen Stimmlage eigens für sie transponirten Gesängen, den Ausdruck naiver Schelmerei, ohne jemals in den Klängen, welche dem geliebten Lindoro galten, Gemüth und Seele vermissen zu lassen.

Der Andrang von Seiten des Publikums war ungeheuer; nur mit Lebensgefahr konnte man im Billet-Verkaufs-Büreau durch die sich stoßende und schlagende Masse dringen, und die schriftlichen Meldungen um Plätze für viele Tage voraus, blieben stoßweise liegen, ohne berücksichtigt werden zu können. Wer die „Italienerin" noch nicht gehört, konnte in Gesellschaft kaum erscheinen; Albrecht ging so weit zu behaupten, man dürfe anständiger Weise eigentlich nur noch mit denen umgehen, welche sie nie versäumt. Aber mitten in diesen Freuden wurden wir, die Eingeweih'ten, schon von bangen Leiden gedrückt.

Während unsere erste Oper Fanatismo erregte, — hatten wir keine zweite. Von komischen Opern, — und andere gestattete uns ja die strengbewachte Konzession keine, — sahen wir nichts vor uns, als einige auf dem Hoftheater noch nicht gesungene von Rossini. Eine solche jedoch unmittelbar der „Italienerin" folgen zu lassen, weigerte sich die Sontag, die mit ihrem sicheren Takt vermeiden wollte, zweimal hinter einander dasselbe Kleid zu tragen. Sie bestand auf einer Rolle anderer Gattung; am lebhaftesten wünschte sie Auber's „Schnee", worin sie in Wien, als „Bertha", durch ihr feines Spiel so sehr gefallen hatte. Dieser „Schnee" war vor einem Jahre auf dem königl. Hoftheater bereits gefallen; — gefallen, in jedem Sinne, und deshalb nach zwei matten Vorstellungen liegen geblieben. Aber deshalb war er uns noch nicht verfallen; denn dazu gehörten zwei Jahre, nach dem Gesetz. Nun herrschte, bezüglich der gegenseitigen Repertoir-Streitigkeiten noch ein anderes Gesetz: Am ersten jedes Monats reichte das Hoftheater uns, am fünfzehnten reichten wir dem Hoftheater einen Entwurf derjenigen Neuigkeiten ein, welche künftig gegeben werden sollten. Uns zwang die gebieterische Noth

Alles, im Bereich unserer Konzession liegende, in jene schriftlichen Entwürfe aufzunehmen, was durch Zeitschriften, namentlich durch Pariser, besprochen wurde, und häufig konnten wir für unser Repertoir keinen anderen Vortheil davon ziehen, als den negativen, daß wir es dem Hoftheater entrückten. Dieses zeigte seiner Seits gleichen Eifer. So entstand denn eine förmliche Hetze. Was vom fünfzehnten bis zum letzten des Monats in den Journalen als neu verkündigt worden, das fanden wir auf dem Repertoir des Königlichen, was vom ersten bis zum vierzehnten erwähnt wurde, fanden die Königlichen auf dem unseren. Und weil durch diese neidische Gegnerschaft das Publikum auf die Länge um gar Manches gekommen sein würde, hatte Fürst Wittgenstein (die oberste Behörde für Theater-Angelegenheiten) bestimmt, daß bei noch nicht gegebenen, sondern nur auf den Repertoirs-Entwürfen genannten Sachen, die Verfallzeit auf sechs Monate beschränkt werden und nach deren Ablauf für solche Neuigkeiten eine gegenseitige Konkurrenz eintreten solle. Dabei konnten wir nur gewinnen, besonders unsere Oper, weil Herr Ritter Spontini, Gott lohn' es ihm, dafür sorgte, daß sich die Königl. Oper nie-

mals übereilte. Nun hatte bei'm letzten Repertoir's-Entwurf die General-Intendanz der Königl. Schauspiele vergessen, eine neue Operetto von Auber, „das Konzert am Hofe", deren erste Annonce allerdings in ihre vierzehn Tage gefallen war, zu notiren. Bevor aber noch unsere Frist abgelaufen, und uns der kleine Triumpf gestattet war, jenes jenseitige Versehen zu unserem Vortheile zu benutzen, kam ein Schreiben des Grafen Brühl, in welchem er die nachträgliche Aufnahme des durch einen Irrthum vergessenen Werkes deklariren wollte. Dagegen protestirten wir entschieden, und es entspann sich ein heftiger Briefwechsel, welcher endlich dahin führte, daß wir uns Willens zeigten, die Entscheidung des Fürsten, nöthigen Falles des Königs, nachzusuchen, indem wir aussprachen, daß unter diesem Druck unsere, mit so theuren Opfern erkaufte Existenz nicht länger möglich sei. Jetzt schlug Graf Brühl einen Vergleich vor und ich wurde — mit unumschränkter Vollmacht ausgerüstet, — zu einer mündlichen Unterhandlung abgesendet. Ich führte keine andere Instruktion bei mir, als welche mir die Sontag heimlich ertheilt. Diese lautete auf: „Schnee!" obgleich wir im heißen August schmorten.

Graf Brühl war ein guter, lieber Mann. Was er gegen unsere Anstalt that, mußte in seiner Stellung, wollt' er sich nicht tausend Vorwürfen aussetzen, geschehen. Er wandelte auch nicht auf Blumen, und leider fehlt' es niemals an Menschen, die dem Aermsten das Leben schwer zu machen, den schönsten Willen hatten. Sie haben ihn krank geärgert.

Meine Konferenz mit ihm war höchst komisch. Beide Theile hielten vorsichtig zurück und wir sprachen anfänglich mehr in Andeutungen und in Fragen, als in bestimmten Ausdrücken. Doch hatt' ich den großen Vortheil, bestimmt zu wissen, was ich wollte. Nachdem ich nun mit vielen Redensarten auseinandergesetzt, wie wichtig uns die kleine Auber'sche Operette (von der ich übrigens nichts wußte, als den Titel) und ihr Gewinn für unsere Bühne sei; nachdem der Graf mir offen und redlich erklärt, daß er Alles anwenden wolle, sie für die ihm anvertraute Anstalt zu behaupten, — (die Partitur lag schon auf seinem Tische) — so rückte ich mit der einen, kleinen, inhaltschweren Silbe: „Tausch" hervor, und stellte den Antrag, unsere Rechte (die doch mindestens zu einer Berufung an des Fürsten Autorität geeignet schienen)

dadurch abzukaufen, daß uns eine ältere komische Oper für unser Repertoir bewilligt würde. „Das glaub' ich", rief der Graf, „was werden Sie da begehren: „Don Juan", oder „Figaro's Hochzeit", oder Rossini's „Barbier", oder" — Nichts von solchen Zierden Ihrer Oper, Herr Graf, entgegnete ich, dazu sind wir zu bescheiden. Wir verlangen nur ein bei Ihnen durchgefallenes, bei Seite gelegtes, schon vergessenes Singspiel, und sehen uns genöthigt, damit zufrieden zu sein, lediglich um dem Eigensinn unserer Prima Donna zu genügen, welche darauf besteht; obgleich für unsere Kasse jede andere Musik vortheilhafter wäre; mit einem Worte, wir verlangen: „den Schnee!" — Der Graf sah mich mitleidig an. Er mochte denken, was für einen Esel haben sie mir da herüber geschickt!? „Nun", hub er an, „es freut mich, daß Sie mir's so leicht machen, auf diese Weise kommen wir friedlich auseinander." In fünf Minuten waren wir klar. Unser Protest gegen die nachträgliche Aufnahme des „concert à la cour" war gelöscht und die schriftliche Erlaubniß zur Darstellung des „Schnee's" hatt' ich in der Tasche. Als ich, bei glühender Mittagshitze, den langen Weg aus der Dorotheen-

straße nach meiner Wohnung zurücklegte, griff ich unzählige Male nach dem Papier, ob ich es auch bei mir trüge? Und als ich ins Speisezimmer trat, das Blatt in der Luft schwenkend und ausrufend: ich bring' ihn! da sprang die erfreute Sängerin an mich heran und ein Kuß brannte auf meiner Wange, der allen Schnee der Alpen hätte schmelzen können! Der Schnee hatte auf dem Königstädter Theater einen so unerhörten Succeß, daß er den der Italienerin fast noch überbot. So oft mußt' er fallen, daß die Schneeflocken von einer Woche zur andern schmutzig wurden und viel reine Papierschnitzel nöthig waren, um ihn zu säubern.

Während einer der ersteren Aufführungen kam Graf Brühl im Zwischenakte nach der Garderobe der Sontag, ihr seine Huldigungen zu bringen. Ich saß in einer Ecke. — Verläumder haben behauptet, ich hätte mich allzu oft in jener Ecke eingefunden. Das ist falsch. Ich saß immer nur da, um zu warten, bis ich nach gänzlicher Vollendung der Toilette den nächsten Akt beginnen lassen dürfe? Immer nur als Regisseur, nie als Mensch! Als der Graf mich erblickte und ich mich erhob, ihn zu begrüßen, droht' er mir mit dem

Finger und sagte lächelnd: Sie haben einen guten Tausch gemacht.

Das Bischen Verstand, welches unsere Sängerin mir gelassen, so lang' ich im Theater blieb, ging vollends darauf, wenn ich nach Hause kam. Die Damen hatten mich eingeladen, mit ihnen zu soupiren, und gewöhnlich war auch unser kleiner Albrecht von der Partie.

Dieser kleinste und zugleich größte Enthusiast für die Königstädter Oper hatte sehr bald Gnade vor Henriettens Augen gefunden. Seine unerschöpfliche Lustigkeit, verbunden mit zierlicher Galanterie, — gegen welche letztere meine Derbheit bisweilen garstig abstach, — machten ihn zu einem rechten Damen-Schooshündchen, oder noch eigentlicher: zu einem Lieblings-Kätzchen, dem das Talent einwohnt, die diabolischen Krallen fest einzuziehen und nur sein Sammetpfötchen zu zeigen. An freien Tagen fuhren wir über Land, wo Henriette sich im Grünen umhertrieb wie ein Kind. Abends nach dem Essen pflegte sie sich zum Klavier zu setzen, und wenn sie gut aufgelegt war, sang sie stundenlang. Aber niemals wählte sie dann

moderne Musik. Es war, als ob sie sich durch diese Abendstunden für den Zwang entschädigen wollte, den ihr Beruf auf und außer der Bühne ihr auferlegte. Sie griff gewöhnlich nach Klavierauszügen Mozart'scher Opern. Und dann wühlte sie sich förmlich in die Komposition hinein, wie eine Biene in den Kelch der Rose. Das dauerte oft bis tief in die Nacht. Ich besinne mich, daß sie einmal die ganze Zauberflöte durchgespielt und gesungen, Nummer für Nummer, Sarastro und die Priesterchöre nicht ausgeschlossen. In solchen Stunden sprach der Genius aus ihr. Vergessen waren alle kleinlichen Rücksichten des Tages und der Welt; vergessen das Bestreben zu entzücken; das Bewußtsein, die Bewunderte zu heißen. Bei Seite gelegt jene Minauderien und Künsteleien, die dem Schwarm seelenloser Anbeter galten. Dann ging ihr das Zeug auf. Die Künstlerin trat in ihre vollen Menschenrechte. Im weißen, leichten Sommernachtkleide, das blonde Haar in halb-aufgelösten Locken über ein blühendes Gesicht, das schöne Auge wie verklärt, weinte, lachte, zürnte und scherzte sie in vollen, klaren Tönen. Und ich staunte sie an, regungslos, ohne Worte, — ohne Ausdruck für meine Empfindungen. Bis sie uns

dann fortschickte und ich mit Albrecht noch eine Wanderung durch die leeren, düstern Gassen machte, wobei ich auf eine Art zu seufzen pflegte, welche unter meinen Freunden bald berühmt wurde. Kunowski nannte mich, diesen Seufzern zu Ehren, nie anders als: Lamentoso! Aber ich merkte ihm schon ab, daß er auch seufzte, wenngleich anders; und da ich mir's nicht nehmen ließ, sonst noch gar Viele mit mir in gleicher Mitschuld und Verdammniß zu finden, so erhielt ich und nahm ich an, als eine nur mir gebührende Auszeichnung, den Beinamen: Lamentoso primo.

Es gab eine, wenn auch kurze Periode, wo Niemand in Berlin meiner holden Einwohnerin näher stand, als ich. Von den zahllosen Bewerbern um einen freundlichen Blick, um ein auszeichnendes Wort, um ein kleines Zeichen der Gunst, war noch Keiner bevorzugt worden und dennoch fing ich an, mich zu mancher eifersüchtigen Laune berechtigt zu glauben. Anfänglich wurden dergleichen Ueberhebungen mit vertraulicher Gutmüthigkeit in ihre Schranken gewiesen. Als aber mein häufig wiederkehrendes Schmollen und Maulen den Argwohn erweckte, daß ich mir Beschränkungen einer frohbewahrten Freiheit anmaßen und

das Uebergewicht eines Begünstigten geltend machen wollte, kam es zu allerlei Erklärungen, die eben nicht beitrugen, meine Seufzer dünner zu gestalten. Der Hauptfeind meiner Ruhe war Seiner Königl. Großbrittanischen Majestät Gesandter, Lord Clanwilliam, der höchst regelmäßige Besuche in der Kaiserstraße für einen Hauptzweck seiner Ambassade zu halten schien. Seine Herrlichkeit besaßen einen großen Hund, ohne welchen Sie fast niemals erschienen. Sobald ich, in's Vorzimmer tretend, den Schwanz dieses Köters um die Thüre herum wedeln sah, zog ich mich, wenn es irgend thunlich war, zurück, um der lästigen Artigkeit und ironischen Herablassung seines Herren auszuweichen, aus dessen Betragen gegen mich die Ueberzeugung hervorzuleuchten schien, daß er mich für völlig gefahrlos betrachte. Was den Hund betrifft, so meint' er es ganz gut mit mir.

Daß ich, der Lordschaft gegenüber, entschieden verleugnet wurde, ohne daß man nur auf das erste Krähen des Hahnes mit dieser Verleugnung warten mochte, war mir bald deutlich. Aber weil, mir gegenüber, die Lordschaft eben so standhaft verleugnet ward, so hielt sich die Sache zwischen Zweifel und Hoffnung lange genug, zu meinem

Jammer hin und ich wurde täglich mehr Lamentoso.

Ein reiner Zufall erlösete mich. Mir fiel ein Blättchen in die Hände, aus dem unwiderleglich hervorging, daß ein Theaterdichter meiner Gattung mit einer „Herrlichkeit“ nicht in die Schranken treten darf. Glücklicherweise näherte sich auch der Zeitpunkt, wo die Familie aus meinen Räumen in eine selbstgemiethete, große Wohnung ziehen wollte; — und ich war geheilt.

Von dieser Stunde erstarb jeder eitle, selbstsüchtige Wunsch in meinem Herzen; ich gab mich der reinen Bewunderung für die Künstlerin mit unverkümmerter Freude hin, und bald machte der kleine Rest von Groll, der in mir zurückgeblieben war, einer aufrichtigen Bewunderung für ihr Genie, und einer freundschaftlichen Theilnahme für ihre persönliche Liebenswürdigkeit Platz; so daß bis zum letzten Tage ihres Aufenthaltes in Berlin zwischen ihr und mir ein herzliches Verhältniß waltete und ich niemals müde wurde, mit Mund und Feder für sie und ihren Ruhm mitzuwirken.

Ehe noch die Familie Sontag mein Haus verließ, begannen die von mir angekündigten o f-

fentlichen Vorträge Shakespeare'scher Stücke. Meine Direktion hatte mir die Erlaubniß ertheilt, wöchentlich einen Abend dafür zu verwenden und ich hatte zu einem Abonnement auf fünfzehn aufeinanderfolgende Freitage eingeladen; nicht ohne die stolze Ueberzeugnng, daß mein Unternehmen viele Theilnahme finden werde. Am Morgen des ersten Freitags kam ich aus der Spener'schen Zeitungsexpedition, die den Debit übernommen, bestürzt und niedergeschlagen zurück, — denn es waren kaum zwanzig Karten verkauft und ich dachte schon daran, wie ich mit Ehren mich zurückziehen könnte? In dieser trüben Stimmung trat ich ein, mein Leid den Damen zu klagen, als ich daheim unerwarteten Grund zu noch ernsteren Klagen fand. Das ganze Haus war in Aufruhr, mehrere Aerzte zugegen, Alle in der größten Bestürzung. Die Sängerin war auf der Probe plötzlich und ohne jede bekannte Veranlassung, von einer Heiserkeit befallen worden, die sie der Stimme gänzlich beraubt hatte, die jetzt mit jeder Minute zunahm, und bereits so heftig geworden war, daß von einem nur geflüsterten Worte kaum mehr die Rede sein konnte. Andeutungen, wie dieser traurige Zustand ein mehr als vorübergehender, ein viel-

leicht dauernder bleiben könnte, fehlten nicht und erfüllten mich mit Betrübniß. Daß die Bäume im Herbst ihr Laub verlieren, müssen wir uns gefallen lassen; aber wem sollte nicht bange werden, wenn mitten im Frühling der Winter einträte?

Die Leidende schien, obgleich von düsterer Ahnung darnieder gebeugt und das Schlimmste befürchtend, doch vollkommen ruhig und in ihr Schicksal ergeben. Sie wünschte mir mit kaum vernehmbarem Lispeln Glück zu meinem ersten öffentlichen Auftritt als Vorleser und deutete wehmüthig lächelnd an, daß *sie* vielleicht *nie* mehr öffentlich erscheinen werde. Dieser traurige Anblick erfüllte mich so schmerzlich, daß meine eigenen Bekümmernisse in den Hintergrund traten; ich gedachte, während ich nach meinem Saale fuhr, fast gar nicht mehr des schlechten Billet-Verkaufs. Desto größer war die Ueberraschung, als ich mich zwischen den bis an die Thüre gedrängten Zuhörern mühsam durchzwängen mußte. Das Lokal war überfüllt. In den Nachmittagsstunden hatte Freund Joseephy in der Zeitungsexpedition fast alle Karten verkauft. — Diese Theilnahme des Berliner Publikums an meinen Vorträgen ist unveränderlich dieselbe geblieben, obgleich seit jenem

ersten Abende beinahe zwanzig Jahre verflossen sind.

Daß die Heiserkeit der Sontag sich troz ihrer momentanen Gewalt nicht hartnäckig zeigte, sondern sehr bald den angewendeten Mitteln wich, brauche ich nicht erst zu erzählen. Und so war uns Beiden geholfen: ich hatte mein Publikum gefunden, und sie fand sich wieder im Stande, das ihrige zu entzücken.

Ich sprach jezt eben von Freund Joseephy. Dieser Mann, jezt Erbe und Besitzer der alten Haude-Spener'schen Buchhandlung, war damals, wo Papa Spener noch lebte und seine Zeitung in eigenthümlicher Weise selbst redigirte, des würdigen, originellen Greises erprobter Vertrauter, und in allen Geschäften, literarischen, kommerziellen, wie häuslichen, seine rechte Hand. Auf meiner Sonntagsreise nach Leipzig war ich mit ihm, der zur Buchhändlerwoche eben dahin zog, beim Umspannen der Postpferde ins Gespräch gerathen, dadurch waren wir auf den sogenannten Grüß- und Begegnungs-Sprech-Fuß gekommen, und sehr bald hatte sich daraus ein vertrauter

Umgang entwickelt, der gepflegt durch Spener's Vorliebe für mich und durch gegenseitiges Behagen zu einem dauernden, allen Wechsel der Zeit überlebenden Freundschaftsbunde erwuchs. Ich verdanke Joseephy's unermüdlichem Wohlwollen sehr viel Gutes; seine thätige Theilnahme, seine Beihülfe und Bereitwilligkeit übten nicht selten den wichtigsten Einfluß auf mein Geschick. — Aber den wichtigsten Moment für mein Leben, welcher, wenn ich ihn zu ergreifen und zu benutzen verstanden, mein ganzes Dasein anders gestellt haben würde, ließ ich leider umnebelt vom Schimmer der Theaterlampen, umschwirrt von den Sirenenklängen, in denen ich athmete, und getäuscht von den eitlen Hoffnungen auf mein Dichtertalent und dramatische Produktionskraft an mir vorübergehen, obgleich der Freund redlich das Seinige that, mich auf andere Gedanken zu bringen. Die Sache verhielt sich folgendermaßen: der Platz eines Unterredakteurs für die Spener'sche Zeitung war erledigt, und seit dem Tode von Speners einzigem Sohne noch nicht genügend besetzt. Der alte Herr, der wie schon erwähnt, an meinen Beiträgen für sein Blatt und an meinem persönlichen Benehmen Freude gefunden, machte mir nun durch Joseephy

den Antrag, diese Stelle einzunehmen; im Hintergrunde des Vorschlags lag die Andeutung, daß er nicht abgeneigt wäre, sich in mir einen Nachfolger heran zu ziehen; ja, daß er auf ein Arrangement sinne, vermöge dessen er, trotz meiner Armuth, Mittel finden würde, mich mit Joseephy im Verein, in den Besitz der Zeitung, — natürlich unbeschadet der Ansprüche seiner Verwandten, nach seinem Tode zu bringen. Die erste Bedingung, die er dabei stellte, war meine entschiedene Trennung vom Theater. Ich sollte in sein Haus ziehen und mich mit Leib und Seele der Zeitung widmen. Ich schwankte. — Bevor ich aber (denn es handelte sich um augenblickliche Entscheidung), in mir selbst zu einem Entschlusse gelangen konnte, mußt' ich wissen, ob man geneigt sein würde, meinen in aller Form abgeschlossenen Kontrakt mit dem Königstädter Theater zu lösen. So vertraute ich mich denn meinem Gönner Kunowski. Dieser war zu jener Zeit so innig durchdrungen von der festen Ueberzeugung einer goldenen Zukunft für seine Bühne, daß er mir aus redlichster Ueberzeugung den Rath ertheilte, unserem Institute getreu zu bleiben, und mir klangen diese Töne so süß, daß ich mich ihnen mehr als willig hingab.

Ich täuschte mich selbst; redete mir ein, es sei kein Loskommen, und belog mich zu meinem eigenen Schaden. Denn hätte ich den Direktoren, die mich sämmtlich wie einen Freund und immer liebevoll behandelten, den Stand der Dinge offen mitgetheilt, so würden Männer wie Bennecke, Mendelsohn, Beer und Ebers ohne Widerrede sich dafür entschieden haben, meinem Glücke nicht hinderlich zu sein.

Ich dankte Spener für seine guten Absichten, entschuldigte mich mit meinem Kontrakt, — und blieb ..... ein deutscher Theaterdichter. Das heißt Alles gesagt.

Schönheit, Reiz und Liebenswürdigkeit hatten meine Behausung verlassen; — erprobte, treue Freundschaft zog dafür ein. Mein alter Breslauer Remie, der damals, wo ich meine kurze Irrfahrt begann, mich in meiner Junggesellenwohnung abgelöset und mittlerweile auch ein Berliner Engagement angenommen hatte, theilte nun die geräumigere Wohnung des Wittwers. Dieser biedere Mann, mit unermüdlicher Fürsorge auf

das Beste der ihm anvertrauten ökonomischen Fächer bedacht, war ein Segen für unsere Garderoben- und Bibliothek-Angelegenheiten. Mit ihm, und wo er waltete, zog der Geist der Ordnung ein. Er war mein Tischgenosse; theilte mein bescheidenes Mahl und mußte auch die Seufzer mit hören, die als Nachklang der jüngstvergangenen Tage mir bisweilen noch entschlüpfen wollten. Während ich mich seiner behaglichen, stets kalmirenden Gegenwart freute, ward mir das Glück zu Theil, noch einen Freund aus früheren Tagen, den heitern, geistreichen Triestiner Antonio Mayer bei mir zu beherbergen, der eigens von Breslau nach Berlin gekommen war, um sich daselbst einer qualvollen Bandwurmkur zu unterwerfen. Zweimal mußte der arme Teufel dieselbe durchmachen, mit all' ihren Fasten, ihrem Rizinus-Oel und teuflischen Ingredienzien anderer Art, ohne den ungebetenen Gast loszuwerden, und blieb dabei so lustig und von jeder üblen Laune unangefochten, als ob er entweder gar nichts zu leiden, oder als ob er sein Ziel glücklich erreicht hätte. Uns beide, Remie und mich, riß er durch seinen tollen Uebermuth, durch seine witzigen Einfälle, aus dem Mitleid, welches wir seinen diätetischen

Martern zu gönnen bereit waren, unaufhaltsam ins jubelndste Gelächter und beschämte den Arzt, (den ich für einen Charlatan hielt) durch Frohsinn und Geduld. Wie aber dieser Mensch unbarmherzig genug war, zum drittenmale mit seinen „unfehlbaren Mitteln" anzurücken, da setzte sich der Triestiner auf die Hinterbeine und erklärte: jetzt lasse er sich seinen Bandwurm nicht abtreiben, jetzt wolle er mit ihm leben und sterben. Hab' ich nicht, rief er aus, Alles gethan, was gegen die alten, heiligen Gesetze der Gastfreundschaft streitet; hab' ich ihm nicht sogar die nothdürftigste Nahrung entzogen und mich bemüht, ihn um Dach und Fach zu bringen? Und wie hat er sich dabei benommen? Fest hat er an mir gehalten; still und duldend ließ er die gröbsten Beleidigungen über sich ergehen; in Stücke ward er gerissen; ganze Ellen seines zarten Leibes sind ihm entzogen worden; — und er, im schönen Bewußtsein frommer Anhänglichkeit wich und wankte nicht; von feindseligem Oel fast ersäuft, verlor er niemals den Kopf, überzeugt, daß ich ihn nicht ganz verstoßen könnte, so lange ihm nur noch ein Ort in meinem Bauche blieb, wo er sein Haupt niederlegen konnte. So möge er denn zum Lohne für solche Treue

ausharren, bis der Tod ihm wie mir die Augen schließet. Er sei mir ein lieber Gast. Ich war verblendet, als ich ihm die Thür weisen wollte. Wo gibt es noch auf Erden seines Gleichen unter allen Gästen? Laß zu dir, wen du willst, bewirthe wen du willst, — Jeder wird vor dir in die Schüssel greifen und wird, von dir genöthigt, dir die besten Bissen wegfressen, die du theuer bezahlen müssen. Nicht so mein Einwohner, mein Häusler. Er rührt nichts an, bevor ich es nicht zu mir genommen; und weil er immer gesegneten Appetit verspürt, so verdoppelt er den meinen. Dank und Preis sei meinem Bandwurm; mit seinem Beistande kann ich zweimal so viel verzehren als andere ehrliche Leute, und wenn Ihr übersättigt die Gabel niederlegen müßt, fängt es mir erst recht zu schmecken an. Nein, Herr Doktor, ich nehme ihn mit mir in den Sarg! —

Antonio's Anwesenheit veranlaßte auch das Entstehen einer kleinen dramatischen Arbeit, die, so klein sie ist, in meinem Leben eine große Rolle spielt. Wir saßen, er, Remie und ich, nach dem Theater am Theetisch und Remie, der als Inspektor des Tages Last und Hitze getragen, rückte sich ermüdet in die Ecke des Sopha's, den Kopf

in die Hand stützend. Als er sich nun die Haare ins Gesicht gestrichen, sagte Antonio plötzlich, indem er auf ihn hinwies: täuschend wie Napoleon! Wirklich trat eine überraschende Aehnlichkeit hervor. Remie traf einige Vorkehrungen in seiner Toilette, und sogleich vermehrte sich diese Aehnlichkeit.

Das könnte man für's Theater benützen, dachte ich, — denn bei was immer für einem Anblick oder Ereigniß wäre dies nicht mein Gedanke gewesen? — Napoleon auf den Brettern der Königstadt!? Nicht übel. Doch wie sollt' er eingeführt werden? Als redende Figur? Unmöglich; wir konnten ihn nicht deutsch parliren lassen; dazu steht er unserer Zeit noch zu nahe. Als Mittelpunkt, als handelndes Hauptmotiv der dramatischen Fabel? Eben so wenig, das durften wir nicht wagen. Folglich: als ein vorübergehendes Bild; als eine Erscheinung; — Gut. Doch auf welchem Hintergrunde? — Dieser war bald gefunden. Schon früher hatte ich mich, im Umgange mit meinen jungen polnischen Freunden, angeregt gefühlt, eine Anekdote aus dem Leben eines ihrer größten und edelsten Männer, auf die Bühne zu bringen. In diesen Rahmen schien auch Napoleon-Remie zu passen. Und ich suchte das Konversa-

tionslexikon*) hervor, wo ein ausführlicher Artikel „Kosciuszko,“ auch jener Anekdote Erwähnung that; raffte von französischen und polnischen Melodien zusammen, was mir passend schien und vollendete sehr rasch das rasch begonnene Werklein. Bevor noch Antonio sammt „seinem Einwohner“ Berlin verließ, kam ich zu Ende und sang dem Scheidenden mein „denkst du daran?“ beim Abschiede nach. Als ich nun unsere Direktoren einlud, der Vorlesung des — noch namenlosen, erst zu taufenden — Kindleins beizuwohnen, und diese meine gütigen Gönner bald nach den Strophen des ersten Liedes merkten, wo es hinaus wollte? zeigten sich, wenn auch antheilsvolle, doch sehr bedenkliche Gesichter, die sämmtlich nach unserem Freunde Kunowski gerichtet, diesen zu fragen schienen, was er in seiner Qualität als Censor dazu meine? Antheil und Bedenklichkeit, beide wuchsen von Auftritt zu Auftritt, und nachdem ich mein Büchlein geschlossen, trat ein langes, viel-

*) Falkenstein's vortreffliche Biographie des unsterblichen Kosciuszko war damals noch nicht erschienen. Als sie mir späterhin zu Händen kam, fügte ich dem Liederspiel „der alte Feldherr“ noch einige Scenen und Gesänge bei, die in der letzten Ausgabe mit abgedruckt sind.

sagendes Schweigen ein. Wir Alle fühlten, daß in der Haupt- und Residenz-Stadt Preußens die einem polnischen Heerführer dargebrachte Huldigung manches Kopfschütteln hervorbringen dürfe. In Kunowski kämpfte sichtlich der Censor mit dem Syndikus und technischen Führer des Theaters. In mir aber waltete der Wunsch vor, unter jeder Bedingung, — ja, stünde der Tod darauf, — meine Lieder auf die Bühne zu bringen. Ich übernahm es, die Einwilligung des Königs einzuholen. Dagegen ließ sich nichts einwenden.

Nun tauften wir das Kind. Ich gab ihm den Namen: „der alte Feldherr," den sämmtliche Pathen billigten. Bei der Wahl dieses Namens hatte ich schon meine Nebengedanken; er sollte die Aufmerksamkeit von Kosciuszko ab- und auf die ganz zufällig angebrachte Figur Napoleons hinlenken. Durch einen günstigen Vermittler wurde nun des Königs Majestät mündlich befragt: ob dem Erscheinen Napoleons auf der Königstädter Bühne etwas entgegen stehen würde? Der König gab die königliche Antwort: wenn bei dieser Gelegenheit Schmähungen wider den entthronten Kaiser ausgesprochen werden sollten, so müsse „Er Sich derglei-

chen verbitten;" — gegen ein würdiges Auftreten hab' Er nichts einzuwenden. Auf diese Allerhöchste Entscheidung, deren Authentizität auch unserem censirenden Syndikus nicht unbekannt blieb, ertheilte Letzterer sein „admittitur." Wobei wir freilich von der irrigen Meinung ausgingen, daß mit der Bewilligung zu Napoleons Erscheinen jede Bedenklichkeit gehoben sei. Am Morgen der ersten Darstellung kam eine Botschaft des königl. Geheimkämmeriers Herrn Timm, die mir „den Wunsch" Seiner Majestät kund gab, das neue Stück, welches wie gewöhnlich den letzten Platz auf dem Komödienzettel einnahm, vorgerückt zu sehen, weil Seine Majestät an diesem Abende dem Schlusse des Schauspieles nicht beiwohnen könnten. Dergleichen Mittheilungen gelangten sehr häufig an mich und es verging fast keine Woche, wo nicht Herr Timm ein Billetchen in unsere Kanzelei sandte, aber immer unter ausdrücklichem Vorbehalte, es sei des Königs Wille und Befehl, „das man unumwunden erklären solle, wenn Seine Wünsche mit dem Arrangement des Ganzen und dem Vortheil der Kasse in Widerspruch stünden." Dreist gemacht durch diese Humanität, die dem Charakter Friedrich Wilhelm des Dritten so nahe

lag, nahm ich auch diesmal keinen Anstand zu erklären, wie ein Wechsel in der Folgereihe der aufzuführenden Stücke, da derselbe nicht mehr öffentlich angezeigt werden könnte, sehr nachtheilig sein und veranlassen würde, daß unser neues Liederspiel vor leerem Hause gespielt werde; weil sich viele Zuschauer bei solchen Fällen gewöhnlich erst später einzustellen pflegten; doch wären wir natürlich bereit u. s. w.

Umgehend erhielt ich den Bescheid, Alles beim Alten zu lassen. So geschah es, daß der König der ersten Aufführung des alten Feldherrn nicht beiwohnte. Diese — nach unseren Verhältnissen glänzend ausgestattete — Aufführung fand zwar Beifall, aber sie erregte keinen allgemeinen Antheil; es war, als ob nur eine kleinere Hälfte der Anwesenden wisse, wer Kosciuszko gewesen? Ich hatte mich als polnischer Lancier gekleidet, unter den Chor gemischt, um das Eingreifen desselben zu beleben, und es gab zu komischen Mißverständnissen Anlaß, daß die Zuschauer, als am Schlusse „der Verfasser" hervorgerufen wurde, diesen in der militairischen Uniform nicht erkennen wollten, und mir meinen Namen so lange ent-

gegenschrieen, bis ich ihnen die Versicherung gab, daß ich es sei.

Direktoren, Schauspieler und Theaterfreunde versprachen den folgenden Vorstellungen gutes Glück und zahlreichen Zuspruch. In mir aber dämmerte schon eine dunkle Ahnung. Am Tage der Aufführung begegnete ich Lord Clanwilliam; dieser rief mir im Vorübergehen zu: Sie haben hübsche Lieder gemacht, aber ich fürchte, sie werden Ihnen schlecht bekommen.

Die Anschlagezettel verkündeten nach einigen Tagen: heute, zum Zweitenmale „der alte Feldherr.“ Ich saß mit dem Kaiser Napoleon bei'm Morgenkaffee, schwelgend in Gedanken an ein volles Haus, — da trat der Polizei-Rath Eckardt (welcher Berliner in reiferem Alter besinnt sich nicht auf diesen Namen?) rasch ins Zimmer und brachte mit kurzen Worten den Befehl des Polizei-Präsidii, die Aufführung abzustellen. Justizrath Kunowski war in Geschäften verreiset und mir, als seinem Stellvertreter, blieb nichts übrig, als zu gehorchen. Ich entsendete folglich meinen guten Napoleon, um andere Zettel drucken zu lassen. Der Polizeirath wechselte freundlich noch einige Worte mit mir, so daß ich Gelegenheit fand, ihm

abzufragen, worin die Gründe eines so überraschenden und noch niemals eingetretenen Verbotes lägen? Er ließ mich durch seine Aeußerungen bemerken, daß die Behörde von der Haupttendenz, der Begeisterung für Kosciuszko, keine Notiz genommen, sondern sich lediglich an den stummen Auftritt des französischen Kaisers gestoßen habe. Nun schwoll mir der Kamm. Ich sagte, der Herr Rath könne mir wohl zutrauen, und noch mehr unserem abwesenden Censor, daß wir etwas dergleichen uns nicht erlaubt haben würden, ohne Autorität höherer Gattung; und daß der König Selbst vorher davon unterrichtet gewesen sei. Nichts desto weniger würd' ich mich ohne Widerrede fügen, doch säh' ich mich genöthigt, Seiner Majestät Anzeige davon zu machen, damit Allerhöchstdieselben Sich heute nicht vergebens in's Theater bemühten. Eckardt ging, sichtlich verlegen durch das, was er vernommen.

Schon klebten unsere neuen Zettel. Es war Nachmittag und ich saß, betrübt über das frühe Absterben meines lieben Kindleins, in meinem Zimmer, in den unfreundlichsten Spätherbst hinausblickend; der Regen goß in Strömen herab. Da abermals stürzte der Polizeirath zu mir herein;

athemlos und durchnäßt, in größter Eil. Er kam, mich zu ersuchen, ich möchte die abgestellte Aufführung wieder ansetzen. (Wahrscheinlich hatte man sich höheren Ortes erkundigt, und wahrgenommen, daß ich keine Lüge gesagt.) Ich ließ mich lange bitten. Auch war es nichts Leichtes, in dem weitläuftigen Berlin, und bei solchem Wetter, Alle Personen zusammenzufinden, die sich, nachdem einmal die Abänderung angesagt worden, zerstreut hatten. Die Aufführung brachten wir zwar zu Stande; weil es aber nicht möglich war, sie bekannt zu machen und weil der Regen immer heftiger wurde, so fanden sich sehr wenige Zuschauer ein. Auch der König war nicht zugegen. Es war ein kalter, freudloser Abend. Doch hatte sich die Nachricht von einem Verbot, und von bald darauf erfolgter Zurücknahme dieses Verbots in der Stadt verbreitet; die Neugierde war rege geworden. Und für die dritte Darstellung schienen gute Aussichten. Wir gaben an diesem Abende die durch Spitzeder unvergeßliche „Ochsenmenuet;" dann folgte ein Konzert, von einer Klaviervirtuosin; den Beschluß sollte „der alte Feldherr" machen. Ein bestimmtes Vorgefühl sagte mir, daß heute der König kommen werde; und ich saß,

hinter dem schützenden Vorhange der Direktionsloge, wie auf Nadeln, immer nach der Königsloge hinüberblickend. Die „Ochsenmenuet" ging vorüber und noch war „der Herr" nicht da. Meine Pflicht als Regisseur der Oper *) war es, die Künstlerin am krummen Arme bis an ihr Instrument zu geleiten. In dem Augenblick, wo ich mit ihr auf die Bühne trat, sah ich den König in Seine Loge treten. Mir schlug das Herz, wie

*) Ich hatte, ohne die dazu gehörigen musikalischen Fähigkeiten zu besitzen, mich gewissermaßen zur Opernregie gedrängt; — warum? das wird nicht schwer zu rathen sein! Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand und es ging ganz leidlich mit mir, weil die Mehrzahl unserer Künstler keinen Regisseur brauchte. Aber ein verdammt übler Umstand war, daß ich nun auch, von Amtswegen das Publikum anzureden hatte. Mit erfreulichen Nachrichten trat ich nie hinaus. Gewöhnlich fand ich mich vor den Lampen ein, um anzukündigen, daß irgend einer Heiserkeit wegen, die verheißene Oper nicht Statt finden, und an ihrer Stelle eine abgepeitschte Posse gegeben werden würde. Man hatte mich im Parterre und auf der Gallerie, wie die Berliner sich ausdrücken, schon förmlich „auf dem Zuge," und sobald ich mich nur blicken ließ, fing der Lärm an. Ich hörte einmal, als auch nach solcher Umänderung an einem Sonntage (ohne Sontag!) ein getäuschtes Paar sein Geld an der Kasse zurückforderte, die weibliche Hälfte desselben sagen: wenn schon der lange, schwarze, blasse Mann kömmt, denn iß' es Essig!

wenn ich als Kind über einer Lüge ertappt worden. Und war es anders? Ich kann's nicht ableugnen, ich hatte den König getäuscht, indem ich Ihn wähnen lassen, der „alte Feldherr“ um den es sich handle, sei Napoleon. Daß Ihm der innere Zusammenhang der Sache nicht entgehen würde, dafür bürgte Sein richtiger Takt; daß Er Sich unangenehm durch das Stück berührt fühlen müsse, dafür bürgte mir der meine; und die Kenntniß Seines gerechten und redlichen Wesens ließ mich voraussehen, daß Er mein Verfahren streng tadeln werde. Deshalb hatt' ich ein schlechtes Gewissen und deßhalb schlug mir das Herz.

Schien es doch aber auch, als ob der Teufel sein Spiel hätte. Das Publikum war eben an diesem Abende weit aufgeregter, als bei den ersten Vorstellungen, faßte jede Beziehung auf und gab namentlich den dürftigen politischen Anklängen eine Bedeutung, ohne welche sie gar nicht bemerkt worden wären.

Wie ich vermuthet, so geschah es. Schon am nächsten Morgen kam ein Erlaß des Geheimen Kabinets-Rathes Hrn. Albrecht an die Direktion, in welchem befohlen wurde, das Liederspiel „der alte Feldherr“ noch einmal darstellen und dann

vom Repertoir verschwinden zu lassen. Ich wendete mich nun sogleich in einer Immediat-Eingabe an den König und stellte der Majestät vor, daß mir als Ehrensold die Einnahme der neunten Aufführung versprochen worden sei. Darauf erhielt ich in einem Privatschreiben des Geheimkämmeriers die Erlaubniß, den drei bereits gegebenen noch drei andere Darstellungen folgen lassen zu dürfen; und es war diesen Zeilen der freundliche Schluß: unter Anwünschung eines guten Benefizes 2c. 2c. beigefügt. — Drei und drei macht nur Sechs. Offenbar fand ein Irrthum Statt; es schien der Wille des Königs gewesen zu sein, meine Bitte zu gewähren. Ich aber konnte mich nicht entschließen, dem Monarchen noch einmal durch aufdringliches Gesuch lästig zu fallen und ließ es auf sich beruhen. So wurde denn „der alte Feldherr" mit der sechsten Vorstellung zu Grabe getragen, nachdem er noch drei übervolle Häuser gemacht.

Die Huld, welche mir der König bis dahin in so hohem Grade bewiesen, und deren einzelne Zeichen ich hier nicht aufgeführt habe, um nicht eitel und anmaßend zu erscheinen, war — das hab' ich wohl empfunden, — von dieser Zeit an

verscherzt. Zwar lag es nicht im Edelmuth des gekränkten Biedermannes, einem armen Schriftsteller Groll zu bewahren, oder zu zeigen; vielmehr werd' ich im Laufe meiner Erzählungen wiederholte Gelegenheit finden, meinen Dank für vieles Gute, dem Unvergeßlichen nachzurühmen; aber vergessen hat Er mir den alten Feldherrn und Alles, was darum und daran hing, niemals. Und wenn Er es vergaß; wenn Er in Seiner milden Gesinnung auch den kleinen Betrug, den ich mir bei der Censur erlaubt, auf Rechnung der Autor-Begierde schob und entschuldigte; — so bewahrten doch Andere, und einflußreiche Personen meinen Sympathieen für Polen ein desto treueres Gedächtniß. Der üble Wille, mit dem Herr Geheimerath T z s c h o p p e mich bis zu seinem Tode beehrte, und dessen Wirkungen ich bei späteren Unternehmungen überall nachtheilig empfand, datirt von jenen Abenden. Er bezeichnete mich als einen „unruhigen Kopf, weil ich e i n e n R e b e l l e n gefeiert!“ — Gott vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.

In dem Winter von 25 zu 26 wurde auch sehr oft eine kleine, werthlose Posse „der Kalkbrenner“ aufgeführt, welche ich für Beckmann geschrieben. Er entfaltete in der Hauptrolle zum Erstenmale sein angeborenes, komisches Talent, vielleicht deshalb in ungebundener Freiheit, weil er im schlesischen Dialekt zu sprechen hatte. Der Dialekt, die provinzielle Mundart und Ausdrucksweise, ist für die Posse von höchster Wichtigkeit. Man lasse die Wiener Volkskomiker hochdeutsch reden, — und wir wollen sehen, was übrig bleibt? Zwar bin ich weit entfernt zu behaupten, daß ein Talent, wie Beckmann, nur in schlesischen Lokalrollen heimisch sei; er hat seine Meisterschaft in anderen Richtungen genügend bewiesen. Aber daß er, im Anfange seiner Laufbahn, den heimathlichen Jargon wie eine Stütze gebrauchte, um sich weiter zu fördern, ist eben so gewiß, als daß nicht jeder Schauspieler den ihm angeborenen Dialekt auf der Bühne zu behandeln und zu benutzen versteht. Es gehört ein sorgfältig ausgebildetes Geschick dazu, aus dem wirklichen in's Theater-Leben zu übertragen, damit, was dort niedrig und gemein klingt, auf den Brettern nur graziös, naiv oder komisch wirke. Diese Ueber-

tragung versteht Beckmann. Daher die enorme Wirkung, die er als „Kalkbrenner", als „Stehauf" (im Fest der Handwerker), als „Vater Renner" (in Adler's Horst), als „Hellmann" (in den Majoratsherrn), hervorbrachte. Seidelmann war auch ein Schlesier, liebte unser Vaterland, war vertraut mit unserer Sprechweise und konnte doch, bei aller Bemühung niemals einem in Schlesischem Dialekt vorgetragenen Scherze wahre Natürlichkeit verleihen. — Beckmann erreichte diese so vollkommen, daß jeder Hörer von der Aechtheit der Darstellung ergriffen wurde, und daß sogar diejenigen Berliner, denen Schlesien und Schlesische Ausdrücke fremd und unverständlich waren, an der naturgetreuen Auffassung Behagen fanden. —

Auch mein in Leipzig durchgefallenes, romantisches Schauspiel, „die Sterne" brachte ich zur Aufführung. Es hatte in Berlin kein besseres Schicksal. Man lobte die Verse, die poetischen Bilder, applaudirte einzelne Stellen und machte ein Kreuz über das Ganze. So gingen meine Sterne unter, um nicht wieder zu strahlen.

Mit dem neuen Jahre schied Freund Remie von unserer Bühne und aus meinem Hause. Ihm war in Dresden eine vortheilhafte Stellung bei'm königl. Hoftheater angetragen worden; er hatte dieselbe, augenblicklich verletzt durch ein zwischen ihm und unserer Direktion obwaltendes Mißverhältniß angenommen, und als es zur Sprache kam, als er, geehrt durch die allgemeine Trauer über seinen Abgang, sich nicht ungeneigt zeigte, zu bleiben, wurden unsererseits alle erlaubten Mittel angewendet, die Dresdener General-Direktion zur Lösung des Kontraktes zu bewegen. Ich mußte selbst nach Dresden reisen und mündlich das Möglichste versuchen. Vergebens. — Remie sollte uns verlassen. Wir gaben ihm ein großes Abschiedsfest, welches dadurch um so glänzender wurde, daß es auf den Geburtstag der Sontag fiel. Bei diesem Feste wurden dem Scheidenden alle Ehren zu Theil, die einem Beamteten seiner Gattung als Anerkennung seltener Treue und Thätigkeit gebühren; sämmtliche Direktoren nahmen daran Theil. Ich erwähne dies hier ausdrücklich, weil sich an dieses Fest, an Remie's Abgang und an die ihm gewidmete Feier eine für

mich sehr wichtige und theuer erkaufte Lehre knüpft, auf die wir bald stoßen werden.

In meiner Wohnung würde mir, ohne den stillen, umgänglichen Freund, der sie bis dahin mit mir getheilt, sehr bange geworden sein, wenn nicht das gute Glück, welches mich überhaupt in meinem Stande als Herbergsvater zu begünstigen schien, mir jetzt einen noch lieberen Besuch zugeführt hätte. Die Pflegemutter meiner verstorbenen Frau, die, wie oben erwähnt, meine der weiblichen Pflege noch so bedürftigen Kinder in ihre Obhut genommen, kam meinen Bitten nach, und brachte mir, die Reise aus Schlesien durch Winter und Schnee nicht scheuend, die Kleinen mit, um einige Monate bei mir zuzubringen. Obgleich sie ein Jahr lang mich nicht gesehen, erkannten sie mich doch bei'm ersten Anblick wieder, begrüßten mich mit ihrem „Vater!" und schlugen bald ihren Spielplatz wieder unter dem Schreibtisch, zu meinen Füßen, auf. Mit Kotzebue's armem Poeten konnt' ich sagen: „Der arme Lorenz Kindlein wird eine Familie haben!" Einige Freunde, unter denen Albrecht nie fehlte, fanden sich vertraulich zur Theestunde nach dem Theater bei mir ein; manchmal brachte auch die Sontag

mit den Ihrigen den Abend in ihrem alten Hôtel zu, und Seine Herrlichkeit, Lord Clanvilliam*),

---

*) Da ich noch einmal von diesem in Berlin oft angefochtenen „Earl of Clanvilliam" rede, so will ich nicht vergessen, zu erwähnen, in welch' unangenehme Position ich, ohne meine Schuld, zu ihm gerieth. Das bekannte Büchlein „die schöne Henriette" war erschienen, und brachte die Stadt in Aufruhr. Hundert verschiedene Verfasser wurden gerathen und wieder verworfen. Ich mußte meine Divinationsgabe noch ruhen lassen, weil es mir nicht gelungen war, des Buches habhaft zu werden; obgleich ich schon bei der ersten Buchhändler-Anzeige, durch eine sehr natürliche Ideen-Verbindung, auf Rellstab, den Kompagnon jener Handlung gerathen, auch meine Kombination unserem gemeinschaftlichen Freunde, Wilibald Alexis mitgetheilt hatte. Eben als der Lärm über jenes Buch am größten, und meine Neugier auf dasselbe am höchsten gestiegen war, begegnete ich Sr. Herrlichkeit im Korridor des Opernhauses, und empfing von ihm auf meinen artigen Gruß, statt gewöhnlicher artiger Erwiederung, nur einen drohenden Blick. Ich schrieb ihm sogleich und deutete ihm an, er möge, wenn es ihn belästige von mir gegrüßt zu werden, sich nur aussprechen; ich würde der Erste sein, mir diese Mühe zu ersparen. Darauf erhielt ich die Einladung zu einem Zwiesprach, und in diesem gab sich kund, daß man mich für den Verfasser der „schönen Henriette" halte, — und zwar deshalb, weil ich der Einzige Berliner wäre, der darin gelobt sei! — daß diese Ansicht sich in den vornehmen Zirkeln allgemein verbreitet, und daß er, der Lord, es unwürdig von mir gefunden habe, einen Mann wie ihn, der mit mir in freundlichem Umgange stehe und mir immer herzlich entgegen gekommen, auf solche Weise anzugreifen. —

ließ es sich auch wohl gefallen. Wir waren oft bis zum Uebermuthe lustig; die Kinder, bevor sie zur Ruhe gebracht waren, durften auch hinein schreien; und meine Papageyen, vereint mit denen meiner Schwiegermutter, vervollständigten den Freudenchor. Fünf solche Bestien: zwei große Kakadu's, ein grüner, ein grauer Papagey und ein Lori saßen mit am Theetisch. Sie machten auf jede Weise ihre Rechte geltend. Der eine Kakadu, der liebenswürdigste seines Geschlechtes — (dem zu Ehren heute noch in vielen Familien Berlin's, namentlich in der Beer'schen, ich selbst den Beinamen Kakadu trage), — hat einige Anekdoten geliefert, oder vielmehr veranlaßt, die ihn zu überleben verdienen. Seine Konversation beschränkte sich auf die, mit zärtlich-flüsternder Heiserkeit, aber vollkommen rein ausgesprochenen

---

Ich entgegnete darauf, ich könne mit meiner Ehre verbürgen, daß ich das Buch nicht nur nicht geschrieben, sondern sogar noch nicht gesehen, und von seinem Inhalt nur reden gehört. — Noch an demselben Abende hat der Gesandte, in einer Gesellschaft beim Russischen Gesandten, sein Ehrenwort verpfändet, daß ich der Verfasser nicht sei. Eine genügendere Ausgleichung der mir durch einen unerwiederten Gruß zugefügten Kränkung konnt' ich freilich nicht begehren.

Phrasen: „Gieb' ein'n Kuß!" — „Wie heiß'st Du? Ich heiße Kakadu; aber wie heiß'st Du?" Dieses sein: „wie heiß'st Du?" galt ihm bei jedem Ereigniß des Lebens, und er sprach es durch alle Nüancen, von zorniger Heftigkeit bis zum zärtlichsten Lispeln, hundertmal in einer Stunde. Mein kleiner Junge, der einen durch Furcht gesteigerten Respeckt vor dem fremden, großen weißen Vogel und dessen gelber Haube fühlte, hielt sich verpflichtet, auf jede an ihn ergangene Frage redlich zu antworten. Und so hörte ich nicht selten zwanzigmal hintereinander das Duettino: „Wie heißt Du?" — „Ich heiße Heinrich!" Einmal wurd' es dem Jungen, der mit neuen bleiernen Soldaten beschäftigt, dieselben auf dem Boden von Kakadu's Fußgestell aufmarschiren ließ, doch zu viel. Nachdem er unzählige Male sein „Heinrich" respondirt, rief er bei abermals an ihn gestellter Frage ärgerlich hinauf: „Ach Gott, ich hab' Dir's schon so oft gesagt, ich heiße Heinrich!" der Vogel war erstaunt über diesen noch nie vernommenen, verdrüßlichen Ton. Er beugte sich von seiner Stange herab und sagte kokettirend: „Gieb ein'n Kuß!" Darauf erhob sich seinerseits Heinrich, so weit er reichen konnte, und

nachdem sie sich embrassirt hatten, sprach der Junge: „nu' aber laß mich in Ruhe!"

Ein Andermal saßen wir, Menschen und Vögel in bunter Reihe, am Theetisch. Die Kinderfrau in ihrem alten Schlesischen, halb-ländlichen Kostum, mit bloßen Armen, brachte das Brett mit Brod und Kuchen. Als Kakadu diese seine Lieblingsnäschereien erblickte, konnt' er dem Reize nicht widerstehen, danach zu schnappen, verfehlte aber die Richtung und zwickte die Kinderfrau mit seinem dicken Schnabel in den Arm, worauf diese einen lauten Schrei ausstieß. Der Vogel, dem sein Bewußtsein sagte, daß er eine Dummheit begangen, wollte sich nun entschuldigen, er hob seine Haube, machte unzählige Bücklinge und haschte nach Worten. Offenbar hatt' er im Sinne sein begütigendes: „Gieb ein'n Kuß!" anzubringen. Aber in der Verlegenheit traf er das rechte nicht, und schrie mehreremale: „Wie heiß'st Du?" Die Kinderfrau, bei der Zorn und Haß gegen das Thier mit der Rücksicht kämpften, die sie seiner Stellung im Hause schuldig zu sein glaubte, stützte die Arme unter, stellte sich vor seinen Stuhl und sagte, nicht ohne Verbindlichkeit, aber doch sehr

wüthend: „Ich heiße Kegel'n, Du aber heiß'st Racker!" —

Der arme Kakadu lebt noch, und zwar in der schönen Steiermark. Aber es geht ihm schlecht. Er leidet an einer Wunde, die er sich selbst gebissen und die nun, weil er sie immer wieder aufreißt, unheilbar geworden ist. Ein Vogel, der das thut, ist nicht zu retten und muß zuletzt bei lebendigem Leibe verfaulen. Obschon halb todt, hat er seine gutmüthige Menschenfreundlichkeit noch bewahrt, und stammelt sterbend noch immer sein: „gieb ein'n Kuß!"

Nachdem ich meine Schwiegermutter, bei ihrer Rückreise nach Schlesien, durch vieles Bitten dahin gebracht, solchen Phönix aller Kakadu's (denn im Allgemeinen sind diese Vögel boshaft) als Geschenk an- und mit sich zu nehmen, widmete ich meine Erziehungskunst seinem Nachfolger, den ich bei „Fiokati" theuer gekauft und der seinen Vorgänger an Schönheit und Größe noch übertraf. Aber an diesen war jede Mühe verschwendet. Er blieb ein tückischer, bösartiger Kakadu, nur die Furcht vor meinem Spanischen Röhrchen machte ihn zum Heuchler. Nachdem er wieder einmal malitiös nach mir geschnappt und eine an-

gemessene Zahl von Hieben auf seinen breiten, staubigen Rücken bekommen hatte, spielte dieser Duckmäuser mit so viel Glück den Tiefbetrübten, Bereuenden, daß ich mich dadurch täuschen ließ und ihn zum Lohn seiner Selbsterkenntniß von der Kette losmachte, auf daß er eine Erholungsreise durch sämmtliche Zimmer unternehmen dürfe. Kaum jedoch fühlt' er sich frei, als er mit ausgebreiteten Flügeln sich erhob und mir wüthend in's Gesicht flog, nach meinen Augen hackend. Dieser Ausbruch hinterlist'ger Rache kam mir so unerwartet, daß ich kaum Zeit gewann, in's Nebenzimmer zu entfliehen und die Thür' hinter mir zuzuschlagen. Von dort rief ich meine Bedienung, setzte mir einen Papierkorb, der theils als Helm, theils als Brustharnisch dienen konnte, auf, bewaffnete mich mit einem Tyroler-Teppich, und nachdem der Rebell besiegt und in diesen Teppich eingehüllt war, wurde er ohne Zögerung zu Fiokati gebracht, der ihn für die Hälfte der von mir gezahlten 20 Friedrd. wieder annahm. Erst später erfuhr ich, daß dieser Vogel schon oft verkauft und aus denselben Gründen dem Verkäufer immer wieder zurückgegeben worden war. Bei Fiokati benahm er sich gegen Fremde eben so zu-

vorkommend als einschmeichelnd. Sobald er dann aber am Orte seiner neuen Bestimmung war, zeigt' er seinen wahren Charakter, den er Fiokati gegenüber hochachtungsvoll verhüllt hatte; wie denn überhaupt alle Thiere, mit denen jener „Galanteriehändler" seine Allerweltshandlung belebte, unter seinem Blick und in seinen Händen ihre Natur dem Gehorsam gegen ihn unterordneten. Seine Affen waren sittsam und bescheiden; sein Löwe stand unter dem Pantoffel eines Hundes; seine Goldfische lebten nur, so lange sie bei ihm plätscherten und starben ab, sobald sie verkauft wurden; seine Seidenwürmer spannen sich ein, wo und wie er's wollte, bildeten mit ihren Cocon's sinnreiche Figuren, und wichen nie von der ihnen angewiesenen Stelle; seine Papageien küßten jeden Eintretenden und flüsterten ihm zärtliche Worte in's Ohr; seine Ottern, Eidechsen und anderer Unflath verkehrten mit Raben, Grasemücken, brütenden Kanari's und Hamstern friedlich in einem Doppelfenster; sämmtliche Bewohner der Arche Fiokati aber fanden sich als Suplikanten ein — (Fische und Gewürm ausgenommen) — wenn die Familie bei'm Mittagstische versammelt war und jegliches Vieh

empfing den ihm gebührenden Antheil an „Maccaroni und Polenta.“ Wenn ich König von Preußen gewesen wäre, so hätt' ich Fiokati zum König der Pfaueninsel ernannt. Er war ein geborener Beherrscher der Thierwelt.

Wollte Gott, wir hätten bei'm Königstädter Theater einen Fiokati in unserem Sinne und nach unserem Bedürfnisse gehabt. Ich war es nicht, und konnt' es nicht sein. Zu jung, zu unerfahren, zu leidenschaftlich, wurd' ich trotz meiner halb wahnsinnigen Begeisterung und Anhänglichkeit für diese Anstalt, ihr doch niemals, was ich ihr hätte werden können und sollen. Zum Theil waren auch die Direktoren, die mich verhätschelten und verzogen, Schuld daran, daß ich mich gehen ließ. Bei Beer's war ich nun gar das Kind im Hause und wenn auch Wilhelm Beer, der seinen Vater häufig in den Konferenzen vertrat, mir bisweilen in die Parade fuhr, so war er dann doch immer wieder der Erste zu rufen: Kakadu, kommen Sie mit hinaus, zum Essen! Alle klagten, daß ich meine Zeit nicht besser anwendete, Neug-

keiten für unsere Bühne zu liefern, die bei der beschränkten Konzession so nöthig gewesen wären; und Alle trugen dazu bei, mich zu zerstreuen und in den Strudel der Berliner Geselligkeit zu ziehen, indem sie mich gern bei sich sahen, und keine Partie unternahmen ohne Kakadu. Mein Leben und Treiben wurde täglich mehr und mehr ein äußerliches. Angely übersetzte unermüdlich aus dem Französischen, traf nicht selten das Rechte, trotzte jeder Opposition und behauptete bald ganz allein das Feld, welches ihm Niemand streitig machte. Ich schimpfte auf ihn, und that doch nichts, ihn und seine Produkte bei Seite zu schieben. Der Mangel an darstellbaren Stücken nahm immer zu und am Ende war es Angely, zu dem wir bitten mußten: Unser tägliches Brot gieb uns heute.

Die Finanzen standen schlecht. Nicht als ob die Oper uns im Stich gelassen hätte? Aber zwei oder drei volle Häuser in einer Woche genügten nicht, den hochgesteigerten Etat zu decken, und die Schuldenlast, die schon seit dem Bau des Hauses auf dem Aktienverein drückend lag, nahm eher zu, als ab. Unter den Aktionairs fehlte es nicht an Solchen, die mit neidischem

Kopfschütteln das Wesen unserer Direktoren betrachteten und in denen sich nach und nach der Gedanke ausbildete, auch sie könnten berufen sein, in einer eigenen, roth-tapezierten Direktions-Loge zu sitzen, blau-eingebundene Opernbücher in Händen zu halten, die Bühne und Garderoben besuchen und mit unserm Mädchenflor (der wirklich bezaubernd blühte) hinter den Kulissen zu conversiren. So bereitete sich im Stillen eine artige Verschwörung vor. Freilich wagte diese noch nicht öffentlich ihr Haupt zu erheben, denn Herz Beer mit seinem kolossalen Vermögen, seinem unbedingten Kredit, seiner allbekannten Vorliebe für die Anstalt, wäre der Mann gewesen im höchsten Nothfalle vor jeden Riß zu treten, und so lang' er lebte, war nichts für uns zu fürchten und nichts für die Verschwörer zu hoffen. Doch eben zur gefährlichsten Periode, nicht lange vor dem Termin, wo die neue Wahl einer neuen Direktion vor sich gehen sollte, starb er, nach kurzer Krankheit, plötzlich und unerwartet. Mit seinem letzten Athemzuge erlosch jede Hoffnung, die bisherige Direktion wieder bestätigt zu sehen. Was bis dahin heimliches Murren gewesen, wurde jetzt bald zu lauten Klagen, zu feindseligem Tadel;

es bereitete sich eine stürmische General-Konferenz vor.

Ein lebenskluger Mensch würde an meiner Stelle gelauscht haben, wer etwa die Häupter der neu-erstehenden Macht sein dürften; und hätt' ich mich ihnen anschließen, ihnen zuvorkommend entgegentreten, die bisherigen Gönner und Freunde verleugnen wollen, so würde meine Stellung zu der neuen Direktion wo möglich noch vortheilhafter gewesen sein, als sie es unter der alten war. Das aber that ich nicht. Vielmehr stellt' ich mich, als nun die Wahl geschehen war, durch Wort und That meinen neuen Gebietern entgegen und ich würde vielleicht schon am ersten Tage meinen Posten niedergelegt haben, wenn nicht Justizrath Kunowski, der den seinigen als Syndikus konservirt hatte, mich durch sein geistiges Uebergewicht zu beschwichtigen gewußt. Die neue Direktion bestand aus einigen Maurern, Zimmerleuten, Garnhändlern? — ich weiß es nicht so genau. Wackere Bürgersmänner, die Kapitalien im Theater stecken hatten. Außer diesen war ein Herr Henoch, Entrepreneur der priv. Droschkenanstalt, zu bemerken. Und um das Maaß voll zu machen, hatten die Wähler auch den pensionirten

Hofschauspieler Herrn Bethmann, dessen Unfähigkeit sich schon einmal vor Eröffnung der Bühne*) kund gegeben, wiederum als „technischen Direktor" placirt. Der Einzige von den neu Erwählten, zu dem ich, als zu einem wohlgesinnten Manne und wirklichen Theaterfreunde aufblicken konnte, war Herr Kaufmann Mundt, nächster Nachbar des Königstädter Hauses.

War derselbe vielleicht auch den Umtrieben, die dem Umsturz der bisherigen Verwaltung vorangingen, nicht ganz fremd geblieben, so war er doch gewiß weit entfernt, in den Ton einzustimmen, den einige seiner Collegen gegen ihre Vorgänger zu erheben wagten, und den ich nicht stillschweigend anhören konnte. Ich setzte sogleich ein Danksagungsschreiben an die abgegangenen Direktoren auf, in welchen ich mit kurzen, deutschen und deutlichen Worten aussprach, daß wir Alle sehr wohl einsähen, was wir an ihnen gehabt

*) Diesem Herrn Bethmann hatte, eben vor Eröffnung des neuen Theaters, Joseph Mendelsohn in einer Conferenz zugerufen: Herr Bethmann, wir sind Kaufleute, und mit dem Theaterwesen unbekannt. Ob es also ohne Sie gehen wird, das weiß ich wirklich nicht. Daß es aber mit Ihnen nicht geht, daß steht fest; — folglich —!

und was wir mit ihnen verloren; und ruhte nicht eher, als bis sämmtliche Mitglieder des Theaters, — es war dies kein kleines Stück Arbeit, die Herren und Damen zu dieser Unterschrift zu ermuthigen; und ich muß dem verstorbenen Angely das Zeugniß geben, daß er der Erste war, — diese Dankadresse unterzeichnet hatten, welche wir dann den eben auf der Börse versammelten Herren feierlich zustellten. Herr Mundt, so wie die Mehrzahl seiner ziemlich unschuldigen Genossen, sahen in diesem Akt der Erkenntlichkeit nichts Anstößiges. Herr Henoch aber äußerte sein Mißfallen in scharfen Worten und ich gerieth mit ihm in einen heftigen Zwist, bei welchem ich der Form nach (wenn schon in der Sache nicht) vollkommen Unrecht hatte. In diesen Zwist war auch der Besitzer und Verpächter der Konzession, Herr Friedrich Cerf, durch allerlei hin und her getragene Klatschereien verwickelt. Die Heftigkeit, zu der ich mich hinreißen ließ, die verletzenden Ausdrücke, die ich mir noch dazu in Herrn Mundt's Zimmer gegen Herrn Henoch und Herrn Cerf, welchen Letzteren ich bei jenem Auftritt zum Erstenmale sah und sprach, erlaubte, legten eigentlich den Grund zu unserer, zwar in manchen

Zwischenzeiten scheinbar zurückgedrängten, aber niemals gänzlich besiegten Gegnerschaft. Ich wiederhol' es: das Unrecht war auf meiner Seite; ich beging einen Fehler; aber dieser Fehler ehrte mein Herz, meine Gesinnung; und hätten sich Alle, die den vorigen Direktoren zu Danke verpflichtet waren, gleich mir auch zu so entschiedenen Ausbrüchen fortreißen lassen, so würde Herr Henoch nicht gewagt haben, was er leider wagte: ein aus den Rechnungsbüchern des Theaters zusammengestelltes Büchlein im Druck herauszugeben, dessen Hauptzweck es war, die Geschäftsführung der aufgelöseten Direktion nicht nur zu tadeln (dagegen wäre an und für sich, wo nur der Tadler in den Grenzen anständiger Wahrheitsliebe verharrte, nichts einzuwenden gewesen), sondern auch in Beziehung auf Verwaltung der ihnen anvertrauten Kasse, möglichst zu verdächtigen. Die Vertheidigung dieser Männer zu ergreifen, lag mir nicht ob. Jeder von ihnen war Mannes genug, sich selbst genügend zu rechtfertigen, wenn er es solcher Anklage gegenüber für nothwendig gehalten hätte. Aber mein abwesender Freund Remie war auch angefochten worden, und für diesen trat ich in die Schranken. Bevor-

ich den unerwarteten Ausgang dieses kleinen Federstreites erzähle, muß ich, um in der Zeitfolge zu bleiben, erwähnen, daß sehr bald nach dem Eintritt der neuen Direktion mein Engagement unter gegenseitiger Uebereinstimmung aufgelöset worden war. Ich hatte zwar, durch Kunowski's freundschaftliche Vermittelung bewogen, dem Herrn Henoch einen Entschuldigungsbrief wegen meines brüsken Betragens übersendet; er seinerseits hatte sich zureden lassen, die gegen mich beabsichtigte Klage aufzugeben; und es war so eine Art von versöhnender Ausgleichung zu Stande gekommen. Aber das war nur scheinbar. Nur zu gut waren meine Gesinnungen bekannt, zu gering blieb meine Verstellungskunst, und schon nach der zweiten Konferenz gab man mir zu verstehen, daß man sich durch einen Protokollführer genirt sähe, der jede Aeußerung gegen die vorige Verwaltung wie eine persönlich wider ihn gerichtete Kränkung aufzunehmen geneigt sei. Ich ließ mir das gesagt sein, kündigte in bester Form und bat um augenblickliche Entlassung. Darauf wurde mir erwiedert:

ꝛc. Wir können nicht umhin, Ihre Kündigung anzunehmen, da es leider unsere Ueberzeugung ist, daß ein durch

mancherlei Stürme erschüttertes Institut Ihnen weder die Theilnahme einflößen, noch die sichere Stellung gewähren kann, die wir vorauszusetzen und Sie zu fordern berechtigt sind und die allein Ihrem Talente einen würdigen und dauernden Wirkungskreis bereiten können. Wir fühlen sehr wohl, was wir an Ihnen verlieren, müssen es aber einer besseren und ruhigeren Zukunft vorbehalten, das Band vielleicht wieder anzuknüpfen, das die Ungunst der Umstände Sie jetzt lösen ließ.

Dieses Schreiben, welches unfehlbar nicht so verbindlich ausgefallen sein würde, wenn Freund Kunowski es nicht entworfen hätte, ist nur von 5 Direktoren unterzeichnet. Herrn Henoch's Unterschrift fehlt; und die des Herrn Bethmann ist, nachdem sie schon darauf prangte, mühsam wieder ausgekratzt worden, — doch nicht so gelungen, daß man die Schriftzüge nicht noch erkennen sollte. Oft hat mein Blick mit Wehmuth auf diesem Blatte geruht. In diesen wenigen Lettern, in diesen Spuren eines stumpfen Radirmessers, vermag ich heute noch eine ganze, lange Geschichte von Umtrieben, Partheikämpfen und Kabalen zu lesen, an denen das Königstädter Theater untergegangen ist. Die alte, oftmals wiederkehrende Geschichte der meisten Aktien-Theater.

Ein bereits aus seinem Kontrakt Entlassener war ich also, wie mich Freundespflicht für Remie

gegen Herrn Henoch in die Schranken rief. Ich erklärte in einem kurzen, durch die politischen Zeitungen mitgetheilten Aufsatze seine Polemik gegen unsere erste Direktion für ungerecht, partheisüchtig und unhaltbar; ich klagte ihn an, daß er, nachdem er jenen Zankapfel in Form einer Streitschrift hingeworfen und allgemeinen Skandal erregt, sich augenblicklich aus der neuen Direktion zurückgezogen und, Berlin verlassend, sich auf „seine Güter" begeben habe; dabei war ich sehr auf meiner Hut gewesen, irgend wie die Grenzen zu überschreiten, welche für derlei Zwistigkeiten die gesetzliche Form gezogen hat und wähnte, während ich von allen Seiten Glückwünsche über mein ritterliches Lanzenbrechen empfing, ein vollkommener Sieger zu sein. Doch ein kleines Wörtchen war mir entschlüpft, welches meinen Sieg verkümmerte. Ich hatte die Schrift des Herrn Henoch (Schmähschrift wollt' ich sie nicht nennen) als „Libell" bezeichnet, ohne zu ahnen, daß unser Landrecht diese Bezeichnung mit „Pasquill" fast gleichlautend gebraucht. Da es nun ein Verbrechen ist, ein solches zu verfassen, so leitete Herr Henoch aus jenem Ausdrucke die Berechtigung her, mich zu beschuldigen, daß ich ihn eines Ver-

brechens beschuldigt hätte, was nun meiner Seits wiederum ein Verbrechen werde; und er richtete einen Injurien-Prozeß wider mich. Hätt' ich meine Vertheidigung in die Hände eines besonnenen Advokaten gelegt, so würde ich höchst wahrscheinlich frei gesprochen worden sein; denn der Senat des Kammergerichts war, da in dieser Sache zu Vieles für mich sprach, schon zweifelhaft gewesen, ob er die Klage überhaupt annehmen solle? Ich aber ließ mich von Eitelkeit und Uebermuth verführen, mich selbst zu vertheidigen und deponirte bei dem mir gesetzten Termine eine von eigener Hand verfaßte Schrift. Hatten die Richter geschwankt, ob sie nicht in meinem Zeitungsaufsatze lediglich die literarisch-artistische Nothwehr erkennen und jeden „animus injuriandi" wegleugnen sollten: so gab ich ihnen nun durch jene witzelnde Vertheidigung selbst die schärfsten Waffen gegen mich in die Hände, und das Erkenntniß sprach, indem es mich zur Tragung der nicht unbedeutenden Kosten und zu einer Buße von etwa 100 Thlrn. verurtheilte, deutlich zu verstehen, daß jedes Bedenken, ob wirklich eine sträfliche Absicht vorgewaltet habe, durch meine verletzende Vertheidigung beseitigt worden sei! —

Dies zur Warnung für Diejenigen, welche in solchen Fällen ihren Gefühlen folgen zu dürfen vermeinen. Das moralische Recht muß sehr oft vor dem juristischen zum Unrecht werden und ein gleichgültiger Rechtsfreund in seiner kalten Förmlichkeit wird immer bessere Dienste leisten, als der aufgeregte Führer seiner eigenen Sache; möge ihm dieselbe auch als die beste erscheinen. —

Blick' ich auf meine Dienstzeit bei'm Königstädter Theater zurück, so muß ich mir bekennen, daß ich als Schriftsteller den Erwartungen, die man auf mich gesetzt und die ich von meiner Produktionskraft selbst gehegt, keinesweges entsprochen hatte. Einige Prologe und Festspiele, die Umarbeitung einiger Operntexte, „der Kalkbrenner", „der alte Feldherr", — das ist Alles, was ich in meinem Engagement als Theaterdichter geliefert. Denn „Arm und Reich" und „die Sterne" (welche letztere besser weggeblieben wären), darf ich nicht in Anschlag bringen, da beide Arbeiten in frühere Zeit fallen. Dagegen hatte ich als ermunternder, belebender und anregender Genosse der Direktion manches Gute befördert, und namentlich durch meine Verbindung mit Publizisten und literarischen Organen, der Anstalt vielseitig

genützt. Zu manchem Wagniß hatt' ich den Anstoß gegeben. Einigen Mitgliedern, die man ohne mich unbeachtet gelassen haben würde, war durch mich ihr Recht wiederfahren; und nächst der Anerkennung, die, wie schon mehrmals erwähnt, ich zuerst dem entschiedenen Talente Beckmanns verschafft, gebührt mir auch noch das Verdienst, eine junge Schauspielerin hervorgezogen und auf die Bahn geleitet zu haben, die sie nachher einige Jahre lang mit allgemeinem Beifall verfolgte. Ich war es, der im Widerspruch gegen Direktion und Regie die gänzlich in den Hintergrund geschobene „Marie Herold" mit einer bedeutenderen Rolle bedachte und dann, als dieser erste Versuch gelungen war, mich bemühte, sie weiter und weiter zu fördern. Wohl weiß ich, daß ich, außer der Ausbildung ihres schönen Sprech-Organs, eigentlich keinen Einfluß auf ihre Entwicklung als Schauspielerin üben konnte; wie denn überhaupt, nach meiner Ansicht und Erfahrung, das Beste immer aus dem Innern kommen und nicht von Außen angelernt werden muß. Aber daß ich ihren Beruf erkannte, während alle Uebrigen ihn bezweifelten, war mein Verdienst. Sie blieb mehrere Jahre hindurch die

Zierde des ernsteren Schauspiels, (soweit solches jener Bühne gestattet wurde,) und verließ endlich die Bretter um — — in ein Kloster zu gehen, wo sie jetzt, in der Nähe von Dresden lebend, die Beruhigung, den Frieden gefunden zu haben scheint, den ihr weder die Ausübung ihrer Kunst, noch die Theilnahme des Publikums gewähren konnte. In unserer Zeit, die so reich an religiösen Erscheinungen, Wiedergeburten, und — Streitigkeiten ist, und besonders den letzten Punkt anlangend, täglich reicher zu werden verspricht, scheint mir die Geschichte meines ehemaligen Schützlings, meiner Schülerin, merkwürdig genug, um dieselbe hier in kurzen Zügen mitzutheilen. Doch will ich diese Mittheilung, um den Gang meiner Selbstbekenntnisse nicht dadurch zu unterbrechen, in die Schranken einer Anmerkung*) verweisen.

---

*) Marie Herold ist die Tochter einer Schauspielerin, welche mit ihr und noch zwei andern Kindern, einem Bruder und einer Schwester, umherreisete und kleine theatralische Vorstellungen von ihnen aufführen ließ. Ich besinne mich sehr wohl auf ihr Erscheinen in Breslau, wo Marie ebenfalls weit hinter ihrer Schwester im allgemein.n Beifall zurückblieb, wo sie mir aber schon als Kind mit tieferen Anlagen begabt und wie eine poetische Natur erschien. Vielleicht trug jene Erinnerung dazu bei, daß ich mich in Berlin ihrer an-

War ich nun auch bei'm Königstädter nicht mehr angestellt, so blieb ich seinen Leistungen als

---

nahm und die heranwachsende Jungfrau der Dunkelheit, in der sie vegetirte, zu entziehen suchte. Schon während der Stunden, die ich ihrer Ausbildung widmete, hatte ich Gelegenheit zu bemerken, daß sie sich am liebsten denjenigen Dichtungen zuwendete, welche religiöse Schärmerei athmen und daß ihr die effektvollste Rolle unangenehm, ja zuwider wurde, wenn sie auf einen zweideutigen Charakter gegründet war. Dieser Rigorismus wuchs mit ihrem Talente. Sie machte die Bekanntschaft eines jungen Offiziers, der sich, Gott weiß aus was für Gründen, den in Berlin beliebten pietistischen Conventikeln anschloß und die arme Marie aus der heiter'n Sphäre ihres angebornen katholischen Glaubens in die selbstquälerische freund- und farblose Dumpfheit lutherischer Frömmelei lockte. Nun begann für das gute Kind ein qualvolles Daseyn. Hin- und hergezogen zwischen Liebe, Sinnlichkeit, Entsagung, kindlicher Gewohnheit und neugegebenen Pflichten, fing sie an ihren Lauf für sündlich zu halten. Sie kastei'te sich, entsagte den unschuldigen Freuden des Lebens und zehrte sich dabei ab. Ein Bild des Todes schlich die sonst so frische, kräftige Gestalt einher. Und weil sie nicht länger im Stande war, solche Leiden zu tragen, verließ sie das Theater und begab sich nach Dresden, zu ihren Verwandten. Dort, von den Berliner Banden befreit, erwachte die Sehnsucht nach jenen Bildern wieder in ihr, die ihre Kindheit leuchtend geschmückt. Ich finde unter meinen Papieren einen Brief, den sie im Jahre 1833 an meine (zweite) Frau geschrieben und aus welchem einige Zeilen hier eingeschaltet werden mögen.

„Meine liebe Holtei! Sie erinnern sich wohl noch mei-

warmer Anhänger, doch unwandelbar getreu und ließ in meinem Enthusiasmus nicht nach. Ja ich

---

„nes letzten Besuches in Berlin, wo ich Manches über „Religion sprach. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich da„mals noch nicht zur Erkenntniß gekommen war. Auch „kannte ich meine Religion, (gegen welche ich in jener „Zeit, was mich jetzt sehr betrübt, viel Nachtheiliges „sprach,) gar zu wenig. Nun aber bin ich durch des „großen Gottes Gnade und Barmherzigkeit zur besseren „Erkenntniß gekommen und von katholischen Priestern in „meiner Religion genauer unterrichtet worden; ich liebe „dieselbe jetzt von ganzem Herzen und will also in der „wahren Kirche Jesu Christi leben und sterben. Verzeihen „Sie mir, was ich in dieser Beziehung auf die christ„katholische Religion gegen Gottes Willen gesprochen ha„be rc. — Noch eines halte ich für meine Pflicht, Ihnen „zu sagen, liebe werthe Frau! Ich war früher so thörigt, „an abergläubische Besprechungen und Sympathieen zu „glauben. Sollte ich zu Ihnen davon gesprochen oder Ih„nen vielleicht gar zu so etwas gerathen haben, so bitte „ich Sie deßhalb um Verzeihung, denn ich habe Sünde „gethan: wir sollen nach dem Willen Christi frei von „allem Aberglauben seyn! rc. — — Meine liebe Holtei, „nehmen Sie mein Schreiben gütig auf und behalten Sie „mich lieb. Glauben Sie an meine Aufrichtigkeit und die „Wahrheit meiner Worte!! Grüßen Sie Ihre geliebten „Angehörigen von mir. Ich wünsche Ihnen Allen recht „vergnügte Feiertage. — Ich bitte, grüßen Sie auch, wer „sich von den früheren Bekannten meiner noch erinnert. „Ich wünsche Ihnen das Beste: die Erkenntniß im Guten! „Mit innigster Liebe“ rc.

steigerte ihn sogar, weil es mir nun vergönnt war, mich rücksichtslos in's Publikum zu mischen und dort meinem Herzen so recht Luft zu machen. Die Begeisterung für unser Operpersonale ging bei mir bis zum Unsinn; ich kann es denen, welche mich ruhig beobachteten, nicht übel nehmen, wenn sie mein Benehmen für abgeschmackt und mich zu Zeiten für einen Narren erklärten. Mein Zustand war ein exaltirter, unnatürlicher. Die Ereignisse der vergangenen Jahre mit ihrem raschen Wechsel von Gram zu jugendlichem Uebermuth, von Verzweiflung zur Hoffnung, hatten mein gan-

---

Es ist mir nicht möglich, diesen Brief ohne Rührung zu lesen; die reine, heilige Freude, so schweren Kämpfen enthoben zu seyn, blickte aus jedem Worte und der milde Sinn, den er athmet, steht in so schönem Gegensatze zu der finstern Strenge, die ihre Berliner Märtyrer dem armen Kinde angequält hatten. Es ist denn endlich das Ziel ihrer Wünsche erreicht worden. Man hat ihr gestattet, das Theater zu verlassen und ein Kloster hat ihr die schweren Pforten geöffnet, die sich dann für dieses Leben hinter ihr schlossen. Dort weilt sie jetzt, die stillen Klosterfrauen durch den Silberklang ihrer Stimme ergötzend, mit der sie ihnen Legenden und Heiligengeschichten vorlieset. Eine Freundin, welche Marie'n seitdem besucht, erzählte, sie habe, als eine stattliche Figur ihr lächelnd entgegentrat in dieser blühenden, gleichsam in Freuden verklärten Nonne, die kränkelnde, bleiche Schauspielerin kaum wieder erkannt.

zes Nervensystem in Unordnung gebracht. Meine Reizbarkeit nahm täglich zu; und ein wildes Leben, welches Tag und Nacht durcheinandermengte, wird zur Beruhigung nichts beigetragen haben. Zu einer unpartheiischen, freimüthigen Ansicht konnt' ich mich nicht mehr erheben; Alles wurde mir Partheisache; in jeder Aeußerung eines, dem meinigen widersprechenden Urtheils, sah ich persönliche Gegnerschaft; wenn Einer sagte, der Tenorist Jäger gefalle ihm nicht, so hielt ich den, der es gesagt, für meinen Todfeind. Diese traurige Stimmung, zunächst begründet auf körperliche Krankheit, war noch gesteigert worden durch die Richtung, welche die gedruckte Kritik in Berlin genommen, seitdem Saphir sich derselben bemächtigt.

Ich habe bis jetzt vermieden, diesen Namen auszusprechen, obwohl ich schon einigemale Veranlassung dazu gehabt, lediglich um, wenn ich ihn einmal genannt, im Zusammenhange und ohne Unterbrechung anführen zu können, was mich zunächst berührt; ohne auch nur im Mindesten auf eine umfassende Würdigung seines Berliner Wirkens und Treibens eingehen zu wollen.

Saphir's Namen begegnete ich zum Ersten-

male während unseres Aufenthaltes in Prag, wo ich, belastet von dem Bannfluche der gegen mich ergrimmten Schauspielerwelt, mit schlechtverhehlter Besorgniß der Folgen harrte, die mein Breslauer Zwist über mich und leider über meine arme Frau verhängen konnte. Da las ich ihn, den mir noch ganz unbekannten Namen, unter einem Aufsatze in der Wiener Theaterzeitung; unter einem Aufsatze, welcher offenbar im Interesse der Wiener Schauspieler geschrieben, deshalb auch gegen mich gerichtet sein mußte; aber, mit einer Mäßigung, einer versöhnenden Milde, die wohlthätig nicht nur auf mich wirkte, sondern auch unbedenklich zur Beschwichtigung der ganzen Angelegenheit beitrug; um so mehr, als mir dadurch die Mittel an die Hand gegeben wurden, in dem nämlichen Blatte, durch eine Erwiderung die meinerseits etwas hochgespannten Saiten anständiger Weise herabzustimmen. In Wien fand ich Saphir sehr bald unter den übrigen Literaten, Rezensenten und Theaterfreunden; wir verkehrten viel miteinander und verübten gar manchen tollen und lustigen Streich in Gemeinschaft. Denk' ich jenes Saphir, wie er damals in Wien war, so erblick' ich ihn gar nicht als Rezensent,

seh' ihn nur als heitern Gesellen, aufgelegt zu allen Humoren, und ausgestattet mit jener leichtsinnigen Frivolität südlicher Gutmüthigkeit, die nichts begehrt, als: „leben, und leben lassen!“ Außer der „Ludlam,“ die auch ihn als eifrigen Sohn in ihrem weiten Mutterschooße barg, hatten wir noch einen Vereinigungspunkt im Bierhause „zum Anker,“ wo wir uns: Jeitteler, Gräffer, Castelli, er, und viele Andere, um einen verrückten Bäckermeister „Wimmer“ versammelten, und dem himmlischen Unsinn dieses erhabenen Sprechers, wie einem Orakel lauschten. Ich habe davon nichts erwähnt, als ich vom Wiener Aufenthalte redete, weil eine nur einigermaßen erschöpfende Schilderung jener Abende einen halben Band füllen müßte; und sehe mich deshalb genöthigt, auch hier kurz abzubrechen, nachdem ich nur erwähnt, daß Saphir und ich, in nahem Umgange gegenseitiges Behagen an einander fanden und als die besten Freunde schieden.

Nicht lange nach dem Tode meiner Frau kam er nach Berlin, wo ich ihn herzlich aufnahm und wo wir das Wiener Treiben fortzusetzen suchten, — in so fern das in Berlin überhaupt möglich ist. Aber die Unbefangenheit unseres ge-

selligen Verhältnisses wurde bald beschränkt durch seine Pläne. Er war zu uns gekommen, und wollte Wien *) mit Berlin vertauschen, offenbar in der Aussicht auf eine ungebundenere Entfaltung seines Talentes, und mit der Absicht, eine Zeitschrift zu begründen. Dieser Absicht setzte ich mich entgegen; weil ich wirklich und aufrichtig der Meinung, daß ein solches Unternehmen in Berlin keinen günstigen Grund und Boden finden werde; theils, weil ich im Allgemeinen nicht an Theilnahme dafür glaubte; theils, weil ich an seinem Berufe zweifelte. Ich kannte nichts von ihm, als einige jeanpaulisirende Aufsätze, die in schwülstiger und hyperpoetischer Manier durchaus nicht geeignet schienen, der Berliner Lesewelt Beifall und Theilnahme abzugewinnen. Aus diesen Gründen that ich auch nichts, seinen Wünschen gemäß die Direktion des Königstädtschen Theaters dafür zu stimmen, daß sie, durch eine jährlich zuzusichernde Unterstützung die projektirte Zeit-

*) So eben fällt mir ein, daß Saphir zu jener Zeit Wien auf höheren Befehl verlassen müssen, wegen der Streitigkeit, in die er mit einem dasigen Censor verwickelt worden. Empfehlungsbriefe, welche Wiener Literaten ihm mitgegeben, stellten die Sache entschieden zu seinem Vortheile dar.

schrift basiren und sich in ihr ein günstiges Organ erwerben möge. Im Gegentheil, ich sprach mich dawider aus, und handelte so, vielleicht unklug, gewiß aber unfreundschaftlich gegen Saphir, der sich mir mit ganzem Vertrauen zugewendet hatte. Auch darf ich nicht verschweigen, daß er sich deshalb nicht von mir abwendete, vielmehr trotz meiner Theilnahmlosigkeit an seinen Entwürfen, fortdauernd meinen Umgang suchte und mir unverstellte Herzlichkeit bewies. Es ist mir noch vollkommen gegenwärtig, wie und wann es zwischen uns zum Bruche kam. Er hatte eine Sommerreise gemacht, — vielleicht um sein journalistisches Senkblei auch in einigen andern Städten prüfend auszuwerfen? und während seiner Abwesenheit war das kleine Denkbüchlein „Blumen auf das Grab der Schauspielerin Holtei" erschienen. Ueber diese Sammlung lyrischer Todtenklagen hatte Saphir, in der „Abendzeitung" denk ich, einen beurtheilenden Aufsatz gegeben, der das Ganze pries, und nur einige Beiträge meiner näheren Freunde persiflirte. Der Ton, den er, allerdings unpassend, für seinen Tadel gewählt, hatte mich verletzt. Nun kam er nach Berlin zurück, und wir begrüßten uns am Ein-

gange des Königstädter Theaters. Er brachte mir, zum Zeichen, daß er außerhalb meiner gedacht, eine possirliche Tabaksdose als Geschenk mit; ich aber sprudelte ihm als Gegengabe meinen Groll wegen des bewußten Aufsatzes zu, und mag wohl dabei das mir zustehende Maas überschritten und ihn verletzt haben. Seit diesem Gespräch sahen wir uns selten, wurden immer kälter und fremder gegen einander, und waren, als der erste Januar des Jahres 1826 und mit ihm Saphir's „Schnellpost" erschien, völlig getrennt.

Es ist bekannt, welches Aufsehn diese „Schnellpost" anfänglich, — nicht nur in Berlin, sondern in ganz Deutschland — erregte. Schon ihre ersten Nummern warfen meine Konjekturen als irrthümliche über den Haufen, und bevor wir noch rechte Zeit gewannen, daran zu glauben, war Saphir's Zeitschrift schon ein allgemein gefürchtetes Organ. Es vereinigte sich so Vieles, ihm Förderung zu verschaffen. Das Bedürfniß der guten Berliner, ihr Durst nach Spott und Satyre! Die Schaalheit der meisten Rezensionen in andern Blättern; Saphir's Talent, welches die Lacher, auch wenn er wider das Gute und Schöne zu Felde zog, stets auf seine Seite brachte!

Die Opposition des Hoftheaters gegen die Königstadt und umgekehrt! Der oft lächerlicherweise zur Schau getragene Enthusiasmus für die Sontag! Und endlich, was nicht vergessen werden darf, die Theilnahme, welche Männer wie Hegel, Gans, Wilibald Alexis und viele Andere, der neuen Zeitschrift durch Rath und That gönnten.

Wir Königstädter standen völlig verdutzt; ich, so recht eigentlich wie das Schaf, wenn das Wetter leuchtet. Schonung war nicht zu erwarten. Von Saphir nicht! Weder für unser Theater im Ganzen, noch für den Einzelneu, der dazu gehörte.

Die Sontag, Angely und ich, wir drei wurden vor Allen seiner Aufmerksamkeit gewürdigt. Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, mich zum Gegenstande seines Spottes zu machen. Das Wenigste davon hab' ich gelesen; denn ich fing damals schon zu begreifen an, daß man sehr festen Charakters sein müsse, um durch die Lektüre der Journale nicht in seinen Bestrebungen irre gemacht, oder doch verstimmt zu werden. Was ich aber zufällig las, oder durch sogenannte Freunde zu hören bekam, enthielt gewöhnlich, wenn auch bittere, feindselige, doch Wahrheit. Einigemale

mußt' ich, trotz allem Aerger, über die mir gewidmeten Artikelchen, selbst lachen. Und in so fern war ich besser daran, als unser kleiner, gallsüchtiger Angely, den der Grimm verzehren wollte. Das Publikum theilte sich bald in zwei Partheien, je nachdem es den Bühnen diesseits oder jenseits der Spree anhing; während eine Hälfte Herrn Saphir für den Antichrist erklärte, erhob die andere ihn und seinen Werth bis in den Himmel. Auf die Beifallsspenden der Zuhörer jedoch, übten weder Spott noch Tadel eine Wirkung; und wenn sie es ja thaten, so geschah es in günstiger Bedeutung, weil sie den Applaus steigerten und den Besuch vergrößerten, mehr als daß sie ihn verringert hätten. Dieselben Personen aber, die sich des Abends weidlich im Theater ergötzt hatten, gingen am nächsten Morgen mit den frischen Nummern der Schnellpost umher und wollten sich ausschütten vor Entzücken, über die lustigen Einfälle; unbekümmert wie tief diejenigen, denen sie galten, dadurch verletzt worden. Das erste Quartal der „Schnellpost" war das Evangelium der Berliner. Ich habe Droschkenkutscher auf ihrem Bocke und Gemüseweiber vor ihren Körben sich daran erbauen sehen.

Im Mai kam Schall nach Berlin und wohnte bei mir. Saphir hatte ihn in Breslau besucht und nun stellt' er mir die Frage, ob es mich kränken würde, wenn er in Berlin seinen Gegenbesuch machte? Ich war denn doch vernünftig genug, dies laut und mächtig zu verneinen, — will aber nicht behaupten, daß ich es ganz gern gesehen hätte. Warum soll ich lügen? Bei einem fröhlichen Mahle, welches Saphir, Schall, Gans, Hegel rc. vereint, hatte der Erstere sich dahin ausgesprochen, daß es ihm leid thue, mit mir in Feindschaft zu stehen, und Schall, dem es bequemer für seinen Lustaufenthalt schien, uns versöhnt zu wissen, proponirte mir seine Vermittelung. Es wäre klüger gewesen, dieselbe zurückzuweisen. Klüger und würdiger. Denn nach der Art wie Saphir mich in seinem Blatte behandelt, mußte mein bereitwilliges Entgegenkommen den Verdacht auf mich ziehen, ich wollte durch eine Versöhnung künftigen Ausfällen entgegenarbeiten. Gott weiß, daß ich daran nicht dachte. Ich dachte an nichts, als an lustige Abende mit Beiden. Ich nahm den Vorschlag an, zum Schrecken und Entsetzen vieler Freunde, die über meine Inkonsequenz Wehe schrieen. Niemand war dabei komi-

scher, als unser kleiner Albrecht. Er, der einge-gefleischte Königstädter, war vielleicht Saphir's schärfster Gegner und konnte ihm nie verzeihen, was er wieder die Sontag drucken lassen. Doch hatt' er zu viel Anhänglichkeit für mich und zu viel Hochachtung für Schall's ihm noch halb fremde Persönlichkeit, um sich offen auszusprechen, und so ließ er sich mit in das neugeschlossene Bündniß ziehen; wie ein kaum beschwichtigter Hund, den man zwar streichelt, der aber fortwährend in verbissener Wuth die Zähne weiset, und knurrt. Ich weiß nicht wie Saphir'n dabei zu Muthe war, und ob in seinem Innern jede übelwollende Regung erstickt gewesen? Mich betreffend, vermißt' ich bei unserer Vereinigung die rechte Behaglichkeit und mußte mich zu übertriebenen Scherzen zwingen, um mich und die Anderen zu täuschen. Auch sollte die Freude nicht lange dauern. Derjenige, dessen Bonhommie dies flüchtige Band zusammengeschlungen, war bestimmt, es in einem Anfalle von wilder Berserkerwuth, wie solche Anfälle bei ihm bisweilen vorkamen, wieder zu zerreißen.

An dem Tage, wo Henriette Sontag vor ihrer ersten Kunstreise nach Paris zum Letztenmale

in Berlin auftreten sollte, saßen wir: Schall, Saphir, ich und noch einige Freunde in dem von Speisegästen überfüllten Café Royal. Das Gespräch drehte sich, — und um was sonst? um die Sängerin, um ihr Schicksal in Paris und um die Huldigungen, welche ihr von vielen Seiten für diesen Abend zugedacht waren. Ich rühmte mich meines thätigen Antheils an letzteren; denn mit nicht weniger als sieben auszustreuenden Lobgedichten bewaffnet, wollt' ich in's Feld rükken. Saphir, wie er es immer gethan, wenn wir auf dies Kapitel kamen, spottete meiner Entzückungen und ich lies das ruhig geschehen, weil er's stets in lustigen Worten that. Diesmal gab er dem Dinge eine ernstere Wendung, indem er uns seinen Plan mittheilte, er wollte, wenn unsere dienstbaren Geister das Lob der Sontag von den Galerieen herabflattern ließen, in dieses Wirbeldrehen poetischer Narrheit ein von ihm verfaßtes, an eine übel berufene Choristin gerichtetes Gedicht mengen, und dadurch der Feierlichkeit einen lächerlichen Anstrich geben.

Ehe ich noch Zeit gefunden, ihm darauf zu entgegnen, hatte sich Schall des Wortes bemächtigt. Ihm hatte ich schon seit einigen Tagen ab-

gemerkt, daß es in seinem Innern kochte, und daß er etwas gegen Saphir auf dem Herzen trug. Nun kam es zum Ausbruch. Aber so heftig, so vulkanisch war die Eruption, daß nicht nur wir, die zunächst Sitzenden, sondern auch sämmtliche an verschiedenen Tafeln speisende Gäste starr und stumm mit offnem Munde der Gewalt seiner zornigen Rede lauschten. Was nur irgend, — mit Recht, oder Unrecht, — gegen Saphirs literarisches Treiben, besonders gegen seinen Krieg wider die Sontag zu rügen war, das strömte im rauschendsten Redeflusse über des dikken Mannes Lippen. Ich will mich wohl hüten auch nur einzelne Stellen aus diesem Strafsermon zu wiederholen, denn das mildeste Zitat könnte mir einen Injurienprozeß auf den Hals ziehen, schlimmer als jener, welchen mein gütiger Feind Henoch mir angehangen. Saphir war begreiflicherweise eben so überrascht, eben so bestürzt, eben so stumm, als alle übrigen Hörer. Meines Erachtens blieb ihm auch keine Wahl, er mußte für den Augenblick schweigen, — oder er mußte eines der vor ihm liegenden Messer ergreifen, und Schall durchbohren. Glücklicherweise zog er das Erstere vor. Als Schall schwieg,

lediglich weil er nicht mehr zu brüllen vermochte, — erhob er sich und ging stolzen Schrittes durch die ihn anglotzenden Zuschauer. Wir Anderen folgten ihm; Saphir blieb an unserm Tische allein zurück. Durch diese stillschweigende Erklärung war meine Trennung von dem Zurückbleibenden schroffer und feindlicher als vorher ausgesprochen; damit aber kein Zweifel darüber obwalte, schrieb ich ihm ein förmliches Absagebriefchen, welches, so weit ich mich desselben noch erinnern kann, sehr kindisch und albern abgefaßt war; und welches er ruhig, fast wehmüthig beantwortete; wobei nur zu bedauern, daß er den darin ausgesprochenen Versicherungen: er werde nicht so feindselig, wie ich gegen ihn, gegen mich denken und verfahren, bei seinen nächsten Journal-Artikeln untreu wurde.

Eigentlich war ihm, — das seh' ich heute so deutlich ein, als ich es damals nicht einzusehen vermochte, — himmelschreiendes Unrecht geschehen. Denn als wir uns wieder mit ihm verbrüderten, und als Schall sich bemühte, mich mit ihm zu versöhnen, wußten wir ja sämmtlich woran wir mit ihm waren, kannten seine Gesinnungen, kannten die Art seiner Polemik, und

hatten wahrlich keinen Grund, ihm nun plötzlich Vorwürfe zu machen, über das, womit er niemals hinter dem Berge gehalten.

Daß er die erlittene Schmach nicht ruhig hinnehmen konnte, war natürlich. Daß er den Entschluß faßte, sich mit Schall zu schießen und daß er alles Ernstes nach einem Kartell-Träger suchte, war ganz in der Ordnung. Daß aber, sei es aus Unkunde in derlei Angelegenheiten, sei es weil ihm kein determinirter Rathgeber zur Seite stehen wollte, der von ihm an Schall entsendete Bote der Philosoph Hegel war, gab der Sache einen unwiderstehlich komischen Anstrich. Wir hatten, — wie denn auch Berlin seine Ansprüche an Krähwinkelei nicht sinken läßt, bereits von der projecktirten Herausforderung vernommen und Schall hatte, mit zahllosen Witzen, über den Vortheil den seine Leibesdicke dem Gegner einräume, sich willig erklärt, Satisfaktion zu geben; wir erwarteten stündlich Saphir's Sekundanten; — da rollte eines Morgens, als wir bei'm Frühstück saßen, eine Droschke vor — und Hegel stieg aus. Obgleich wir uns gerade in meinem Arbeitszimmer befanden, hielt ich es doch für Pflicht, durch meine Gegenwart der Besprechung, die ei-

nige Stunden währte, keinen Zwang aufzulegen und zog mich zurück. Als mir das Resultat der langen Konferenz bekannt wurde, staunte ich freilich, aus Schall's Munde zu vernehmen, er habe sich durch Hegel bestimmen lassen, in einem an Saphir gerichteten Schreiben wegen seiner beleidigenden Heftigkeit um Verzeihung zu bitten, und Hegel habe dies Dokument gleich mitgenommen. Dieser Ausgang des Streites gab zu verschiedenen räthselhaften Auslegungen Anlaß, wie man denken kann; wer die Lösung derselben jedoch in Schall's Feigheit suchen wollte, würde sich schwer irren. Hegel, der in seinem Wesen kindlich-einfach und gutmüthig erschien, hatte bei Schall die schwache Seite zu treffen verstanden; sie hatten sich gegenseitig gerührt und da es meinem dicken Freunde bequemer schien, ein Billetchen zu kritzeln, als die Voranstalten zu einem Duell zu treffen, so hatte er in seiner Faulheit, die durch ein weiches Herz unterstützt wurde, den gewünschten friedlichen Weg eingeschlagen. — Auf die Bemerkung: man werde an seiner Courage zweifeln, erwiederte er: wer das thut, daß ich es höre, den schlag' ich hinter die Ohren! --

(Und er war allerdings der Mann, diese

That kräftig auszuführen!) — Uebrigens können — — —

Wie sehr Schall von dem Zauber, den die Sontag auch auf minder empfängliche Naturen übte, hingerissen war, davon könnten sich Besitzer der Breslauer Zeitung, denen daran gelegen ist, es zu erfahren, sich heutigen Tages noch unterrichten, wenn sie die Mittheilungen nachschlagen wollten, die er damals von Berlin aus nach Breslau sendete. Wie gewöhnlich in solchen Fällen, verwechselte der Gute, was vor den großen Kreis des lesenden Publikums gehört, mit dem was für einen engeren Zirkel vertrauter Freunde Interesse haben mag, und schrieb Briefe für den Druck, die mannichfachen Misdeutungen ausgesetzt sein mußten. Besonderen Anstoß fand in der Provinz, die von ihm feierlich mitgetheilte Nachricht, daß er auf dem Wege von Berlin nach Potsdam, bei „Stimming" mit Henriette Sontag ein Vielliebchen in Schweinebraten gegessen habe. Le vrai peut quelque fois n'être

pas vraisemblable. Denn daß sie jenes Vielliebchen in zwei kleinen Stückchen des den Juden verbotenen Thieres wirklich verzehrten, davon war ich bei einer sehr lustigen Fahrt nach Potsdam wirklich Zeuge. Frau von Montenglaut, Gesellschafterin der Sontag, gab in Potsdam ein Deklamatorium oder Conzert, wie man's nennen will? und hatte den Potsdamern die Mitwirkung der Sontag halb und halb versprochen. Die neue Königstädter Direktion jedoch hatte diese Mitwirkung entschieden untersagt und nun bestand dieselbe nur darin, daß die Bewunderte in der ersten Reihe der Zuschauerinnen saß und sich, während Frau von Montenglaut, sammt ihren Helfershelfern, zu denen auch ich gehörte, deklamirte und perorirte anschauen ließ. Ich hatte, noch in der Zwischenzeit nach unserer Ankunft bis zum Beginn der Soirée ein possenhaftes Gedicht gemacht, in welchem ich unsere Reise (natürlich ohne des famosen Vielliebchens Erwähnung zu thun) beschrieb und mit welchem ich durch unmittelbare, an die vor mir sitzende Künstlerin gerichtete Hinweisungen, viel Gelächter erregte. Das Ding war lustig genug; ich bedaure fast, es nicht mehr zu besitzen. Eine Da-

me nahm mir die Handschrift gleich nach dem Vortrage ab, und ich konnte sie nicht mehr zurückbekommen. Den eigentlichen Inhalt hab' ich vergessen, doch weiß ich noch, daß Henriette mit dem zu jener Zeit durch seine Räubereien und seine Schönheit weltberühmten „Mausche Nudel" verglichen wurde und diesen Beinamen lange Zeit unter uns behielt.

Eine zweite Fahrt nach Potsdam, aber mit großem Gefolge und förmlichem Aufgebot der alten, wie jungen Garde, fand Statt, als die Sontag ihre Reise nach Paris antretend, in P. Halt machte, um daselbst im Königl. Schauspielhause ein Conzert zu geben. Da ich mich als „kleiner Deklamator"*) während dieses Conzertes auf der Bühne befand, so ward mir Gelegenheit das Gespräch mit anzuhören, welches der König mit der Conzertgeberin führte, als Er nach

*) Ich war ein für Allemal bestimmt, in den Conzerten der Sontag meine Streiche mitzumachen. Und ob, ich gleich dem Reize nicht wiederstehen konnte, ihren Aufforderungen zu genügen, blieb es doch immer ein schwerer Stand, dem einfach-gesprochenen Worte, zwischen ihren Arien, Geltung, oder auch nur Gehör zu verschaffen.

Seiner huldvollen Weise, auf einige Augenblicke hinter den Kulissen erschien. Ihm, der in Allem das rechte Maas liebte und stürmische Uebertreibungen auch dann nicht gern sah, wenn sie Talenten galten, die Er schätzte, war es nicht entgangen, daß man in Berlin mit Beifallruf, Gedichtstreuen, Zujauchzen, Blumenwerfen, Nachhausebegleiten, Vivatschreien, Nachtmusiken 2c. am vergangenen Abend des Guten ein Wenig zu Viel gethan und Er ließ, durch die freundlichsten Worte, die Seine Güte der Sängerin gönnte, doch eine gewisse Ironie leuchten, die von einem fast unmerklichen Lächeln begleitet war. Unter Anderem sagte Er, nicht ohne spöttischen Klang: die Berliner Huldigungen müssen Ihnen schon lästig gefallen sein; — Mir wenigstens würden solche Dinge unerträglich werden! — Ach, Ew. Majestät, erwiederte die Sontag, mit ihrem kindlichsten Tone, wenn man dergleichen zum Erstenmale im Leben erfährt, freut man sich doch darüber! Es lag ein so reiner Ausdruck der Bescheidenheit in dieser naiven Aeußerung, daß der König dadurch entwaffnet wurde, und sogleich verschwand von seinem Angesicht die letzte Regung des Spottes, indem er der Reisenden mit

warmer Herzlichkeit das beste Glück „für Paris" wünschte. Wie reich dieser Sein Wunsch in Erfüllung gegangen, weiß alle Welt.

Mit der Sontag hatte das Theater die Anziehungskraft, — wenigstens für Schall, — verloren und wir wendeten uns, so lang' er noch bei mir weilte, anderen Göttern zu; wobei ich nicht zu behaupten wage, daß es immer die reinsten gewesen. Die schönen Sommernächte waren ganz geeignet, für Tage zu gelten und wurden von uns als solche durchlebt. Mitunter trieben wir's denn auch ein Bischen arg. Schade, daß sich so mancher Schwank nicht erzählen läßt. Das heißt: erzählen möcht' ich wohl und vermöcht' es auch; eben so gewiß, als ich überzeugt bin, daß die Mehrzahl Derer die mein Buch eines Blickes würdigen, nicht verschmähen dürften, sich an solchen Erzählungen zu ergötzen. Aber ich habe schwer genug an den alten Flüchen zu tragen, die meine schwatzhafte Aufrichtigkeit in den ersten Bänden mir zugezogen und fürchte nun, neue auf mein Haupt zu laden. Ist doch die Moralität in Berlin seitdem so mächtig vorgeschritten; haben doch Tugend und Frömmigkeit

seitdem so siegreiche Fortschritte gemacht, daß sogar die ehemaligen Schauplätze unserer Thorheiten geschlossen und aus belebten Gegenden in versteckte Winkel verlegt, zu Spelunken des schmutzigsten Jammers wurden. Heutzutage würden Zusammenkünfte, wie sie zu unserer Zeit existirten, nicht mehr möglich sein. Ob deshalb die Sitten gewonnen? ob wilder (allerdings oft sträflicher) Uebermuth uud tobende Lustigkeit, die unverhüllt ihr Wesen trieben, nicht vielleicht schleichender Scheinheiligkeit und schlauer Heuchelei, zum Nachtheil derer die sie üben, Platz gemacht haben? Das wag' ich nicht zu untersuchen. Ich will nicht bezweifeln, daß die Menschen jetzt wirklich besser sind, als wir es waren: Und um ihrer Vortrefflichkeit kein Aergerniß zu geben, will ich schweigen und die Blätter, auf welchen ich unsere Bekenntnisse bereits niedergelegt, pflichtmäßig unterschlagen. — — —

Einer Gesellschaft muß ich hier gedenken, die neben den vielen, zum Theil berühmten Gesellschaften Berlin's, unbekannt lebte und verging, von keinem Anderen gewürdigt, als von ihren Mitgliedern. Eine Gesellschaft, welche weder ei-

nen literarisch-poetischen, noch philologischen, noch antiquarischen, noch geographischen Zweck besaß; weder aristokratisch, noch demagogisch war. Eine Gesellschaft, die zwar Statuten, Formen, Bräuche und Regeln kannte, in welche aber Jeder aufgenommen werden mochte, der den Mitgliedern gesellig behagte, ohne daß nach seinem Stande gefragt worden wäre. Sie bestand aus Beamten, Musikern, schlichten Bürgersleuten, — niemals ist mir ein Verein aus scheinbar unpassenderen Elementen gebildet vorgekommen, — auf den ersten Anblick nämlich. Denn sobalb die Leute aufthauten; sobald ihr eigentliches Wesen die Hülle, die sie im städtischen Leben und Verkehr zu tragen pflegten, durchdrang; sah man gleich, daß sie trotz der Verschiedenheit ihrer Erscheinung und der Trennung ihres Berufes, für diesen Kreis und für einander paßten; daß sie sich genau kannten; und daß ihre gesellige Verbindung die Folge vieljährigen vertrauten Umgangs sein mußte. Die Gesellschaft hieß „die Baronie." Jedes Mitglied war „Baron" und trug einen Gesellschaftsnamen, der ihm bei seiner Aufnahme zugetheilt worden. Albrecht war „Reinecke Fuchs." Die Zusammenkünfte waren unregelmäßig, weder an

Zeit, noch Ort gebunden; sie wurden jedesmal, wenn Reinecke, vulgo: „Vater Reinecke" es nöthig hielt, durch ihn ausgeschrieben. Wer als „Tulpe" (denn so hießen, ich weiß nicht warum?) die Aspiranten, auch nur eine Stunde anwesend war und sich einiger Beobachtungsgabe rühmte, der mußte, bei vorauszusetzender Bekanntschaft mit dem Göthe'schen Epos, die Weisheit der Namenswahlen bewundern. „Braun, der Bär; Isegrimm der Wolf; Lampe, der Hase; Wackerlos, das Hündchen; Henning der Hahn; Kikelrey; Martin, der Affe;" u. s. w. waren so bezeichnend vertheilt, daß die Meisten der Würdenträger ihre Benennung auch ins profane Leben hinüber nahmen und beibehielten und dann, sogar von Fremden, die nicht ahneten, daß es nur Bundesnamen wären, nicht anders angeredet wurden. Die Zusammenkünfte der Baronie, all' ihrem wahnsinnigen Treiben zum Trotze, haben mir doch zuerst Achtung vor der Tüchtigkeit und humanen Bildung der Berliner Bürger eingeflößt. Denn die Tollheit, welche dort herrschte, nahm nicht selten einen höheren Flug und stets mußt' ich bewundern, mit welch' feinem Sinne diese schlichten Naturen jeden gelungenen Beitrag zu schätzen, mit welch'

richtigem Takt sie jede mißlungene Plumpheit zu ignoriren verstanden. Das Ganze schien, besonders bei festlicheren Gelegenheiten, bei Rezeptionen und dergl. eine harmlose Parodie gewisser symbolischer, und alt-begründeter Verbindungsförmkeiten zu sein, die denn mit tausendfacher Schalkhaftigkeit variirt, immer unwiderstehlich wirkte. Ein großer Tag war es, wie Schall aufgenommen wurde. Er gewann gleich durch seine jungfräuliche Rede Aller Herzen, als er, für die ihm gewordene Ehre dankend, mit heiligem Ernste aussprach: ihm sei vorzüglich schätzenswerth, in einen Kreis treten zu dürfen, wo jedes Vieh ein Baron sei, nachdem er im Leben so viele Barone kennen gelernt, die Viecher wären!

Ihm zu Ehren gab der liebenswürdige „Bischof Ohnegrund" (der Bäckermeister S.......) in seinem Gartenhause in der Dresdner Straße, der Baronie eine Sitzung, welche von sechs Uhr des Abends bis sechs Uhr des nächsten Morgens dauerte, und welche, von einem eben so lange anhaltend, beispiellos tobenden Gewitter begleitet, die wundersamsten Kontraste von Erhabenheit und wildem Humor herbeiführte. Jedes Lied, jede Rede mußte sich durch den unaufhörlich-rollen-

den Donner immer erst Bahn brechen und während draußen die Elemente tobten, als sollte Berlin zu Grunde gehen, saßen wir in einem, durch ungeheure Regengüsse zur Insel gemachten Gartenhause, — und tobten ebenfalls. In dieser Nacht sah ich auch zum Erstenmale bei Schall einen heftigen Anfall seiner Brustkrämpfe, die ihn mitten aus dem schönsten Jubel der Barone ein stilles Zufluchtsörtchen zu suchen antrieben und ihn nicht eher verließen, als bis mit dem neuen Tage die gewitterschwüle Athmosphäre, reinem frischem Morgen wich. Der Anblick war fürchterlich. Es war als ob ein Wallfisch auf dem Sande läge, sich durch seine eigenen Bewegungen zerstörend. Und ach, wie lange mußten diese stets häufiger-werdenden Krämpfe an ihm rütteln, bis sie seinen Riesenorganismus völlig zu zerstören vermochten!

Bevor er wieder nach Breslau heimkehrte, — (daß seine Pflicht als Zeitungsredakteur ihn mahnend rief, dürfte den Sorglosen nicht angetrieben haben; aber als der Verleger jener Zeitung keine Gelder mehr sendete, wurde die Rückreise dringend nöthig gefunden;) — hatten wir noch gemeinschaftlich ein theatralisches Erlebniß,

welches auf uns Beide gleich großen Eindruck machte. Französische Schauspieler, aus Rußland oder Polen nach Frankreich zurückreisend, gaben auf dem Hoftheater zu Charlottenburg eine Reihe von Vorstellungen. Die erste, der wir beiwohnten, war die des Casimir Delavigne'schen Lustspiel's „Schule der Alten.“ Der Zufall hatte auf dem Gesellschaftswagen, welcher uns Beide nach Berlin zurückführte, eine ganze Reihe berühmter Künstler und Gelehrten vereint; ich saß, wie mir gebührte, bescheiden im Hintergrunde auf der letzten Bank. Alle schienen mehr oder weniger erregt, von der französischen Darstellung und wechselten, pro oder contra, ihre Meinungen aus. Die Bildhauer Tieck und Rauch, Hegel, Raumer, Raupach, Gans, Ludwig Robert u. A. ließen ihre Stimmen vernehmen; — ich schwieg. Endlich rief Schall zu mir herüber: Holtei, Du bist ja ganz stumm; was sagst Du denn dazu? Und ich erwiederte: ich bin außer mir vor Scham und Aerger, daß eine französische Truppe, die offenbar nur aus Provinz-Schauspielern zweiten Ranges bestehend, auf einer Irrfahrt von Siberien nach Frankreich begriffen, durch Zufall verbunden, um so viel besser und harmonischer zu-

sammen spielen soll, als wir es jemals von den besten deutschen Schauspielern zu sehen gewohnt sind! Diese Leute ziehen ohne Leitung und ohne artistischen Vorstand dahin, spielen auf Theilung, was man im deutschen Schauspieler-Idiom „eine Schmiere" nennt. Deutsche an ihrer Stelle würden sich zanken uud prügeln, Keiner seine Rolle wissen, Keiner dem Ganzen sich fügen wollen; — sie halten an einander, als ob sie Mitglieder des feinsten Hoftheaters wären, und spielen mit- und ineinander, daß man sieht, sie sind sämmtlich von dem Wunsche beseelt, etwas Harmonisches hervorzubringen. — Hol's der Teufel! Wir haben in Deutschland gar kein Theater! — Ich wurde schonungslos ausgelacht. Raumer und Hegel, dazumal große Männer des Berliner Hoftheaters, schalten mich herzhaft; Schall wollte vor Lachen rückwärts über die Wagenlehne stürzen. — Nur Gans schüttelte den Kopf und sprach: so ganz Unrecht hat er nicht.

Kaum war Schall nach Breslau abgereiset, so sucht' ich der Franzosen persönliche Bekanntschaft zu machen, und wurde mit ihnen — (unter denen sich Delcour und Duruissel, welche später die Königl. Konzession für ein stabiles

Franz. Schauspiel in Berlin erworbeu haben, befanden,) — bald vertraut. Einmal waren sie sämmtlich, bei frohem Abendschmause, meine Gäste; mit ihnen die erste Aktrize der Truppe, Madame Phyllis, eine angenehme, lebhafte Frau. Den Artigkeiten, die ich dieser guten Dame zu erweisen suchte, verdankte ich bei meinem Aufenthalte in Paris, an den wir auf den nächsten Blättern gelangen werden, sehr viel Erfreuliches. Wie denn gar oft im Leben uneigennütziges Wohlwollen seine Früchte trägt, an einem Orte und in einer Zeit, wo wir vielleicht am Wenigsten darauf gerechnet hätten.

Seitdem im Winter meine Kinder bei mir gewesen, fühlte ich häufig eine lebhaftere Sehnsucht nach ihnen. Gebunden war ich in Berlin so eigentlich durch nichts; mein Engagement bei'm Königstädter Theater war aufgelöset; der Sommer stand in voller Blüthe, und Schlesiens Berge schienen mir labendere Kühlung zu verheißen, als der Schloßplatz in Berlin, oder andere Plätze und Gassen daselbst, wo man vor Staub und

Gluth umzukommen wähnte. Schon als Schall mich verließ, hatt' ich den Wunsch gehegt, ihn zu begleiten. Was mich zurückgehalten, war meine häusliche Einrichtung: Ein Diener, eine Köchin, tausend Vögel, die große Wohnung, wie sollt' ich der Wanderlust, die in mir rumorte, Folge leisten, wenn ich dies Alles zurücklassen, aus der Ferne dafür Sorge tragen mußte? Der Vertrag mit meinem Hauswirthe war auf lange Dauer geschlossen; er stammte ja noch aus jenen Tagen seliger Täuschung her, wo wir wähnten, unsere Bühne werde dauernd gedeihen und uns Allen, die wir bei ihr beschäftigt waren, sichere Zukunft gewähren!? Jetzt, wo jene Täuschungen sich in Nichts aufgelöset hatten, wo ich ohne feste Anstellung blieb, wär' es Thorheit gewesen ein so großes Gefilde, noch dazu in so abgelegener Gegend zu bewohnen. Mein Hauswirth sah dies ein, und kam mir gefälligst entgegen; er fand einen andern Miether, der in meine Stelle treten wollte; ich entließ meine Dienstboten, und überantwortete meinen sämmtlichen Hausrath, Bücher und Bilder ausgenommen, einer öffentlichen Versteigerung. Wie unerheblich dieser einfache Entschluß dem Leser auf den ersten Blick er-

scheinen mag, — für mich, für mein ganzes Leben war seine Ausführung von der höchsten Wichtigkeit. Indem ich mich von all' den Geräthschaften trennte, die, wenn auch stumme, doch vertraute Zeugen der letzten mit Luisen verlebten Jahre gewesen; die mich, durch Macht der Gewohnheit immer wieder zu dem Bewußtsein: eine Art von Heimath zu besitzen, geleitet hatten; indem ich das Lager verließ, auf dem sie den letzten Athemzug gethan; den Schreibtisch weggab, an welchem sitzend und schreibend, ich zuerst um den Beifall des Berliner Publikums gerungen; die Ruhebetten, auf denen ich manche süße Stunde verträumt, manche düstere durchweint und durchseufzt hatte; indem ich mich entschloß, Alles, was ich in diesem Sinne mein genannt, fremden Händen zu überlassen, machte ich mich zu einem „Reisenden, Heimathlosen!" Es klingt kindisch, und dennoch ist es wahr. Eine Last wurde ich los, aber ich verlor zugleich einen Haltpunkt.—An welchen Armseligkeiten hängt doch des Menschen Geschick!

Die reichlichen Einnahmen des vergangenen Jahres, die mir als Theater-Beamter, Autor und besonders als Vorleser zu Theil geworden, waren, trotz meiner verschwenderischen Lebensweise

noch nicht erschöpft und ich versagte mir nun die Befriedigung der Eitelkeit nicht: so vornehm und bequem als möglich zu reisen. Ein eigener Wagen wurde gekauft, in welchem ich mich der Länge nach recken und strecken konnte; einen blasenden Postillion auf dem Kutschersitze zog ich in Schlesien ein; besuchte die Freunde in Trachenberg, Obernigk, Breslau u. s. w., bis ich mich zuletzt nach dem schönen Grafenort begab, wo ich bis in den Herbst weilte. Der Graf, der schon längst den Plan gehegt einen Winter in Paris zuzubringen und diesen Plan nur deshalb aufgeschoben hatte, weil ihm kein passender Reisegesellschafter zur Hand gewesen, machte mir nun den Vorschlag, ihn zu begleiten und ich, durch keine bindende Verpflichtung zurückgehalten, ließ mich nicht lange bitten und sagte ja. Auf diese Weise wurde denn der Aufenthalt in den lieben reinen Bergen, gewissermaßen zu einer Vorschule für den Aufenthalt in der Kothstadt; wir machten keinen Spaziergang, keine Lustfahrt, ohne in unser Entzücken über die oftbewunderten Umgebungen, die Betrachtung zu mischen: wie wird es uns in Paris behagen? Was mich betrifft, mir war nach mehrjähriger Abwesenheit, die Liebe

zum Schlesischen Vaterlande wieder so lebendig geworden, daß ich gern auch den Winter in unseren Bergen verlebt haben würde; und hätte mir's der Graf frei gestellt, so hätt' ich vielleicht Paris für Grafenort hingegeben. Meine Freude an der Heimath machte sich in heimathlichen Tönen Bahn. Aus jenen Monaten stammt der größere Theil meiner Gedichte in schlesischer Mundart, die, weil sie eben niederschlesisch sind, für den Fremden ganz anders klingen müssen, als ihm der Dialekt der Grafschaft Glatz klingen wird; die aber dennoch für den gebornen Schlesier, in ihrem inneren Bau, die gemeinschaftliche Heimath kund geben. Auch einige theatralische Arbeiten wurden theils begonnen, theils ausgeführt. Unter anderen ein Trauerspiel in einem Akte: „Des Sohnes Rache," welches auch später auf mehreren Bühnen dargestellt worden ist, ohne jedoch Aufmerksamkeit zu erregen. Wohl möglich, daß ich mich täusche, aber noch jetzt kommt es mir vor, als ob jene kleine Dichtung ein besseres Loos verdiente, und gefunden haben würde, wär' ihr anders das Glück zu Theil geworden, von einem bedeutenden Künstlerpaar gefördert zu wer-

den. Die Idee *) wenigstens erscheint mir eigenthümlich.

Je näher der Herbst heranrückte, desto bedenklicher wurd' ich in Beziehung auf meine Kasse und das Leben in Paris. Zwar hatte der Graf mir großmüthig genug dargeboten, was man „freie Station“ zu nennen pflegt; aber ich sah im Voraus, daß es, wollt' ich nicht in ein drückendes Abhängigkeits-Verhältniß treten, damit nicht gethan sei und daß ich in Paris vielerlei Nebenausgaben machen müßte, die aus eigener Tasche zu bestreiten wären. Seit ich Berlin verlassen, seit ich mit Extrapost wie ein großer Herr hin und her fuhr, hatt' ich mich gebehrdet wie ein solcher, und die Goldstücke nicht geschont. Auch auf dem Lande kann man sein Geld los werden, wer dazu mit so glänzendem Talente begabt ist, als ich mich dessen rühmen darf. Und wie ich darüber

*) Ich las dieses Trauerspielchen einmal in einer Gesellschaft bei Beer's vor. Frau von Varnhagen, (damals war ihr, der Lebenden, der Ehrennahme „Rahel“ noch nicht zuerkannt,) sagte als ich fertig war sehr freundlich zu mir: recht hübsch; recht apart! Aber lieber Holtei, warum machen Sie daraus nicht ein Stück? — In dieser gutmüthigen Frage, lag eigentlich die vernichtend'ste Kritik.

nachsann; und wie ich immer der Mensch der raschen Entschlüsse gewesen bin; verließ ich plötzlich Grafenort und eilte nach Berlin; berechnend daß bis zum Anfang des Dezember, wo die Reise nach Frankreich angetreten werden sollte, noch hinreichende Frist sei, um durch eine Reihe von Vorlesungen die Ausstattung, die mir nöthig schien, zu erwerben. Berlin lies mich nicht im Stiche. Ich machte ein glänzendes Geschäft und traf, zum bestimmten Termin, mit einer vollen Börse und dem ersten Schnee, wieder in Grafenort ein, nachdem ich mir vorher noch Rekommandationsschreiben verschiedenster Gattung verschafft hatte. — Auch die Sonntag, seit ihrem Triumpfe in Paris heimisch, hatte mir zierliche Briefchen an Cherubini, Pär, und Boyeldieu mitgegeben.

Wir reiseten so gemächlich, als bei schlechter Jahreszeit nur denkbar. Der Graf und ich saßen im halbgedeckten Wagen; auf dem Kutschersitz ein Kammerdiener und ein Lakai. Die Postillone ritten. Des Morgens gegen sieben Uhr brachen wir regelmäßig auf und fuhren dann, gewöhnlich ohne abzusteigen, bis in's Nachtquartier, wo dann Diner und Souper zu einem Mahle verschmolzen wurden, dem wir alle Ehre

anthaten. So kamen wir über Prag, Eger, Würzburg, Aschaffenburg, Frankfurt, schnell genug nach Metz und dort macht' ich, unsere dienende Begleitung anlangend, eine für mich sehr niederschlagende Entdeckung, die mir zwar viel Verdruß zuzog, aber nichts desto weniger höchst komisch war. Der oben erwähnte Lakai war eigentlich kein solcher, sondern ein Kutscher, der anstatt des zur Mitreise designirten Büchsenspanners, auf meinen Vorschlag erwählt worden war, weil er mir in Grafenort vertraut hatte, er sei schon früher in Paris gewesen und der französischen Sprache vollkommen kundig. Mein Zureden hatte den Grafen vermocht, den Windbeutel aus dem Stall in die Antichambre zu avanciren. Merkwürdig genug, war es mir gar nicht eingefallen, ihn über seine französische Sprachkunde zu examiniren und ihm war es, bis Metz gelungen, sich in tiefes Schweigen zu hüllen. Als ich ihn aber dort, mit irgend einem Auftrage beehrte, der einige französische Wörter nöthig machte, bekannte der kecke Schlingel in größter Seelenruhe, daß er nicht eine Silbe davon wisse, daß er niemals aus Deutschland gekommen sei und daß er die Fabel nur erfunden habe, weil er

Paris zu sehen wünsche! Der Graf fand den Witz vortrefflich, erklärte Herrn „Patriz“ für einen Pfiffikus, ich jedoch bekam von nun an bei jeder Gelegenheit zu hören, wie sehr ein gewandter Leibjäger fehle; — aber freilich setzte dann der Graf immer hinzu, meine Jäger können nicht so gut französisch, wie der Patriz.

Als wir uns Paris näherten, überkam mich jene Bangigkeit der Erwartung, die ich von Kindheit an stets gefühlt, die ich auch heute noch nicht gänzlich zu besiegen vermag, wenn ich eine interessante Bekanntschaft machen, in eine große Gesellschaft treten, oder einen mir wichtigen Ort zuerst sehen soll. Vor Paris hegte ich einen unglaublichen Respekt; es war mir, als ob ich mich nothwendig kurz vor den Barrièren sauber anlegen und im besten Putze einfahren müßte. Auch konnt' ich den Gedanken nicht los werden, daß alle Leute mich prüfend betrachteten, und daß ich gewissermaßen ein Besichtigungs-Examen zu bestehen haben würde, ob ich der Ehre, in Paris zugelassen zu werden, fähig wäre. Diese kleinstädtischen Begriffe, wenn sie schon bei anderen Leuten nicht so kindisch hervortreten mögen, als bei mir und bei Naturen meines Gleichen, sind ih-

rem Ursprunge nach unbedenklich deutsch. Weil wir in unserem sogenannten Deutschen Vaterlande nicht eine Stadt haben, (ich nehme sogar Wien nicht aus,) wo ein Fremder länger als 8 Tage unbekannt — und unbeachtet bliebe; wo Niemand auf den Gedanken käme, sich um ihn und sein Treiben zu bekümmern?

Wir stiegen im Hôtel de Princes ab, woselbst ich ein recht behagliches, an das Apartement des Grafen stoßendes, doch mit besonderem Eingang versehenes Stübchen erhielt, und gewannen eben noch so viel Frist, um nach flüchtig eingenommenem Mahle, im théâtre français zurecht zu kommen, in welchem „Phädra" und der „junge Ehemann" aufgeführt wurde.

Wie unvollkommen auch die Leistungen der in Charlottenburg gastirenden Franzosen gewesen sein mochten, mich hatten sie doch hinreichend vorbereitet auf das, was mir Frankreichs erste Bühne im Gebiete des Lustspiels zeigen würde, und wenn ich auch von dem Einzelnen, wie vom Ganzen gleich entzückt, mir gestehen mußte, daß ich dergleichen nie gesehen, so hatt' ich es doch geahnet und war nicht überrascht.

Ganz anders stand es mit der Tragödie. Die-

ser konnt' ich keinen Geschmack abgewinnen und war, nachdem ich ein Vierteljahr in Paris gelebt, noch eben so ungläubig dagegen, als am ersten Abende, wo ich „Phädra," durch Demoiselle Düchenois dargestellt sah. Vielleicht daß diese Dame in früheren Dezennien ihrer großen Renommée besser entsprochen; im December des Jahres 1826 kam sie mir halb komisch vor und ich konnte durch fünf Akte hindurch das verwünschte Wort unseres Berliner Josef Mendelssohn nicht aus dem Gedächtniß bringen, der mir kurz vor der Abreise gesagt hatte: die Düchenois ist Professor Zelter in Weibskleidern.

Wirklich, die Aehnlichkeit war frappant.

Auch sagte mir, unbegreiflich genug, Racine's Original, mit seinem Alexandriner-Geklapp minder zu, als Schiller's edelklingende Uebertragung; erst bei längerem Aufenthalte und genauerem Eindringen in die Sprechweise des Volkes, in die Musik und den Tonfall der französischen Konversation fing ich an, mich mit dieser Versform für's Trauerspiel zu versöhnen, weil ich den Unterschied zwischen ihr und der alltäglichen Prosa nicht mehr gar so groß fand. —

Mancher meiner Leser wird jetzt bedenklich

ausrufen: Gott steh' uns bei, wir bekommen „Pariser Skizzen," oder dergleichen! —

Nein, theurer Leser, zitt're nicht. Du hast nichts dieser Art zu besorgen. Ich bin aus Frankreich heimgekehrt, ohne ein Buch drucken zu lassen! — Eine Entsagung, die wohl einiges Lob verdient hätte, nach welchem ich seiner Zeit vergebens umschaute! — Wie viel weniger sollt' ich heute mit einem nun längst verschimmelten Tagebuche beschwerlich fallen wollen. Hab' ich doch in Paris gar nicht geschrieben. Ich habe nur gelebt. Gelebt aus einem Tag' in den andern, ohne Plan, ohne Ziel, ohne Absicht; gleichgültig gegen die Ordonnanzen umherschleppender Lohnbedienten und gedruckter Merkwürdigkeits-Register. Mit offenen Augen hab' ich mir Menschen und Zustände betrachtet, so weit ich im Stande war den Blick zu richten. Wenn andere Fremde, noch keuchend von den instruktiven Genüssen des vergangenen Tages, am nächsten Morgen sich rüsteten, neue Wonnen zu erdulden, wie ihr „Guide voyageur" ihnen zumuthete, so lies ich sie wandern, und schlenderte, träumend und sorglos, die Boulevards entlang, dem Zufall oder meinem Schicksal anheimstellend, was es mit mir

beginnen wolle? Ich habe sehr Vieles nicht gesehen, was man pflichtmäßig gesehen haben muß, wenn man vor der Welt Zeugniß von einer Reise nach Paris ablegen soll. Ob ich aber nicht auch Manches gesehen habe, was die Verfasser dicker Bücher nicht sahen, darüber steht mir um so weniger die Entscheidung zu, weil ich darüber zu schweigen gedenke. Wozu auch Dinge berühren, und Umstände vergleichen, deren Berührung, deren Vergleichung nur böses Blut macht. Genug, daß ich in mir selbst überzeugt bin; Andersgesinnte zu überzeugen fehlt mir die Fähigkeit. Die deutschthümelnden Franzosenhasser bekehren zu wollen, möchte überdies ein undankbares Geschäft sein. Und ich fasse, um ein für allemal abzubrechen, das Resultat meiner pariser Beobachtungen, in die wenigen Worte zusammen, die mein verstorbener Freund Wilhelm Neumann einst in einem Aufsatze über einen französichen Theaterskandal anbrachte: Wir stammeln eben noch, wo sie schon längst reden. —

Besuche macht' ich nicht gar viele. Der erste war bei Meyerbeer, der glücklicherweise auch in unserem Gasthause wohnte und mir ein heller Leuchtthurm auf dem bewegten Meere der neuen

großen Welt wurde. Dann gab ich meine Briefe bei „Leo und Valentin" ab, deren gastliches Haus jedem gebildeten Deutschen zur zweiten Heimath wird und wo man stets im Vaterlande zu sein wähnt, ohne doch je vergessen zu können, daß man in Paris lebt. Alexander von Humboldt, zu jener Zeit noch nicht nach Berlin übersiedelt, trug das Märtyrerthum seiner deutschen Geburt in großartiger Entsagung. Wer wäre nach Paris gekommen, der einen schwarzen Frack, eine weiße Cravatte und ein Paar ganze Stiefeln besessen und hätte Humboldt nicht überfallen? Aber wer, — und mag dies unglaublich klingen, doch ist es wahr, — wer hätte seine Karte bei diesem edelsten, liberalsten, wohlwollend'sten aller großen Männer abgegeben und von ihm nicht einen freundlichen, beschämenden Gegenbesuch empfangen? Wer hätte sich nicht zuvorkommender Güte, fördernden Rathes, tröstender Beihülfe von diesem unermüdlichen Gönner, dessen ganzes Leben eine Reihe, Anderen erwiesener, Gefälligkeiten und Dienstleistungen scheint, dankbar zu erfreuen gehabt? Sobald man in den Miethwagen stieg und seine Adresse bezeichnete, sagten die Cabrioletführer, indem sie salutirend an das

Schild ihrer Mütze faßten: ah, chez Monsieur de Humboldt!? Und von dem Augenblick sahen sie den Fremden günstiger an, der dem Freunde ihrer populairsten Celebritäten seine Aufwartung machen wollte. In Berlin ist mir kein Droschkenkutscher vorgekommen, dem Humboldts Wohnung bekannt wäre?

Von jenen Empfehlungsschreiben, welche an vornehme, oder reiche Leute gerichtet, mich mit Berliner Wohlwollen und Vorliebe als einen liebenswürdigen Mann, vortrefflichen Deklamator und zugleich als einen „de nos meilleurs poëtes" zu schildern so gütig waren, genoß ich wenig Früchte. Als ich nach Abgabe der ersten Serie, (denn ich war zu reichlich versehen, um auf einen Anlauf alle anzubringen,) bemerkte, daß nichts als ein unvermeidliches, nach sechs Uhr beginnendes, mich dem Theater entziehendes Diner die Folge und daß an Aufnahme in engere häusliche Zirkel nicht zu denken sei, zog ich es vor $\frac{3}{4}$tel jener prunkenden Anweisungen auf ein langweiliges Mittagessen, nicht zu realisiren und ging, im Gefühle unbelauschter Freiheit und Ungebundenheit fröhlich meine Wege, vollkommen zufrieden und beglückt, daß bei „Leo und Va-

lentin" eine deutsche Theestunde existirte, bei welcher mir Zutritt gegönnt war. Dort wurde auch, nach deutscher Weise, mit vielen Landsleuten, der Sylvester-Abend zugebracht. An diesem Abende war ich aufgefordert, zum Erstenmale als Vorleser zu erscheinen. Ich hatte sehr darauf gerechnet, günstige Wirkung hervorzubringen, und dem Rufe, den die Lobpreisungen der Berliner Gönner mir vorangesendet, günstig zu entsprechen. Ja, ich will nicht leugnen, daß ich heimlich die Hoffnung daran knüpfte, mein Erfolg würde glänzend genug sein, aus ihm eine Reihe öffentlicher Vorträge, von allen in Paris anwesenden gebildeten Deutschen unterstützt und besucht, herleiten zu können. Statt dessen fiel ich förmlich durch. Ich las Oehlenschlägers „Correggio." Wie es in großen Städten unvermeidlich bleibt, hatte sich ein Theil der Gesellschaft viel später eingefunden, als bestimmt war; durch diese Verzögerung war auch der Beginn meines Lesens weiter hinausgerückt worden; und so nah'te sich denn schon die verhängnißvolle Mitternacht, während ich noch mitten im Correggio steckte. Madame Valentin sehnte sich nach dem Ende, um ihrer Punschbowle, welche den zwölften Glockenschlag

und das neu anbrechende Jahr begrüßen sollte, Bahn zu machen; ich aber eilte, was ich konnte, um vor Ablauf dieser Galgenfrist mindestens den dritten Akt zu beenden. So saßen sich der arme Künstler und die besorgte Hausfrau, wie zwei feindliche Mächte gegenüber. Mit jedem Blicke den sie mir, erst bittend, dann drohend zuwarf, stieg meine unruhige Hast und von Scene zu Scene macht' ich meine Sache schlechter. Die Theilnahme der Hörer, äußerte sich, als ich endlich geendet hatte, sehr kalt; sogar der heiße Punsch konnte sie nicht erwärmen; und ich ging niedergeschlagen, entmuthigt, um eine Lebenshoffnung ärmer, aus der Gesellschaft. Auf dem Heimwege überfiel mich eine bange, wehmüthige Sehnsucht nach Berlin; ich hätte, ich weiß nicht was darum gegeben, wie eine Nachteule in die Lüfte steigen und davon fliegen zu können. Träumend ging ich die Boulevards entlang, ... da hört' ich aus der Ferne wohlbekannte Töne, ... ein zahlreicher Männerchor sang den „Jungfernkranz.“ Das hatte nichts Ueberraschendes, denn unser „Freischütz“ war als „Robin“ schon längst in Frankreich gang und gäbe. Dennoch blieb ich stehen und horchte. Je näher die Sänger mir

kamen, desto deutlicher glaubt' ich deutsche Silben zu vernehmen und endlich hört' ich unzweifelhaft die „veilchenblaue Seide" heraus. Es waren deutsche Handwerksburschen, die das neue Jahr in einem Estaminet mitsammen herangewacht. Ich schloß mich ihnen an, wurde als Landsmann jubelnd empfangen, und zog nun mit ihnen, Arm in Arm zwischen zwei flotten Berlinern, singend weiter. Nachdem der „Jungfernkranz" entblättert, der „Jägerchor" verklungen und „Rinaldo Rinaldini, in des Waldes tiefsten Gründen von seiner Rosa geweckt" war hub Einer aus dem Vortrabe mit Riesenstimme zu singen an:

„Denkst Du daran, mein tapf'rer Lagienka? und flugs stimmte der volle Chorus ein. Schauer des Entzückens rieselten mir durch alle Glieder. Gern hätt' ich mit dem ganzen Trupp Brüderschaft getrunken und meinen kleinen Vorrath von Napoleon's nicht geschont, um die Sänger meiner Strofen festlich zu bewirthen. Doch die Nachtwache setzte meinen großmüthigen Absichten ein Ziel und trieb uns mit strengen Worten auseinander.

Hatte nun auch der Unstern des ersten Abend's, meine Erwartungen bitter getäuscht und den eitlen Vorleser eingeschüchtert, so sollte doch, — Dank

sei es der Gerechtigkeitsliebe meiner deutschen Gastfreunde, — mir die Gelegenheit nicht entzogen werden, mich von meiner Niederlage zu erheben. In kleinerem Kreise, ungestört von einer drohenden Punschbowle, gelang es mir bald, die Hörer für mich zu gewinnen. Ich verdanke einem dieser Abende die größte Freude, welche mir in Paris zu Theil geworden. Es war nach Beendigung einer solchen Lektüre, daß eine Dame, die ich noch nie gesehen und auch an diesem Abende kaum bemerkt hatte, auf mich zutrat und mir, mit dem Tone einer geborenen Deutschen, sagte: sie wünsche lebhaft, daß ihr Gemal mich lesen höre und da derselbe des Abends selten ausgehe, so würde ich ihm wohl das Vergnügen machen, bei ihm zu erscheinen. Ich, nicht ahnend, wer sie sein könne und in ihrem zuversichtlichen Ausdruck wenig Ermunterung zu bereitwilliger Höflichkeit findend, verbeugte mich stumm, ohne ihr Antwort zu geben. Kaum hatte sie das Zimmer verlassen, als die Damen vom Hause auf mich eindrangen, lebhaft fragend: ob ich nun zufrieden sei? Ob sie es recht gemacht hätten? u. s. w. Erst konnt' ich gar nicht begreifen, wo sie hinauswollten, bis eine von ihnen den Na=

men Benjamin Constant nannte. Die Unbekannte war Frau von Constant. Täglich hatt' ich den Wunsch geäußert, diesen merkwürdigen Mann einmal in der Nähe zu sehen; die Erfüllung herbeizuführen, war seine Gattin für diesen Abend eingeladen worden; und ich Esel hatte ein solches Entgegenkommen so wenig zu nützen verstanden! Natürlich begab ich mich am nächsten Tage zu ihm, wurde jedoch nicht vorgelassen. An die Versicherung daß weder Monsieur noch Madame daheim seien, glaubte ich nicht und machte mir nun die bittersten Vorwürfe, mich durch mein dummes Benehmen um das Glück einer solchen Bekanntschaft gebracht zu haben. Einige Tage wurden mir durch das Mißbehagen, welches daraus entstand, völlig verdorben; sogar der Besuch meiner liebsten Boulevard-Theater konnte mich nicht trösten.

Da komm' ich von einem Spaziergange, zu dem mich ein schöner milder Wintertag verlockt, in übler Laune nach Hause, und wie ich an die Loge des Portier's klopfe, um meinen Schlüssel zu empfangen, tritt der alte Flegel, der sonst von mir, als dem bedeutungslosen Anhängsel eines deutschen Grafen kaum Notiz genommen, mit tiefer

Verbeugung heraus, schwenkt seine Mütze bis zum Boden und überreicht mir eine Visitenkarte, mit den Worten: Mons. Benjamin Constant en personne! — Auf die Karte war eine Einladung für einen der nächsten Abende geschrieben, wo ich den zweiten Theil von Shakespeare's „Heinrich IV." las und mir Constant's Wohlwollen und Liebe erwarb. So, daß er mich gern und oft hörte und sogar einigemale die Abendstunden, in dieser Absicht, bei Leo's zubrachte. Er machte, in seiner ehrenvollen Armuth auf bürgerliche Beschränkung angewiesen, kein Haus, sah keine Gäste und gab keine Fêten. Ausnahmsweise, nur mir, wie er sich ausdrückte seinen Dank zu bekunden, lud er mich einmal zum Diner. Ich hatte mich ein wenig verspätet; als ich eintraf, war die kleine Tischgesellschaft schon versammelt. Sie bestand aus einigen mir fremden Herren und Alex. von Humboldt. Man kann wohl denken, daß ich, wo Humboldt und Constant das Gespräch führten, nichts Besseres vermochte, als schweigend zu hören und ich spielte meine stumme Rolle mit innigem Entzücken. Was mir jedoch auffiel, war, daß Beide, trotz der schonungslosen Schärfe, mit der sie in ihren Dialogen Welt und Zeit durchnahmen,

einem der anwesenden Herren, dem Aeltesten, eine fast demüthigende Nachgiebigkeit zeigten und seinen Entgegnungen, die offenbar mehr treuherzige Gutmüthigkeit als siegenden Scharfsinn zeigten, oft nur ausweichende Huldigung entgegenstellten. Sollten sie, dacht' ich bei mir selbst, vor seinen grauen Haaren so viel Ehrfurcht hegen? — Und bei Lichte betrachtet, sah man keine grauen Haare, denn er trug eine blonde Perücke. Auf einmal wendete sich das Gespräch, Gott mag wissen wie? auf die Abschaffung des amerikanischen Sklavenhandels. Constant brachte diesen Gegenstand auf's Tapet und Humboldt bemächtigte sich desselben. Nun war er in seinem Elemente. Niemals kann Constant auf der Tribune eindringlicher gesprochen haben, als Humboldt an unserer kleinen Tafel sprach. Der Fluß seiner Worte war unerschöpflich und mußte jeden Hörer begeistern. Als er geendet, sagte Frau von Constant auf deutsch zu ihm: Humboldt, Sie müßten nicht so heftig sein, Sie verletzen und kränken unsern Freund. Das will ich eben, erwiederte Humboldt, ich will ihn aufregen, denn weil er der Einzige ist, der in dieser Sache etwas thun könnte, so soll er dies Alles hören,

und noch viel mehr! — Nun wurde mir's denn doch zu arg. Um Gotteswillen, flüsterte ich unserer Wirthin in's Ohr, sagen Sie mir, gnädige Frau, wer ist der Mann, von dem Humboldt behauptet — Wie? rief Frau von Constant aus, Sie wissen nicht, mit wem Sie am Tische sitzen? Sie kennen ihn nicht? Constant hat Sie nicht vorgestellt? Aber das ist einzig. Mais, Général, il ne vous connait pas! il ne connait pas Lafayette! —

„Das also war des Pudels Kern!?" fühlt' ich mich versucht, zu murmeln; oder murmelte es wirklich, denn mir ist als hätten Humboldt und Constant es gehört? Letzterer präsentirte mich nun in bester Form als „seinen jungen deutschen Freund in Shakespeare und Göthe" und wie die Tafel aufgehoben wurde und wir uns um den Kamin setzten, schlürft' ich mit dem schwarzen Kaffee begierig die hingeworfenen Worte ein, die zu jener Zeit, aus Lafayette's und Constant's Munde, einen drohenden Sturm verkündeten, und deren ich mich, bei der ersten Kunde der Julitage wie dunkler Vorhersagungen mit heiligem Ernste erinnerte.

Oefters erhielt ich auch die Erlaubniß, Con=

stant auf seinem kleinen, sehr engen Arbeitsstübchen zu besuchen, wo seine schönen Angora-Katzen über Tisch und Stühle kletterten und nicht selten jene wenigen Papierschnitzelchen, auf welche er die Disposition zu seinen welterschütternden Reden niederschrieb, mit Schwänzen und Pfoten durcheinander wirbelten. Aber seinen Katzen war Alles erlaubt.

Ein sichtbares Zeichen seiner Huld ist mir geblieben in einem kleinen Brustbildchen Shakespeare's, einer bronzenen Medaille, die er, als ich am letzten Abende vor meiner Abreise „Richard II.“ las, aus Madame Valentin's Händen nahm, um sie mir an einem weißen Bande umzuhängen. Mich dünkt, dies ist eine Ordensverleihung, deren sich ein bescheidener Künstler rühmen darf!

Weil ich denn einmal von einem Pariser Diner gesprochen, so sey es mir vergönnt, noch drei derselben zu erwähnen. Der Leser sieht, ich lasse mich billig finden. Nur drei! Das erste aus dieser Dreizahl zitir' ich seines Glanzes, seiner Pracht wegen. Es war eins im faubourg St. Germain bei dem reichen Baron Delmar; die Gesellschaft, groß genug, eine geräumige Tafel

zu füllen, kam doch nicht gegen die Ueberzahl der servirenden Haushofmeister, Kammerdiener, Valets und Lakaien auf, die schwarzen Krähen gleich umherstanden. Einige alte Düchessen und Marquisen, von denen eine, (Herr von Delmar war damals noch unvermählt,) die Honneurs machte, nahmen mit unbedeutenden vornehmen Herren die obere Hälfte ein; um die ich mich aber nicht bekümmerte, weil in meiner Nähe interessante Männer saßen, die Meyerbeer, mein nächster Nachbar mir freundlich explicirte. Darunter befanden sich: Sir Sidney Smidt, Napoleons Erb- und Todfeind, und Doktor Gall. Beide waren sehr mittheilsam, durch ihre Rede unsere Tischgegend belebend. Der Erstere sprach viel von seinen Thaten zur See und zu Lande, versäumte dabei von einer Schüssel zu zu nehmen, die ihm, nachdem sie schon verschwunden war, als ein Hummer-Ragout gerühmt wurde und machte dann einen fürchterlichen Lärm, man solle ihm nachträglich davon bringen. „Je n'ai pas reconnu mon vieil ami le hommard, déguisé comme il est!“ rief er einmal über das andere. — Wahrscheinlich jedoch hatte man im Vorzimmer die Schüssel bereits geleert; es mußte

für ihn, da er sich gar nicht zufrieden geben konnte, eine neue, auf Befehl des Hausherrn, bereitet werden und wir waren längst bei'm Dessert, als „son vieil ami“ endlich in neuer Auflage erschien. Ich wunderte mich nicht wenig über die Kühnheit des siegreichen Commodore, aber Meyerbeer beruhigte mich mit der Prophezeihung, daß er sich als „Schwiegervater“ gebehrde; was denn auch in Erfüllung ging, da Baron Delmar, Sir Sidney's Stieftochter binnen kurzer Frist ehlichte. Doktor Gall ließ sich nach Tafel herab, meinen Schädel zu betasten, nachdem er zuvor auf Meyerbeer's Hirnkasten einige Untersuchungen angestellt und dem Komponisten der „Margarethe von Anjou“ und des „Kreuzritters“ neue, größere Triumpfe verheißen. Was meine Organe anlangt, so schwieg er leider über poetischen Beruf gänzlich, entdeckte dagegen e i n e s in mächtiger Ausdehnung, welches ich nicht näher bezeichnen will. Mir sagte der vortreffliche Mann dadurch nichts Neues; ich mußte ihm durchaus beipflichten. Wenn er den Nagel überall und bei allen Prüfungen auf den Kopf getroffen, wie bei mir, so war er ein großer Meister in seiner Kunst.

Das zweite Diner, von dem ich reden will, bildet zu jenem sardanapalischen den erfreulichsten Gegensatz. Madame Valentin lud mich auf neapolitanische Maccaroni und auf Gérard, den berühmten Maler ein; außer ihm und ihren Angehörigen war Niemand zugegen; ein kleiner, runder Tisch gestattete unverkümmerten Austausch der Gedanken in heit'rem allgemeinen Gespräche; ich hatte gar nicht geahnet, daß man in Paris so traulich diniren könne. Bei diesem frohen Male drang eine Aeußerung Gérard's zu meinem Ohre, die tiefen Eindruck auf mich machte. Ich wurde ihm, im Laufe des Gespräch's als Berliner Theaterdichter genannt; er richtete sein, von grünen Brillengläsern verdecktes Auge auf mich und fragte dann, zwar leise, aber doch, daß ich es vernahm, seine Nachbarin: schreibt er eigene Stücke, oder ist er nur ein Uebersetzer? — Seh't, meine deutschen Freunde, in diesem Rufe standen wir schon 1827 bei kundigen Parisern!

Das dritte Diner war ein musikalisches; nicht nur musikalisch, weil ich bei dem musikalischen Liebling des Tages speisete, sondern auch weil ich es als Sänger verherrlichte. Ja, wahrhaftig, zwischen jedem Gerichte mußt' ich meine Stimme

erheben. Ich schämte mich, wie ein Pudel der Schildwach steht, aber es half nichts, man wurde nicht müde, mich singen zu lassen. Der liebenswürdige, nach meinem Gefühle nicht genug zu preisende Kompositeur so vieler schöner Tonwerke, der melodieenreiche, charakteristische Boyeldieu hieß mich singen. Seine „Weiße Dame," die, nachdem sie schon längst den Triumphzug durch Deutschland gemacht, in ihrer Heimath noch immer jung und frisch blieb, und einen Tag um den andern den Saal füllte, war der Gegengenstand meiner Vokalbestrebungen. Er und seine Dame wollten hören, wie sich die bezanbernden Weisen mit deutschem Text ausnähmen? Ich sang, wie ich es von unseren Sängern in der Königstadt oft genug vernommen, in demselben Zeitmaas, mit dem nämlichen Ausdruck; nichts mangelte mir, als die Stimme; doch darüber hörte mein kleines Publikum freundlich hinweg. Manche Passagen erregten Boyeldieu's höchstes Erstaunen, wegen Verschiedenartigkeit der Auffassung. So zum Beispiel das berühmte: „Komm! weiße Dame!" im zweiten Akte. Ponchard, der die Rolle des „George" kreirt hatte, nahm diese Apostrofe an die weiße Frau wie ein Ungläu-

biger, scherzend, neckend, mit Kehlspielereien durchwebt. Als ich nun versuchte deutlich zu machen, welchen Ausdruck sehnsüchtigen und schwärmerischen Vorgefühls unsere Tenoristen hineinlegen und wie elegisch und schmachtend sie die schöne Weise singen, rief der Komponist einigemale lebhaft aus: oh, que c'est allemand! Wenn übrigens Henriette Sontag vernommen hätte, wie ich mich bestrebte, fistulirend und kokettirend, ihren Gesang nachzuahmen, sie würde unfehlbar bereut haben, daß sie mich nach Paris und namentlich auch an Boyeldieu empfohlen. Aber ihre Brieflein, so artig dieselben auch empfangen wurden, und wie anerkennend sich Cherubini, Pär und Boyeldieu über die schöne Schreiberin aussprachen, hätten mir das Haus des Letzteren nicht geöffnet und ich hätte mich bei ihm, wie bei den Andern, mit flüchtigem Besuch und Gegenbesuch begnügen müssen, wäre mir nicht in Paris zu Statten gekommen, was ich bei Anwesenheit der französischen Schauspielertruppe in Berlin, schon angedeutet. Jene Schauspielerin Phyllis, der ich in Berlin allerlei Artigkeiten erwiesen und ihr den Aufenthalt in der fremden Stadt möglichst angenehm zu machen gesucht hatte, war an einen Herrn

Phyllis verheirathet, welcher seinerseits wiederum der Sohn einer älteren Madame Phyllis war. — Ich hoffe, gegen diese genealogische Ableitung wird kein Mensch etwas einzuwenden haben? — Die ältere Madame Phyllis aber war seit langen Jahren die „Freundin" Boyeldieus, die er nur deshalb nicht geheirathet, weil seine Frau, von der er zwar geschieden lebte, aber nur wie Katholiken es sein können, der Aussicht auf eine andere Ehe im Wege stand. An diese ihre Schwiegermutter hatte die jüngere Madame Phyllis von mir und über mich geschrieben, mich und meine uneigennützigen, aber gut gemeinten Artigkeiten gerühmt und glücklicherweise eine Visitenkarte von mir mitgesendet, damit, wenn ich einmal nach Paris käme, mir Gleiches mit Gleichem vergolten würde. Ich wußte davon nicht das Geringste. Als ich nun nach vielen fruchtlosen Bemühungen, meinen Sontags-Brief persönlich in Boyeldieu's Händen zu legen, — (es ist unglaublich, wie sorgsam Pariser Autoren und Künstler sich abschließen müssen, um nicht durch lästige Besuche fortdauernd gestört zu werden!) — der Sache überdrüßig, Brief und Karte mit meinem Namen, in die Hände eines Dienstboten

gelegt und den Rückweg ärgerlich angetreten hatte, wurde ich, fast schon unten angelangt, durch einen nachkeuchenden Kourier zurück gerufen. Boyeldieu, den Brief der Sontag in der Hand, trat mir entgegen — (ich gerieth in Versuchung, ihn bei dem schönen ritterlichen Anblick, den sein Erscheinen gewährte, mit der Romanze seines „Jean de Paris“

„Alles für Gott, Schönheit und Ruhm!“

anzureden!) — bat um Entschuldigung, daß ich mich schon mehrmals vergebens bemühen müssen, und gestand, daß er auch diesmal mich nicht empfangen haben würde, wenn nicht zufällig meine Karte heute in die Hände der Dame Phyllis gerathen wäre. Alsbald fand die bejahrte, stattliche Frau sich ein und rief mir, Thränen im Auge, zu: Nicht wahr Sie sind der gute Deutsche, der sich meiner armen Kinder dort in dem fremden Lande so lebhaft angenommen, ihnen so viel Gefälligkeit erwiesen hat? Und meine Berliner deutsche, mit der in Paris gestochenen französischen Karte vergleichend und beide ihrem Freunde vorzeigend, wiederholte sie: mais, sans doute, c’est lui même; mais c’est trop heureux!

So wurd’ ich heimisch bei dem von mir angebeteten Meister und durft’ ihn, so oft ich wollte,

sogar des Morgens, während er komponirte, — er schrieb an der Oper: „les deux nuits“ — in seinem Arbeitszimmer besuchen. Bei ihm begegnete ich denn auch manchen Personen, die zu sehen mir interessant war. Einmal dem oft so ungerecht geschmähten Scribe. Dieser sah' mich, als er mehrmals nach meinem Namen gefragt und denselben förmlich durchbuchstabirt hatte, — denn ein deutscher Name, sei es der einfachste, bleibt für die Franzosen die größte Schwierigkeit, und ich schätzte mich oft schon glücklich, wenn ich als Mons. Oltére davon kam, — also Scribe, nachdem er mich in succum et sanguinem vertiret, sah mich forschend an und stellte mir, bezüglich meiner kleinen Autorschaft, verfängliche Fragen: z. B. wie viel Stücke von mir in Scene seien? und dergleichen. Ich konnte durchaus nicht begreifen, was er von mir wissen wolle? Und noch weniger, was er von mir wisse? Von mir unbedeutendem Dichterlein? Meyerbeer aber, der Paris kennt wie seine Tasche, lösete mir das Räthsel. Es war eben ein Buch Ancelot's erschienen, so viel ich weiß eine Reisebeschreibung. Mit diesem Ancelot hatte ich in Berlin bei Meyerbeer's Mutter gespeiset, und Michael Beer hatte, in einem

Anfluge von ironischer Artigkeit mich dem französischen Autor als den „Scribe de l'Allemagne" vorgestellt; was denn Mons. Ancelot mit ächtfranzösischer nonchalance, tout bonnement in sein Reisetagebuch aufgenommen und abdrucken lassen. Scribe — noch dazu mit Ancelot nicht im besten Vernehmen, — wollte begreiflich seinem deutschen Doppelgänger auf den Zahn fühlen. Als ich ihm aber auf jene Frage: wieviel meiner Stücke in Scene wären? kaum ein halbes Dutzend zu nennen vermochte, warf er mir einen Blick zu, wie Rothschild einem Bankier aus „Zülz" zuwerfen würde und brach die Konversation ab. —

Ich gebrauchte so eben den Ausdruck „ungerecht geschmäht" und muß noch einmal darauf zurückkommen. Wer Scribe's Arbeiten nur aus deutschen Uebersetzungen kennt; ja, wer sie auch im Original nur g e l e s e n, der soll sich doch ja nicht herausnehmen wollen, über sie und ihn zu urtheilen. Wer aber, zu meiner Zeit, die Vorstellungen des Théatre de Madame (Gymnase) fleißig besucht, dieses durch ihn gebildete und gehaltene Ensemble bewundert hat; daneben gefälligst in Anschlag bringen will, daß er zu gleicher Zeit auf dem ersten französischen Theater heimisch,

im Gebiete der großen, wie der komischen Oper, ja sogar im Ballet Schöpfer und Erfinder war; wer dann einen Blick auf die unermeßliche Reihe von immer nachfolgenden Werken richtet, in deren schwächstem doch immer Geist und Scharfsinn vorwaltet; — und wer dann noch geringschätzend von Scribe zu reden vermag, der muß wirklich sehr bornirt sein. Scribe's Hauptfehler ist, daß man ihn übersetzt; daß man in handwerksmäßiger Hast entstellt, was treffend wiederzugeben entweder den deutschen Formen und der deutschen Sprache versagt bleibt, oder doch, wenn es einigermaßen gelingen sollte, den höchsten Fleiß, die genaueste Kenntniß der pariser Zustände, die feinste Weltbildung in Anspruch nehmen würde. Kann er dafür, er, der nur an Paris, kaum an seine eigenen Provinztheater denkt, während er schreibt, kann er dafür, daß hundert Scribler, der arme Scribe! über seine Werke herfallen wie hungrige Wölfe? —

„Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen!"

Und wenn Scribe weiter gar nichts gemacht hätte, als das Buch zu Boyeldieu's „Weißer Dame", so wär' er ein Dichter, und ein recht

respektabler. Nehmt doch, ihr klugen Herrn Schimpfer, nehmt doch zwei dicke Romane von Walter Scott zur Hand, leset mir doch aus beiden eine solche innig verbundene, hochpoetische, edelgehaltene Fabel heraus, wie Scribe in diesem Falle gethan!? O, ihr könntet viel von ihm lernen. — Aber geht, ihr wollt nichts lernen; ihr wollt nur schimpfen! das ist bequemer und wird auf dem Markte, glaub' ich, besser bezahlt. —

Doch ich sehe eigentlich gar nicht ein, wie ich dazu komme, mich hier zum Vertheidiger eines Mannes aufzuwerfen, der alle Anfechtungen verlacht, der sich durch seine Werke am siegreichsten selbst vertheidiget und nebenbei noch ein Millionair ist? Während ich, Hrn. Ancelot's „Scribe de l'Allemagne" Hungerpfoten sauge.

Zudem hat der französische Scribe bei'm deutschen noch etwas auf dem Kerbholze, was ich ihm nicht vergessen kann: unter den Neuigkeiten, die er während meiner Anwesenheit auf die Bretter brachte, befand sich ein kleines Drama: „Rodolphe, imité de l'Allemand," welches, die überflüssige Zuthat einer unnützen Person abgerechnet, nichts anderes war, als — Göthe's „Geschwister." Freilich sehr entdeutscht und umgeschmolzen, aber

doch immer noch erkennbar. Wenn dies, sein großartiges Verschweigen des Göthe'schen Namens, Rache gegen Deutschlands Uebersetzer und Nachahmer sein sollte, so war das Opfer mindestens unpassend gewählt.

Bei Boyeldieu lernte ich auch Rossini kennen, der mit ihm in einem Hause wohnte. Madame Rossini, einen monströsen Affen auf dem Arm, kam gewöhnlich zur Dunkelstunde ein wenig herauf und bisweilen folgte ihr der Schwan von Pesaro. Sein Wesen und Betragen war sehr einnehmend, aber in jedem Sinne das Widerspiel von Boyeldieu's gehaltenem und chevaleresken Benehmen. Wie ich ihm, als Berliner, vorgestellt wurde, fragte Rossini: Berlin? Berlin? ist das nicht die Stadt, wo „Tankred" von Männern*) gesungen wird? — Das war Alles, was er von uns wußte. — Ich erwiederte ihm: es ist auch die Stadt, wo Henriette Sontag mit dreien Ihrer Opern seit zwei Jahren das Theater füllt! — (Wenn Freund Rellstab diese meine schmeichle-

*) Wirklich hat der sonst so vortreffliche Bassist Fischer die Tollheit begangen, den Rossini'schen Tankred dem Publikum zuerst als Baßparthie vorzuführen.

rische Antwort vernommen, so hätt' er mich doch unfehlbar um's Leben gebracht!) —

Ich hörte auch einmal in einer musikalischen Soirée bei Kalkbrenner, wo Meyerbeer boshaft genug war, mich als Verfasser der Berliner Posse „der Kalkbrenner" feierlichst einzuführen, und wo man immer das Schönste und Beste zu hören bekam, Rossini mit dem alten Pär komische Duetten singen. Pär, der Greis, welcher früher ein großer Sänger gewesen sein und in seinen eigenen Opern glänzend gesungen haben soll, hatte keine Stimme mehr; Rossini steht in dem Rufe, nie eine gehabt zu haben. Aber Beide trugen vor, wie Meister, und rissen unwiderstehlich hin. Sie sangen das herrliche Duett aus Cimaroso's „heimlicher Ehe" und jenes andere, minder charakteristische, aber desto brillantere aus Rossini's „Cenerentola," — welche letztere, beiläufig gesagt, einer unserer Mitsitzer in den Konferenzen der Königstädter Theaterdirektion, beim Entwerfen des Repertoirs, in sein Register als „die schöne Rentola" einzuzeichnen pflegte.

Was nur von musikalischen Celebritäten in Paris athmete, schuf und sang und strich und blies und fingerte, das sollt' ich Glücklicher, zu

einem dicken Knäuel vereinigt, an einem Abende auf Einmal zu sehen und zu hören bekommen! Boyeldieu's vorbesagte, von ihm getrennte Frau war endlich so gefällig zu sterben, und es stand nun nichts mehr im Wege, daß Madame Phyllis die Aeltere, die schon seit dreißig Jahren darauf harrte, Madame Boyeldieu werde! Die gute Mama war, um Beranger's Ausdruck zu gebrauchen, begierig, ihren Lebens- und Liebes-Wein auf ihre alten Tage noch mit geweih'tem Wasser zu mischen und das neu-vereinte, längst verbundene alte junge Paar feierte sein Hochzeitfest durch eine splendide Réunion, zu der auch der „Poet aus Berlin" freundlich eingeladen war. Die große Oper, die komische Oper, die italienische, das Konservatorium und die Kirche, Komponisten, Virtuosen und Sänger, Caraffa und Pixis, Lafont und Habenek, Auber und Bordogni, Mad. Pradher und Nourrit, Meyerbeer und Cherubini, Pär und Rossini, Kalkbrenner und Blanchini, Groß und Klein, Freund und Feind, Lebende und Todte, wogten in dem überfüllten Raume durcheinander — und die Damen von der Oper machten sogar Anstalten zum Tanzen. Unverstellt war die freudige Anerkennung von Boyeldieu's Werth,

die alle Anwesenden theilten; als Rossini und Meyerbeer und Auber des Jüngstvermählten Sohn, einen hübschen, kleinen Buben von zwölf Jahren stellten und ihn, während Auber akkompagnirte, mit seinem dünnen, reinen Stimmchen singen ließen: „ah quel plaisir d'être soldat!“ Da brach Alles in lautem Jubel aus und des: vive Boyeldieu! vive la dame blanche! war kein Ende!

Diese Dame blanche war aber, höchstens noch Herold's anmuthige „Marie“ eingerechnet, das Einzige, was damals den Musikfreund in die „opéra comique“ ziehen konnte. Denn die übrigen Opern-Theater waren schlecht bestellt. Die Italiener zählten keinen Stern erster Größe. In der großen Oper, wo sie fürchterlich brüllten, hörte ich die „Vestalin“ abscheulich schlecht, — der alte Nourrit, (Adolf's Vater) gab den Licinius! — und Rossini's „Moses,“ der neu bearbeitet in's Leben trat, ennuyirte mich, aufrichtig gesprochen. Im Odéon hatten sie auch so eine Art von Oper, bei welcher Madame Schütz, später Oldosi, das Kraut fett machen sollte. „Freischütz,“ Castil-blazirt, und Beaumarchais „Figaro,“ mit Rossini'scher Musik, (wenn ich's nicht selbst gehört hätte, möcht' ich's nicht glauben!)

waren an der Reihe. Das „théâtre français“ reizte mich nur, wo die Mars spielte. Diese sah ich oft in ihren Hauptrollen und es ging mir wie aller Welt, ich konnte dem Zauber ihrer Sprache, der Anmuth ihrer Darstellungsweise nicht widerstehen. Bisweilen kamen mancherlei Zweifel in mir auf und ich erkühnte mich zu fragen, ob die weltberühmte Künstlerin nicht manchmal am Meisten dadurch wirkte, daß sie unterließ, was jede Andere an ihrer Stelle gethan haben würde? Ob ein gutes Theil ihrer Bühnenherrschaft, die im Verhältniß zu ihren Kolleginnen in Tyrannei ausartete, nicht geradezu in der Gewalt ihres Namens bestand? Für den Augenblick wurden derlei Zweifel immer wieder in die Flucht geschlagen; doch deutlicher traten sie mir auf's Neue hervor, als ich einige Jahre später die deutsche Sophie Müller in Scribe's „Valerie" (Gabriele) auf der Berliner Bühne sah. Valerie war mir wie das Vollkommenste erschienen, was die Mars gab; ich hatte, bei dieser Darstellung, den Ausbruch innigsten Gefühls am wenigsten vermißt. Nun kam die Müller, und ich mußte mir bei vielen Stellen sagen: das ist das Wahre! das hat der Mars gefehlt! — Die Mars war

die Vollkommenheit der Negativität. — Talma war schon begraben und ich konnte nur sein Grab besuchen. — Ich darf nicht daran denken, mich hier in weitläuftige Theaterberichte zu verlieren. Theils wär' es unfruchtbares Bemühen, den Zustand des ersten französischen Theaters vom Jahre 1827 zu schildern; theils wäre kein Raum dafür: ich müßte in's Unendliche schwatzen. Deshalb brech' ich ab. Was ich darüber zu sagen habe, findet wohl gelegentlich einen andern Ort. Nur sei erwähnt, wie lehrreich mir die Anschauung auch dessen gewesen, was mir verkehrt oder abgeschmackt erschien; dazu rechne ich die Darstellung englischer oder deutscher Tragödien und Schauspiele.

Am liebsten trieb ich mich in den kleineren Theatern umher: Gymnase (Scribe's Arena), Variétés und Vaudeville, dieses Kleeblatt lockte mich immer wieder. Das letztere hatte zwar für den Augenblick keine rechte Farbe und schwankte, ungeschickt dirigirt, zwischen Burlesken und sentimentalen Dramen hin und her. Aber es besaß einen Künstler im ganzen, reichsten Sinne des Wortes; einen Künstler, in welchem ich, als es

mir endlich gelang*), mich ihm persönlich zu nähern, auch den wahren, edlen Menschen kennen lernte: Lepeintre den älteren. Dieser Mann erschien mir deshalb als der merkwürdigste aller Pariser Schauspieler, die ich geseh'n, weil er, ohne irgend einen Vorzug seiner Nationalität zu entbehren, zugleich Alles besaß, was wir an guten deutschen Schauspielern rühmen dürfen. Obgleich durch seine Stellung und die damals schlechte Verfassung des Theaters Vaudeville verdammt, fast nur in schwachen und nichtigen Stücken auf-

*) Ich verdankte Lepeintre's Bekanntschaft, dem unglücklichen Schauspieler Sarthé, der früher als Gast in Berlin gewesen war, sich nun in Paris als Bettler umhertrieb und für den ich, von dort aus, in Berlin eine Kollekte veranstaltete, zu der unser guter König reichlich beisteuerte. Leider erfuhr ich zu spät, daß Sarthé, in Lüderlichkeit versunken, nicht mehr zu retten war. Auch hatten ihn alle ehemaligen Genossen aufgegeben; jeder wies den Elenden von seiner Thür. Nur Lepeintre nicht. „Er war mein Kamerad, un beau talent, er ist im Elend; — durch seine Schuld, heißt es? Desto schlimmer für ihn; ich kann ihn nicht verhungern lassen,“ so sprach Lepeintre zu mir, als mir Sarthé Eintritt bei ihm verschafft. Lepeintre lebte, wie die meisten Pariser Schauspieler, höchst eingezogen, abgeschlossen von aller Welt, nur seiner Kunst, seiner kleinen Häuslichkeit, — und dem Bestreben, sich ein sorgenfreies Alter zusammen zu sparen.

zutreten, machte sich sein gediegenes Talent doch immer geltend. Einigemal mußt' ich ihn für einen Zauberer halten: Ich sah ihn, z. B. einen alten preußischen Soldaten — (Friedrich der zweite und dessen Zeit bleiben eine unerschöpfliche Fundgrube für die kleinen Pariser Bühnen), — darstellen und dies mit einer Natur und Wahrheit, daß ich in Berlin zu sein und „Wauer oder Rösike" vor mir zu erblicken wähnte; auch lies ich mir nicht nehmen, zu glauben, Lepeintre müsse in Deutschland, vielleicht während der Kriege, gewesen und viel mit preußischen Soldaten umgegangen sein? Als ich ihn darüber befragte, versicherte er mich, niemals die Heimath verlassen, einen unsrigen Soldaten höchstens aus der Ferne gesehen und mit einem Deutschen überhaupt, — ich sei der Erste! — niemals gesprochen zu haben. Auf meine zweite Frage, wie es dann denkbar sei, daß er so bis in die kleinsten Details die Haltung, den Charakter treffen könne, erwiederte er bescheiden lächelnd: ma foi, Monsieur, je ne connais pas ces gaillards là, aber ich habe mir gesagt, daß sie ohne Zweifel von einem andern Teige geknetet sein müssen, als die unsrigen; auf gutes Glück, nach meiner Fantasie, hab' ich

gesucht! — Sie versichern mich, daß ich gefunden hätte? et j'en suis très flatté! — In dieses Mannes Spiel war kein Blendwerk, kein Schein, keine Gaukelei. Gediegener Ernst, vom Scheitel bis zur Fußzehe: ein Ganzes. Er erinnerte mich — nur daß er rüstiger, gewandter, vielseitiger auftrat, — an den alten Koch in Wien. Mit einem Worte: ein ausgezeichneter deutscher Schauspieler, in's Französische übertragen! — Was dem Theater Vaudeville, welches ich nur um seinetwillen liebte, (doch daß ich nicht lüge, „Jenny Colon" that auch keinen Schaden) abging, das hatten meine beiden andern Lieblinge: Gymnase und Variétés in reichem Maaße; ein entschiedenes, ihren eigenes, ihr Genre bezeichnendes Repertoir. Und das war es denn auch, was mich immer wieder hinzog; was mich oftmals die großen Repräsentationen großer Werke in den großen Theatern, für die kleinen runden Aufführungen kleiner Genrebilder in den kleinen Theatern hingeben ließ. Ich will kein Geheimniß daraus machen, und sollt' ich auch gesteinigt werden, unsere Zeit erscheint mir nicht fähig, sich in Erfindung, Ausführung, Darstellung und Anschauung über das Genrebild zu erheben. In diesem

aber erschienen mir jene beiden Bühnen vollendet. Während im Gymnase das Treiben der vornehmen und reichen Welt, die Bevölkerung der Salon's ihren treuen, reinen Spiegel fanden, führten die Variétés volksthümliche Sitten, Bräuche und Scherze in geistreichen Scenen vor; während dort Leontine Fay, Jenny Vertpré, Gontier, Paul, Ferville u. A. mit unnachahmlicher Grazie die Sitten und Unsitten der guten Gesellschaft in Ernst und Spott kritisirten, brachten hier: Odry, Brünet, Vernet, Rose, Pauline, die Melval — und Potier mit keckem Uebermuth, sprudelnder Laune, aber auch mit rührender Einfalt und herzerschütternder Natürlichkeit das Leben der Stadt, der Nation auf die Bretter. Vier Monate hindurch, diese Theater besuchen; mit offenem Auge und unbefangenem Sinne die Bühne und das Publikum vor derselben beobachten; sich in die Feinheiten — und Gemeinheiten des Jargons, in die Theilnahme der Zuschauer, in die gegenseitigen Wirkungen von Oben nach Unten und umgekehrt, hinein sehen und fühlen! — Das hieß gewißermaßen Paris studiren.

Potier war unbedenklich berühmter und beliebter, als mein Freund Lepeintre. Er war auch

ein mehr brillanter Schauspieler. Aber nichts destoweniger stand er an Tiefe des Gefühls jenem nach; er opferte häufig die Wahrheit auf Kosten des Effekts und erschien mir, freilich im edleren Sinne des Wortes, da wo er den lautesten Beifall erndtete, oft wie ein farceur. Auch ihn lernt' ich kennen und fand in ihm einen eitlen, fast geckenhaften ci-devant jeune homme, ganz das Widerspiel des würdigen Lepeintre. Doch war er sehr gefällig gegen mich; er brachte mir zu Liebe die ganze Reihe seiner renomirtesten Rollen: „le chiffonier, le centénaire, le conscrit, le ci-devant jeune homme," etc. etc. obgleich sie schon veraltet und zurückgelegt waren, zur Darstellung. „Les inconvèniens de la diligence" hab' ich wenigstens zwanzigmal gesehen und wenn ich heute Nacht aus dem besten Schlafe geweckt würde, so zög' ich mich eiligst an und liefe gern meilenweit, um ihn noch einmal vor mir zu haben, wenn er die als Straßenräuber aufgestellten Strohpuppen besiegt und bei jedem Stoße wiederholt: ah, tu es un mannequin!

Ich hatte in diesen Theatern meinen eigenen Platz dicht an der Bühne. Die Duvreusen waren meine Freundinnen; jede besaß einen pensionirten

Glacéhandschuh von mir, mit dem sie die mir zugesprochene Stelle belegte, und ich mochte kommen wann ich wollte, immer ward mein Vorrecht respektirt.

Die eigentlichen Melodramentheater besuchte ich selten. Wie ich in der Porte St. Martin die „Galeerensklaven“ spielen sah, fühlt' ich mich vom Gefühle der Erniedrigung darnieder gebeugt, daß ich, was hier den Damen der Halle als Surrogat einer blutigen Tragödie galt, auf dem Königl. Hoftheater in Berlin bereits alles Ernstes von den ersten Hofschauspielern hatte vorstellen sehen. Auf den Boden, wo solche Pflanzen erwuchsen, gehören sie hin; dort ist ihr Klima und sie mögen sich wuchernd ausbreiten wie sie wollen, niemals können sie verdrängen, was in andern Beeten blüht und duftet. Aber so ein deutsches Theater! So ein Durcheinander von Rosen, Tulpen und Nesseln —

„o ein wüster Garten,
verworf'nes Unkraut erfüllt ihn gänzlich!“

Eben so ergötzt' ich mich in Paris an dem unbeschreiblichen Affen-Mazurier; ja, ich weinte über seine rührende Darstellung. In Berlin hätt'

ich auch weinen mögen, über „Jocko,“ aber nur aus Bosheit.

Und dies war denn der Total=Eindruck, den ich von meinem Pariser Theaterleben mitbrachte, daß wir in Deutschland gar kein Theater haben, daß wir vielleicht keines haben können? daß wir vielleicht keines bekommen werden? Zu einem wirklichen Theater, in welchem sich der Geist und die Richtung einer Nation wiederfindet, gehört eine Hauptstadt; ein Konzentrationspunkt aller Talente, Meinungen und Bildungsmittel; ein Forum der für's ganze Land geltenden Kritik*). Indem die Schriftsteller für diese Stadt schreiben, schreiben sie für's ganze Land. Von dieser Stadt geht nicht nur der Erfolg ihrer Arbeiten durch die Provinzen, auch die Art der Darstellung, wie durch unwiderlegliche Tradition. Zu einem wirklichen Theater gehört ein zwar erregbares, aber nicht minder strenges, unerbittliches Publikum,

*) Ohne solchen Mittelpunkt wird es schon unmöglich, daß manche, höchst=schätzenswerthe Gattungen von Sittengemälden aus niedrigeren Ständen, allgemeines Verständniß und überall gleiche Würdigung finden. — Wir besitzen höchst gelungene Arbeiten dieser Art, z. B. in hamburger Dialekt. Wie müßten sich diese in Wien oder München ausnehmen?

welches auch in sogenannten Königl. Häusern das unbestrittene Recht hat und übt, jede Nachlässigkeit, jedes Versehen der Schauspieler mit furchtbarer, unerbittlicher Gewalt im Augenblick, auf frischer That zu bestrafen und welches so seine Schauspieler erzieht. — Ich habe Potier, den Vergötterten, ohne Erbarmen auspfeifen hören, weil er sich zweimal hintereinander, in einer neuen Rolle versprach. — Daß ein französischer Schauspieler seine Rolle nicht Silbe für Silbe auswendig wüßte, ist ein Fall, der nicht eintreten kann. In Paris nun gar nicht. Wer stecken bliebe, würde zerrissen werden. Daß er wisse, was er zu sagen hat, erscheint dort auch dem Ungebildet'sten als eine unerläßliche Bedingung. Eben so, daß ein Sprecher dem andern die Worte aus dem Munde nehme; daß es keine leeren Pausen gebe! — Und nun besuche Einer die deutschen Theater, auch die in größeren Städten! Ich bin schon so weit gekommen, daß ich vor Freuden mit Händen und Füßen zapp'le, wenn ich einmal den Souffleur nicht den ganzen Abend brüllen höre; wenn sein Gebrüll, auch in Königl. Hoftheatern, die Reden der Darsteller nicht übertönt. In Frankreich hab' ich, auch in den klein-

sten Räumen, niemals einen Souffleur vernommen.

In der Diktatur, die eine gesetzgebende Hauptstadt für den Geschmack des Landes, folglich auch für den Succeß der dramatischen Neuigkeiten durch alle Provinzen ausübt, liegt eben auch die reiche Erndte welche das droit d'auteur, die Tantième abwirft. Aber nur wenn das droit d'auteur ein wirkliches ist; wenn er es gesetzlich den Direktionen gegenüber geltend machen darf, wird die Tantième ergiebig genug ausfallen, um viele geistreiche Männer zu veranlassen, daß sie sich auf die Galeere, Bühne genannt, wagen. Eins folgt aus dem Andern: in Frankreich fehlt es nicht an Stücken, weil es denen, die sie liefern, nicht an pekuniairen Vortheilen fehlt; an diesen aber fehlt es nicht, weil ein Stück, wenn es einmal in Paris durchdrang, im ganzen Lande gespielt wird; in Paris aber hängt es nicht von der Laune einer Direktion, oder eines unartigen Häufleins im Parterre ab, den Stab zu brechen, sondern der Dichter begehrt seine drei Vorstellungen und das Publikum hat Zeit und Raum sein Urtheil festzustellen und abzugeben. Die Schauspieler müssen dem Dichter gehorchen — und wehe ihnen, wenn

sie sich weigern. Das Publikum erzieht sich die Schauspieler, — aber es ist, wie wenn die Methode des gegenseitigen Unterrichts eingeführt wäre, selbst erzogen. Es hört, es faßt auf, es versteht, es nimmt Theil. — Ein deutsches Theater! — Ja, wo soll das herkommen? So lange wir keine deutsche Hauptstadt haben? Schiebt mir Wien, Dresden, Hamburg, München, Berlin und Leipzig und noch ein Paar Dutzend Residenzen zusammen, dann wollen wir weiter über diesen Punkt reden.

Ist es denn nicht ein Jammer, nur die deutschen Berichte über deutsche neugegebne Stücke zu lesen? dort hat's gefallen, dort hat's nicht gefallen, dort soll's gegeben werden, dort darf's nicht gegeben werden, dort erregt's Sympathie, dort stößt's die Leute vor den Kopf, dort rufen sie den Verfasser, dort zischen sie ihn aus, dort ist er beliebt, dort haßt man ihn; — Narrheiten! Was ist das für eine Noth, eh' sich einmal ein neues Werk, (ich meine unserer Besten) durch alle Hindernisse, durch Hofrücksichten, durch Censurbedenken, die überall verschieden und nur in ihrer Spießbürgerlichkeit sich ähnlich sind, Bahn gemacht hat!?

Und unsre besten Schauspieler reisen herum,

und stören mit ihren Gastrollen die Repertoirs, und spielen im besten Falle ihre Soli's ab, als Virtuosen, und lassen sich von Schriftstellern die Kour machen, um ein Versprechen zu geben, daß sie künftig einmal versprechen wollen, dies oder jenes Stück heranzubringen.

Und die Hauptfragen der Zeit dürfen wir gar nicht berühren, denn was dort gestattet sein könnte, wäre da verboten; und was hier begeisterte, möchte dort verletzen, und wenn Braunschweig jubelte, könnte Nassau die Achseln zucken!

Laßt mich ungeschoren! Und wer Freude am Theater finden will, der reise nach Paris!

Wo ich mich überall umhergetrieben!? Welche Leute ich aufgesucht? Welche Gesellschaften, wie im Traume, frequentirt? Welche Bilder und Namen an mir vorübergezogen? Was weiß ich? Cousin, der sehr erfreut war, einen Berliner zu sehen und nur nach Hegel fragte; Casimir Delavigne, dessen Dichtungen ich stets geliebt; Cooper, den edlen Sohn Amerika's, den er-

habenen Verfasser des „Spions“ und ähnlicher Meisterwerke; und noch so Manchem begegnete ich unerwartet, — denn wo könnte man in Paris verkehren, ohne sich solch' glücklicher Begegnungen zu erfreuen?

Auch in der vornehmen, und vornehmsten Welt, bei ihren Bällen und Diner's fand ich bisweilen Eingang. — Nun, dergleichen gleicht sich wohl überall. Der Plan, bei Louis Philipp, in dessen Hause man Deutsch versteht, als Vorleser aufzutreten, mislang, obgleich Meyerbeer, und dessen Freund Dolomieu, ein Kammerherr, ihn unterstützen wollten. Letzteren, der ein leidenschaftlicher Autographen-Sammler, nach Original-Briefen deutscher Dichter und Musiker von Ruf wie toll und thörigt war, sucht' ich für mein Vorhaben dadurch zu gewinnen, daß ich Alles was ich von dieser Gattung aufgesammelt, mir nach Paris senden ließ. Er nahm die Briefe, — aber aus meiner Leserei bei'm Herzog von Orleans wurde nichts. Durch Benjamin Constant, auch wohl durch Humboldt wär' es zu machen gewesen; doch wagte ich nicht, Beide mit einem Wunsche zu belästigen, der von seiner Lebhaftigkeit mit jedem Tage mehr nachließ. Denn

je besser ich Paris kennen lernte, desto klarer wurde mir, daß der Plan als Vorleser deutscher Dramen dort aufzutreten, ein verrückter sei und daß auch des Herzog von Orleans möchlicherweise zu erringendes Protektorat ihm keine Weihe geben würde. Die Kenntniß der deutschen Sprache ist selbst bei den Franzosen, die sich derselben rühmen, so mangelhaft, daß man bei näherer Untersuchung erschrickt; diejenigen Deutschen aber, die zum Besuch nach Paris kommen, haben andere Dinge vor, als sich von einem Landsmanne anlesen zu lassen. Wie ich erst überzeugt war, so war ich auch schon beruhigt und that weiter keine unnützen Schritte mehr. Ich that überhaupt nicht viel. — Ja, die Wahrheit zu sagen, ich that eigentlich gar nichts; was nämlich Unser=Einer, der die Feder in der Hand, mit und von der Feder lebt, t h u n nennt. Für's Erste lebt' ich in stetem Schau'n, Hören, Beobachten und Vergleichen, was sich in meinem Zimmerchen nicht füglich fördern ließ; für's Zweite war's in jenem, meinem Zimmerchen kalt wie in einem Hundestall. Wegen enormer Theurung des Holzes, welches in den Kamin geworfen kaum zwei Schritt weit wärmend wirkte, hatt' ich mir ein kleines, weißes Oefchen

setzen lassen; es nahm so ziemlich die Mitte des Zimmers ein und blieb, wenn es künstlich geheizt worden, — aber bei offnen Fenstern mußte dies geschehen, sonst spie das kleine Ungeheuer dicken Rauch, — beinah' eine halbe Stunde lang warm. Diese halbe Stunde benützt' ich denn, zu meinen literarischen Exerzitien und zur Korrespondenz. Auf der Platte des Ofens etablirt' ich das Schreibegeräth; immer nur mit höchster Vorsicht und in steter Gefahr, mir so lange sie heiß war, die Finger zu verbrennen, oder die Papiere zu versengen. Mit beiden Knieen umklammerte ich die thönernen Flanken. Dabei wehten Wind, Regenschauer, nicht selten Schnee zu den großen, bis auf den Fußboden klaffenden Fenstern herein, und kühlten meinen hintern Menschen, während der vordere schmorte. Bis denn bald die vordere Hitze ab- die hintere Kälte zunahm, meine Beine verkrummten, meine Finger erstarrten, meine Nase blau wurde und ich mich eiligst anzog und davon lief, um durch Bewegung mich erwärmend zu beleben. — Bei zehn Grad Kälte, wie wir sie häufig hatten, würden, däucht mir, solidere Anstalten zur Erwärmung eines an geheizte Zimmer gewöhnten Deutschen, einigermaßen

an ihrer Stelle gewesen sein; um so mehr in einem der ersten Hôtel's. Doch der Franzose friert nicht und vermag sich niemals in die Lage eines hinter dem Ofen hervorgekrochenen Nordländers zu versetzen. Und, Alles genau erwogen, war mir die Unbehaglichkeit meines kalten Gemaches höchst willkommen, als genügende Entschuldigung für die schriftstellerische Unthätigkeit, in der ich verharrte, und die meinen Neigungen eben so zusagte, als sie meinen bei Antritt der Reise gefaßten Vorsätzen widersprach.

Was mich bei vielfältigen Entdeckungsreisen und Irrfahrten häufig störte und mir hinderlich wurde, war die Unfähigkeit, mich ächt-französisch auszudrücken, so daß ich mich stets als Fremder verrieth. In den ersten Tagen, die Feinheiten und eigenthümlichen Wendungen der Sprache, — denn was uns auf der Schule für Französich verkauft worden, ist im Pariser Handel und Wandel kein gangbarer Artikel, — nicht kennend, parlirte ich keck und muthig in's Zeug hinein. Bei längerem Verkehr jedoch macht' ich die traurige Entdeckung, daß ich, deutsch denkend, unmöglich französisch reden könne; daß mein Dialog abscheulich sei; und als ich einmal die Zuversicht

verloren, sprach ich täglich schlechter. Wie ich endlich durch stete Uebung, einige Gewandheit erlangt, konnt' ich davon nur noch wenig Gebrauch machen, denn es war kurz vor meiner Abreise.

Höchst peinigend war es auch, daß Ausdrücke und Floskeln, wie sie in niederer Sphäre und schlechter Gesellschaft vorkommen — denn ich rühme mich, in solcher häufig gelebt zu haben, — mir klettengleich hängen blieben und daß ich dann, bewußtlos, in höheren Zirkeln und zierlich sein sollenden Gesprächen, bisweilen dergleichen Bruchstücke, zum Schrecken der mit mir konversirenden Damen von mir gab. So besinn' ich mich, daß ich während einer Visite bei der Marquise Choiseul-Praslin, einer Tochter Sebastiani's, im Feuer des Gefechtes, auf einen Stutzer, von dem die Rede war und dem ich nicht wohl wollte, den Ausdruck „polisson“ anwendete, worüber die Marquise sich fast entfärbte. Ich war so unschuldig an diesem Frevel! Die guten Mädchen im Café d'Italie, oder im Café de la paix, gebrauchten das nämliche Wort, wenn sie neckend schmeicheln wollten! Diese „guten Mädchen,“ die von vielen Reisenden, als der Auswurf der

Menschheit bezeichnet und in gar manchen schönen und höchst tugendhaften Büchern über Paris, mit eben so wenig Kenntniß des menschlichen Herzens, als des Bodens, auf dem große Städte stehen, geschildert worden sind, scheinen auf den ersten Anblick wenig geeignet, die Verführung zu üben, die leider ihr schmachvoller Beruf ist; obgleich es an Schönheiten unter ihnen nicht mangelt. Kalt, herzlos, berechnet nnd habsüchtig treten sie dem Fremden entgegen, ohne daß sie sich nur die geringste Mühe gäben, ihre Gemeinheit verhüllen zu wollen. Aber man braucht nicht Mahadöh, der Herr der Erde, man braucht nur ein fühlender, gerechter und von Heuchelei entfernter Pilger auf dieser staubigen, schmutzigen Erde zu sein, um gar oft

„mit Freuden,
Durch tiefes Verderben ein menschliches Herz“

zu entdecken. Was die Pariser „verlornen, schönen Kinder“ vor denen großer Städte in Deutschland auszeichnet, ist ein gewisses Ehr- und Rechtlichkeits-Gefühl, ein esprit de corps, der freilich sehr viele Inkonsequenzen duldet, weil er ja von Haus' aus schon auf Schmach, Schande und Prostitution wurzelt, der aber doch nicht

minder bisweilen großartig wird und wirkt. Ich habe mich sehr gefreut in Parent Duchatelet's umfassendem Werke, in welchem wahrhaftig nichts gespart ist, des Lasters nackteste Blöße zu zeigen, Andeutungen zu finden, die meine Behauptung bestätigen. Wer jene Geschöpfe, nur den befriedigten Egoismus im Sinne, verächtlich und hart mit Golde ablohnt und ihnen lieblos den Rücken kehrt, der wird und kann kein anderes Bild von ihnen mit in seine Heimath bringen, als das dunkelste, hoffnungsloseste; denn sie setzen der Verachtung, frechen Hohn, der herzlosen flüchtigen Begier, niedrige Begehrlichkeit entgegen. Wer aber aufrichtig genug gegen sich selbst ist, in seinem Innern die tiefliegenden Fäden zu suchen, die Jeden von uns an die unglücklichsten unserer Mitmenschen knüpfen; wer, wie Hamlet, der Meinung ist, das Keiner vor Schlägen sicher sei, wenn ihm nach seinen Verdiensten begegnet werden solle; wer Mensch in dem Sinne ist, auch solchen Menschen menschlich zu begegnen und durch zutrauliche Freundlichkeit ihre Herzen zu öffnen, — der kann erstaunliche Dinge vernehmen, wenn er zu hören versteht; und er kann, wenn er nicht blind sein will, Züge von Edel-

muth sehen, die um so mehr Bewunderung verdienen, je dunkler die Umgebungen sind, welche ihnen zur Folie dienen. Denn eben so wenig fehlt es an Subjekten, bei denen es schwer wird, außer ihrer Gesichtsbildung und Gestalt, anderweitige Spuren menschlichen Ursprungs zu entdecken.

Wahrlich, mehr von dem Wunsche, einen so merkwürdigen Theil der weiblichen Bevölkerung mit psychologischer Aufmerksamkeit zu beobachten, als von frivolen Regungen angetrieben, hab' ich während der ersten Monate meiner Pariser Existenz vielseitige Bekanntschaften dieser Gattung gemacht und häufig stundenlange Gespräche geführt, die keinen andern Zweck hatten, als mich zu unterrichten. Mit Erstaunen vernahm ich dann oft, wie lebhaft auch diese Geschöpfe von politischen Interessen uud Fragen berührt und ergriffen waren; wie entschieden sie Partei nahmen; wie richtig und klar ihre Ansichten hervortraten. Jene scharfen Epigramme*) in kleiner Liederform, die gegen den Mont-rouge und das Ministerium Peyronnet-Villèle rc. gerichtet, zum Sturze der-

*) Eines fällt mir eben wieder ein. Es galt einem der Minister, der früher Militair gewesen, (ich glaube, es war

selben so vorbereitend wirkten waren im Kopfe und Munde dieser Mädchen und wurden, gesprochen oder gesungen, in jede Unterhaltung verwebt. Auch sie, die Ausgestoßenen, Versunkenen, Gebrandmarkten, betrachteten sich als Glieder einer Nation, als Theilnehmerinnen an dem Geschick ihres Landes; auch sie fragten nach etwas Anderem, als nach dem täglichen Erwerb; auch in ihnen dämmerte die Morgenröthe höherer Ideen. Bis in's Ausland waren ihre Antipathieen gerichtet. So lang' ich mich begnügte ein Deutscher zu sein, ließen sie mich passiren und meinten: les Autrichiens sont assez bons enfants. Gab ich mich aber als Preußen zu erkennen, so bestritten sie mir lebhaft, daß ich ein Deutscher sei und eine große, schwarzäugige Brünette — (mir ist immer, als müsse s i e zu Sue's „Louve" gesessen haben,) — sagte einmal ihrer Gefährtin: Prussien, vois-tu Lolo ce'st si comme tu dirais:

P.) und nun in dem Rufe stand, seine Schwester mit nichts weniger als brüderlichen Blicken anzuschauen:

»Grenadier, que l'inceste enflamme,
On diroit, à voir ton ardeur,
Que l'inprimérie est ta femme
Et la censure ta soeur.«

cosaque. — Ein Verhältniß ernsterer Art, setzte meinen psychologischen Studien unerwartet ein Ziel.

Ich war mit einem Bekannten, einem Deutschen, in irgend eine grillirte Loge des Theaters Porte St. Martin gerathen und wir fanden in derselben zwei junge Frauenzimmer, in denen wir, nach eiligst angeknüpftem Gespräch, mehr Bildung und einen gesellig-feineren Ton entdeckten, als den Umständen nach, von zwei ohne männliche Begleitung jenes Schauspiel besuchenden Damen zu erwarten gewesen wäre. Mein Begleiter, durch längeren Aufenthalt in Paris schon sicherer in der Kunst, aus Nichts eine lebhafte Unterhaltung zu spinnen, verbiß sich mit der älteren von Beiden, indem ich bei der jüngeren den galanten Weltmann darzustellen suchte. Ich kam denn auch bald in's Klare. Meine Schöne war nicht's mehr und nichts weniger, als eine jener Unzähligen, die man in Paris „petites femmes" nennt; die gewöhnlich dem einmal geschlossenen Verhältniß treu bleiben und vorwurfsfrei dahin leben, so lange derjenige mit dem sie leben, im Stande ist, ihre Bedürfniße zu befriedigen, oder bis er ihrer überdrüssig geworden, sie sitzen läßt; die dann, als junge Wittwe, sich

nach einem anderweitigen Bündniß umthun; und leichtsinnig, ohne Fürsorge auf spätere Jahre, nur des Augenblickes denken, dem gar bald ein langes, kummervolles Alter nachhinkt. Emilie gestand mir ohne Ziererei, daß sie die „entretenue“ des alten reichen Juden G. eines Deutschen, gewesen, seit einigen Tagen, weil sie sich in voller Freundschaft von ihm getrennt habe, frei sei und nun eine neue liaison suche. Ich blieb hinter ihrer Aufrichtigkeit nicht zurück. Ich erklärte mit heroischer Wahrheitsliebe, daß ich, ein deutscher Theaterschriftsteller, — und dabei gab ich mir Mühe, ihr dieses Wort in seiner furchtbarsten Bedeutung zu erklären, — nach Paris gekommen sei, um mein Handwerk zu grüßen und gleich wandernden Gesellen die Arbeit der fremden Hauptstadt zu studiren; daß ich an Allem Ueberfluß hätte, außer an Geld; und daß ich zu arm wäre, mir eine Katze zu halten, geschweige denn eine „kleine Frau;“ — und noch dazu eine, die so groß, mächtig, wohlgenährt und kostbar aufträte, wie sie. Sie nun wiederum verhehlte nicht zu bekennen, nachdem sie sich erst über meine confessions recht herzlich ausgelacht, daß ihr eine ähnliche Offenherzigkeit noch niemals vorgekommen

sei; daß sie im Gegentheil von ihren Freundinnen, — denn sie selbst besitze im Ganzen sehr wenig Erfahrung, — gehört habe, die Männer im Allgemeinen, die Ausländer aber besonders, gingen stets darauf aus, durch erlogenen Reichthum zu blenden und zu täuschen; daß meine Geständnisse sie freilich nicht geneigt machen könnten, mit mir zu entriren, weil ihre Ansprüche nicht unbedeutend wären; daß sie jedoch „pour la rareté du fait," sich gern noch öfter mit mir unterhalten möge und mich — so lange sie noch frei und berechtigt sei, Besuche anzunehmen, — gern bei sich sehen würde; zu welchem Zweck sie mir auch sogleich ihre Adresse, mit schöner, determinirter Handschrift, in meine Schreibtafel zeichnete. Meine Besuche, die allerdings rascher auf einander folgten, als mit oben ausgesprochenen Bekenntnissen verträglich schien, wurden freundlich und zuvorkommend aufgenommen; doch ging Emiliens Betragen niemals über die Schranken einer ausstudirten Zurückhaltung, die mir bald lästig wurde, weil sie nur die Folge kalter Berechnung sein konnte. Ich entschloß mich daher bei Zeiten ein Ende zu machen und empfahl mich einmal, wie wir eben im besten Zuge waren

lebhaft und lustig zu plaudern, mit der ein wenig zu lebhaft ausgesprochenen Aeußerung, daß ich nun müde sei, ihr wie einer Prinzessin den Hof zu machen, daß ich sie nicht mehr wiedersehen wollte — und daß ich ihr gute Geschäfte wünsche. Erbleichend vor Zorn hielt sie mich zurück. Sie sind nicht honett, sagte sie. Worauf gründen Sie das Recht, mir Vorwürfe zu machen, da Sie doch meine Verhältnisse durch mich selbst kennen und da ich vom ersten Tage unserer Bekanntschaft offen und wahr gegen Sie gewesen bin? Was verlangen Sie von mir?

Nichts, erwiederte ich, und griff abermals nach der Thür.

Und wenn ich nun, fuhr sie, mich festhaltend, nach kurzer Zögerung fort, wenn ich nun geneigt wäre, die Ihrige zu werden, würden Sie geneigt sein, die Bedingung zu erfüllen, die ich an unsere Vereinigung knüpfe?

Ich habe schon die Ehre gehabt, Sie zu versichern, Demoiselle, daß ich kein Bankier bin, sondern ein deutscher Versmacher!

Deutsches Ungeheuer, rief sie, wer spricht davon? Wer denkt an Geld? Meine Bedingung ist, daß Sie mir zuschwören, so lange Sie in Paris

bleiben, kein anderes Frauenzimmer anzusehen, als mich allein.

Dabei könnt' ich nur gewinnen, sprach ich, indem ich sie anblickte, aus voller Ueberzeugung. Aber ein bindendes Versprechen von meiner Seite, würde ein eben so bindendes von der Ihrigen nothwendig machen; und wie könnt' ich toll genug sein, es zu begehren? Wie könnten Sie es geben? Wie vermöchten Sie, es zu halten? Sie wollen leben! Sie wollen im Ueberflusse, den Sie durch Jugend und Schönheit berechtigt scheinen zu fordern, Ihre Tage genießen! Ich könnte Ihnen nur Mangel und Entbehrung bieten.

Und wenn ich diese, mit Ihnen, dem Ueberflusse mit einem Andern vorziehe? Haben Sie danach zu fragen? das ist meine Angelegenheit! Geben Sie ihr Wort! An dem meinigen soll es nicht fehlen! — — — Ich gab mein Wort; ich hab' es gehalten! Wie Emilie das ihrige hielt, will ich nicht umständlich erzählen. Entsagende Aufopferung, rührende Anhänglichkeit, unerschütterliche Treue, waren die frohen Begleiter ihrer Neigung. Wenn je zuweilen ein kleiner Zwist aufkam, so entstand er immer nur

aus ihrer trotzigen Weigerung, anzunehmen, was ich ihr zur Führung der bescheidenen Hauswirthschaft aufzudringen für Pflicht hielt; sie verkaufte lieber ihre Schmucksachen, ihre Kleider, ja sogar ihre nur irgend entbehrlichen Meubles, ehe sie von mir etwas annehmen wollte. Sie hatte keinen Wunsch, als den, mir zu gefallen. Ihr Dasein war getheilt, zwischen häuslicher Arbeit und Liebe. Eine gehorsame Magd, eine heit're Gesellschafterin, eine anmuthige Lehrerin, (denn sie kannte ihre Sprache, war in der Literatur nicht fremd und machte mich mit Vielem bekannt,) eine aufmerksame Schülerin, – so wurde sie, was ich eben verlangte, daß sie sein sollte. Ich habe sie niemals auf einer Lüge, niemals auf der kleinsten Unwahrheit ertappt. Ich bin egoistisch genug gewesen, sie auf bedenkliche Proben zu stellen: Anwesende Fremde, mitunter reiche und vornehme, mußten ihr, verabredeter Maßen, auf allen nur denkbaren Wegen glänzende Anträge zukommen lassen; mit Abscheu wies sie jeden zurück und während sie manchmal nicht so viel kleine Münze besaß, um eine Suppe zu kochen, warf sie in edlem Zorne, die Unterhänderinnen, die ihr Gold boten, zur Thür hinaus;

denn ihre Kraft war gewaltig und dieses körperliche Uebergewicht, war das Einzige Unweibliche an ihr. Freilich wollte sie geliebt sein; — aber niemals hat sie mich mit Liebe gequält; niemals mir Vorwürfe gemacht, wenn ich in gesellige Zerstreungen vertieft, sie vernachlässigte. Schön, blühend, frisch und leidenschaftlich, blieb sie doch immer bescheiden, weiblich, dezent.

Die Trennung von ihr war eine harte Nothwendigkeit. Gern wäre sie mir nach Deutschland gefolgt und besiegt von ihrer Güte, hätt' ich mich wohl entschlossen, sie mit mir zu nehmen, unbekümmert um die Folgen. Aber sie selbst resignirte. Es ist genug, sagte sie, daß ich so lange das Glück genossen, meinem Herzen zu folgen; ich will dem, den ich liebte, nicht eine Last werden, die ihm sein Leben verdirbt.

Mit Freuden hab' ich später vernommen, daß es ihr wohl gegangen. Sie hat sich, als geschickte und thätige Arbeiterin in einem Mode-Magazin, dem sie jetzt vorsteht, bis zur Führerin desselben emporgeschwungen und mancher Gruß ist mir schriftlich und durch mündliche Bestellung von ihr zugekommen.

Der Frühling erwachte, als ich Paris verlassen und er begleitete mich, erwachend wo ich hinkam. Ich reisete allein. Der Graf blieb noch in Frankreich zurück. Mich zog es nach Deutschland. Mit den grünen Knospen und Keimen kam die Sehnsucht des Heimweh's über mich. Nachdem ich einmal Emiliens Thränen und die Pariser Theater hinter mir hatte, konnt' ich es gar nicht erwarten, mich wieder unter Deutschen zu fühlen. Ich flog durch Brüssel, Lüttich nnd Aachen; erst in Düsseldorf macht' ich Halt; und dies auch nur weil ich mich glücklicherweise noch zu rechter Zeit besann, daß Schadow und Immermann dort lebten. Schadow war, wie er noch in Berlin weilte, unser lieber Genosse in der literarischen Gesellschaft gewesen. Zu Immermann, der unterdessen ein berühmter Dichter geworden, zog mich die dankbare Erinnerung an Dresden und seine mir dort bewiesene Theilnahme. Beide nahmen mich liebevoll auf. Immermann las mir sogleich seinen eben vollendeten „Andreas Hofer" vor. Waren es doch die ersten Töne eines deutschen Dichters, die ich wieder vernahm und sie drangen mir unwiderstehlich zum Herzen. Auch ist mir, aus jenen schönen Frühlingstagen, eine

unvergängliche Vorliebe für das oft angefochteue „Trauerspiel in Tyrol" geblieben. Doch weiß ich wohl, daß ich schon damals, trotz meines Entzückens, mit dem, gegen freimüthige Einwürfe eben nicht sehr sanft-gestimmten Verfasser, in heftigeu Disput gerieth. Es betraf jene Stellen, wo Hofer, der Kommandantenschaft entsagend, sein Schwert in eine Felsspalte versenkt, sich dann zum Schlummer legt, im Traume einen Engel sieht, der ihm das versunkene Schwert wirklich wiederbringt, und wenn er erwacht, dies sichtbare Zeichen eines Wunders wirklich wieder in Händen hält.

Gegen diesen Wundermechanismus lehnt' ich mich entschieden auf. Immermann nahm das sehr übel, setzte mein poetisches Gefühl in Zweifel und sagte mir auf den Kopf zu, ich hätte das deutsche, fromme Gemüth in Paris eingebüßt. Er wurde förmlich wüthend. — Und derselbe Mann macht sich doch in seinem „Münchhausen" (Theil 1. pag. 104, zweite Ausgabe) mit folgenden Worten lustig über Görres,

„der in seinem überaus glaubwürdigen Buche, in seiner „christlichen Mystik erzählt, die heil. Catharina habe ein-„mal, wegen heil. Indisposition nicht kommunizieren kön-„nen, und deshalb während der Altarhandlung in einer

„entfernten Ecke der Kirche gekniet; das habe aber gar „nichts zu sagen gehabt, denn die Hostie sei über die ganze „Kirche weg, ihr in den Mund geflogen.

An derselben Stelle heißt es, passend genug, weiter:

„Nun sage ich immer, was dem Einen recht ist, muß dem „Andern billig sein!"

Ganz richtig, liebster Immermann. Was dir recht war, hättest du dem Görres billig sein lassen müssen. Will ich doch, wenn einmal von derlei Taschenspieler-Kunststücken die Rede ist, immer noch lieber glauben, daß die Hostie durch die Kirche saus't, als daß ein geflügelter Engel in den Tyroler Bergspalten herumkraxelt und Hofer'n sein Schwert bringt.

Immermann aber meinte, die poetische Wahrheit sei eine andere, als die wirkliche. Und daß dies so Viele geglaubt haben, hat unserer Bühne gewaltigen Schaden zugefügt. Wenn Macbeth Hexen sieht, die ihm eine durch Mord zu erringende Scheingröße vorspiegeln; wenn die Jungfrau von Orleans sich mit der Himmelskönigin unterhält; wenn Hamlet von seines Vaters Stimme zur Rache aufgerufen wird, so ist dies wahr; innerlich, menschlich, wirklich wahr; und weil es dieses ist, wird es auch poetisch wahr.

Wenn aber der dienstfertige Engel dem Sandwirth von Passeyer seine alte Klinge, die jener im Unmuth weggeworfen, wieder präsentirt, so ist das modern gefrömmelt, ist gemacht und könnte nur komisch wirken.

Immermann hat übrigens in einer Variante meine Gegeneinwendungen berücksichtigt; doch ist leider dadurch die Aufführung des Werkes auf den größeren deutschen Theatern auch nicht befördert worden. — Eigentlich unerklärlich! — Wär' ich Kaiser Franz gewesen, „Andreas Hofer" von Immermann hätte mir müssen über mein Burgtheater schreiten .... na, wer weiß auch?

Zum Lohne für sein deutsches, gläubiges Trauerspiel, las ich dem wackern Immermann und den übrigen Düsseldorfer Freunden, eine Nachahmung der Scribe'schen „chatte metamorphosée" vor; die einzige sichtbare, doch saure Frucht meines langen Pariser Aufenthaltes. (Diese Liederposse, die ich mit heimischen Melodieen durchwebt, eigentlich in der Meinung zurechtgemacht hatte, Demoiselle Sontag solle die Rolle des Kätzleins übernehmen, — ein Begehren, dem sie sich natürlich weigerte, — wurde dann in Berlin und einigen anderen Orten mit mäßigem Beifall gespielt, fand

aber ein Jahr nachher in Frankfurt a. M. ein frühes Grab bei Pfeifenklang und Trommelschall.)

Von Düsseldorf begleitete mich Immermann nach Cöln, wo wir am ersten Osterfeiertage ein Episkopal-Hochamt im alten Dom erlebten und uns dann, nach einigen in Zuneigung und Heiterkeit vergangenen Tagen wieder trennten: er um nach Düsseldorf wieder zurück-, ich um nach Frankfurt a. M. zu gehen, vielmehr zu schleichen; weil ich mich unwohl fühlte und ernstlich krank zu werden fürchtete. Dank sei es dem Frühling und meiner zähen Natur, die Befürchtung wich, nach kurzer Rast und Pflege, wiederkehrendem Wohlbefinden und ich konnte Frankfurt binnen einer Woche verlassen. Der ermüdenden Nachtreisen überdrüssig, sucht' ich Platz in einem Hauderer, der sich nach Leipzig begab und fand ihn mit angenehmer Gesellschaft, die aus noch drei Herren bestand, von denen der Eine Maler Oppenheim aus Frankfurt war. Dieser hatte im Sinne, einige von ihm gemalte Bilder, die denn auch in ungeheuren Kisten auf dem Verdeck unseres Wagens schwankten, zur Weimarischen Kunstausstellung zu bringen. Unsere Fahrt war so heiter, daß wir bei gegenseitigen Scherzen die unerlaubt lange

Dauer derselben vergaßen, oder willig ertrugen. Wir langten in Weimar im „Elephanten" an, eben als es Zeit war, Mittag zu essen. Hier sollte sich die lustige Gesellschaft trennen. Denn unsere zwei Begleiter und ich hatten bis Leipzig akkordirt. Herr O. ließ seine Kunstsachen abladen; der seufzende Wagen schien freier zu athmen. Es war uns allen nicht recht, das Oppenheim uns verlassen sollte. Wir hatten so viel miteinander geschwatzt und gelacht! — Während ich nun noch zum Abschiede mit ihm unter der Hausthür plauderte, flog ein junger todter Hund aus der Luft herab, uns vor die Füße. Das hing aber so zusammen:

Schon bei'm Aufbruch von Frankfurt hatte ein zweiter Landkutscher, ein Schweitzer sich uns angeschlossen; er schien mit unserm Hauderer durch lange gemeinsame Hin- und Herfahrten eng verbrüdert. Auch paßte seines Wagens Inhalt vollkommen zu uns, ergänzte gewissermaßen unsere Gemeinschaft; denn wie hier vier junge Männer saßen, so dort vier junge Damen, französische Schweizerinnen, die als Gouvernanten nach Sachsen verschrieben waren, und nun von dem soliden Fuhrherrn, dem man sie als leicht zu beschädi-

gende Frachtgüter anvertraut, sorglichst transportiret wurden, als ob auf jede von ihnen ein Glas gemalt wäre. Die Freundschaft unserer Kutscher schien uns ein nachahmenswerthes Vorbild. Wir wollten hinter ihnen nicht zurückbleiben und benützten schon die erste Begegnung bei'm ersten Mittagsmale, zu zierlichster Annäherung. Nun war es freilich ein Elend. Die Damen verstanden kein Deutsch und von uns radbrechten nur Zwei ihr bischen Französisch. Es ging aber doch; wir waren galant, so gut es gehen wollte; jeder natürlich auf seine Weise.

Der schweizerische Landkutscher besaß einen Hund, wie Kutscher ihn so zu haben pflegen, als Busenfreund, Wächter, Bajazzo, — von Allem etwas, — kurz es war ein recht hübscher häßlicher Hund; so häßlich, wie man's nur von einem Kutscherspitz verlangen kann. Wir nannten ihn alle den französischen Hund. Der Hund jedoch muß durchaus eine Hündin gewesen sein, denn am dritten Reisetage vernahm ich auf dem Verdeck des Schweizerwagens ein höchst bedenliches Winseln und Wehklagen; — der Hund war nicht mehr allein; in dem Korbe, welcher ihm zu seinem Wohnsitz angewiesen, befanden sich fünf jüngere

Hunde; höchst wahrscheinlich seine Kinder. Wunderlicher Ballast! Auch wurde viel davon ausgeworfen; die Thiere starben hin, wie Fliegen und Leichenführer wollte der Schweizer nicht sein. Er fürchtete, das könne zum Pasquill auf unser langsames Fahren werden. — Der Letztverblichene war eben der, welcher in Weimar zu unseren Füßen fiel. Ich betrachtete selbigen nachdenklich.

Da sagte der muntere Maler zu mir: der verstorbene Hund beschämt Sie; er bleibt hier, und Sie reisen, — kaum daß Sie werden gesättigt sein, — ruhig davon, als ob wir in Krähwinkel wären, statt in Weimar!

Mein Bester, erwiederte ich, was soll ich denn in Weimar? Ich kenne ja hier keine lebende Seele. Was könnte mich hier festhal...... und in diesem Augenblicke versagte mir die Sprache; ein Gedanke durchzuckte mich so mächtig, daß ich mich, wie von einem elektrischen Schlage getroffen fühlte. — Weimar! — Er!!

Ohne Empfehlung, ohne Anhaltspunkt, ein ihm kaum bekannter Name, darfst du es wagen? .... ich hütete mich wohl, meine Gedanken laut zu denken; ich brummte sie in mich hinein, ließ mir vom Wirthe Papier geben, schrieb, — ich

weiß nicht was? — an des Herrn Geheimeraths von Göthe Excellenz, bat als Durchreisender um eine Anschauungs-Audienz, gab dieses Brieflein dem Lohnbedienten, ... und wir gingen zu Tische. Die Schweizerinnen weinten in ihre Suppe, wegen ihrer bald bevorstehenden Trennung; wir scherzten und lachten dazwischen; mir aber war nicht lächerlich um's Herz, denn ich erwartete mit klopfender Brust die Wiederkehr des Lohnbedienten. Je länger dieser ausblieb, desto höher stieg meine Spannung und die Reisegefährten staunten mich, den ungewöhnlich Schweigsamen, fragend an.

Zapfe kam; ich blickte nach seinen Händen, die, ach! keinen Brief für mich hielten. Er aber legte sich sanft-lächelnd an meinen Stuhl und sagte leise, doch den Umsitzenden vernehmbar: der Herr Geheimerath erwarten Sie morgen, nach 11 Uhr.

Morgen! Und bereits hörten wir im Hausflur den schallenden Hufschlag der Pferde, die zur Weiterreise hinausgeführt wurden.

Nun blieb keine Wahl. Ich bezahlte den Kutscher, lies mein Gepäck abladen, nahm ein Zimmer und — es war gescheh'n!

Bis dahin hatt' ich nicht daran gedacht, daß

ich es wagen dürfe und werde, mich zu Göthe zu drängen. Ein Zufall hatte mich jene meldende Anfrage schreiben lassen. Nun saß ich fest und befand mich in der tödtlichsten Angst.

Wie gern wär' ich dem Wagen gefolgt, als sie abfuhren!? Ich blickte ihnen mit Sehnsucht nach. Und während Herr Oppenheim seine Angelegenheiten zu besorgen, Empfehlungsbriefe abzutragen anfing, saß ich nachdenklich und niedergeschlagen in der finstern Wirthsstube des Gasthauses zum „Elephanten"; der alte Besitzer, Herr Schwanitz mit mir.

Wer kannte ihn nicht? Wer kannte sie nicht, die räucherige, durch einen hölzernen Pfahl in ihrer Mitte zur ländlichen Schenke gestempelte Stube?? An mir gingen, im wachen Traume, die Bilder Derjenigen vorüber, die seit einer langen Reihe von Jahren hier eingekehrt, Alle in der Absicht, Alle in der Hoffnung: ihn zu sehen, den Einzigen, Gewaltigen, diesen Herrscher im Reiche der Geister. Es ist ungeheuer, sich in die Macht zu denken, die er ausgeübt, länger als ein halbes Jahrhundert hindurch, auf jeden deutschen Geist, auf jedes deutsche Gemüth! Und wie? Warum nur Deutsche? Haben in jenem Gastzimmer

nicht würdige Repräsentanten der verschiedensten kultivirten Nationen gelauscht und geharrt, bis ihnen die Kunde ward, daß sie sich dem Ersehnten nahen dürften?

Der alte Schwanitz müßte ein Maler gewesen sein! Aber ein Seelenmaler! Und dann, die Galerie jener Harrenden... Besorgniß, freudige Erwartung, Uebermuth, Arroganz, selbstzufriedene Eitelkeit, bescheidenes Verzagen, Heuchelei, Liebe, Entzücken . . . das gäb' eine Musterkarte von innerer Zuständen!

So dacht' ich mir nun, was ich morgen sagen wollte? Oder was ich erwiedern sollte? Oder wie ich beginnen müßte, wenn er schwiege? und so wär' ich vor lauter Gedanken ein Narr geworden, hätte sich nicht die Thür geöffnet, um Prof. Wolff, (jetzt in Jena) einzulassen, den ich aus Hamburg kannte, den ich aber nicht in Weimar vermuthete. Er wußte mir Mancherlei zu erzählen und weih'te mich gewissermaßen in den Zauberkreis ein, den ich morgen betreten sollte. Und ich war mit Vielem, was er mir erzählte, gar nicht zufrieden; noch weniger mit der Art und Weise seines Vortrags. Er sprach, indem er von jenem Hause „auf dem Plan" redete, wie von

einem Hause, in welchem Menschen wohnen; schilderte ihre häuslichen Verhältnisse; den Konflikt ihrer irdischen Naturen mit der Wirklichkeit; ihre Stellung zu Weimar! .... Das war mir nicht recht. Wie ich an jenem Nachmittag gestimmt war, hätte mich nur eine homerische Schilderung großartigen Götterlebens befriedigen können.

Nun gingen wir in den Park. Mir kam es vor, als hätt' ich in prophetischem Traume, oder in meiner Kinderzeit diese schönen Anlagen schon einmal durchwandert; — so oft hatt' ich davon sprechen, so viele Scenen, die auf jenen Plätzen durchgespielt wurden, lebhaft beschreiben hören!

Als wir an den Stein gelangten, dem die bekannte Inschrift:

„Die ihr die Felsen bewohnt, und Bäume, einsame Nymphen &c."

eingegraben ist, und die Zeile las:

„Und dem Liebenden gönnt, daß ihm begegne sein Glück."

war es mir doch, als ob eine Mythologie weimarischer Zustände vor mir aufstiege!? Die Verse nahmen sich hier ganz anders aus, als auf dem Papiere.

Ob man die großen Dichter vielleicht erst dann verstehen lernte, wenn man sie nicht mehr aus

Büchern zu lesen brauchte? Wenn man sie — „tönenden Rhapsoden" gleich, — selber hörte? Oder, wenn wie hier, die Felsen ihre Worte trügen? Oder wenn der Wald sie rauschte? . . .

Professor Wolff führte mich zuletzt in einen geschlossenen Garten; eine Art von Erholungs- oder Harmonie-Gesellschaft war dort versammelt. Man trank Bier, man rauchte, man schob Kegel; sogar: acht um den König, und alle neun! Mir wollte gar nicht in den Kopf, daß ich in Weimar sei. Mehreren Herren wurd' ich vorgestellt, unter Andern dem Oberkonsistorial-Direktor Peucer, einem besonderen Gönner französischer Muse. Paris mußte herhalten und gab Stoff zu Gesprächen.

In einer von uns entfernten Gruppe bemerkt' ich einen eleganten Mann, in feiner Kleidung, mit vornehmen Manieren, dessen Gesicht, besonders Augen, Stirn und Nase mir bekannt schien. Es störte mich, fortwährend nachsinnen zu müssen, wo ich ihn schon gesehen haben könnte? und als ich endlich nach seinem Namen fragte, hört' ich ihn: Herrn Kammerrath August von Göthe nennen. Eh' ich's noch verhindern konnte, bemächtigten sich mehrere Personen der meinigen, um mich zu ihm hin zu führen. Er empfing mich gemessen und

kalt. Ein eigentliches Gespräch war nicht anzuspinnen. Jeder Andeutung auf seinen Namen, und auf Alles, was daran sich knüpfen könnte, wich er entschieden, fast unhöflich aus. Vielmehr stimmt' er einen burschikosen Ton an, erzählte unanständige Berliner Witze, zwang mich gewissermaßen darin fortzufahren und affichirte eine Rohheit, die mir mißfiel und mich abstieß. Von jenem Abende an sucht' ich ihm fern zu bleiben, ließ seine freundlichen Annäherungen unerwiedert; und erst bei meinem zweiten, längeren Aufenthalte gab es der Zufall, daß wir uns fanden; daß ich in ihm kennen lernte, was mir ihn theuer machte; daß wir vertraute Freunde wurden. Die Beschreibung der nächstfolgenden Jahre meines Lebens, wird mir häufig Veranlassung geben, auf ihn zurück zu kommen und ich werde die Pflicht erfüllen, die ich gegen den Verstorbenen habe, ihm vor den Augen der Welt die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die ihm — freilich zum Theil durch seine eigene Schuld, — nicht werden sollte, als er lebte. Gewiß hat er selbst das Meiste dazu beigetragen, daß alle Leute mit ihm zerfielen; er forderte in krankhaftem Trotze die üble Meinung heraus. Das erfuhr ich ja an

mir selbst, denn durch seine erste Begegnung ward mir mein erster Tag in Weimar total verdorben; ich brachte einen garstigen Abend auf meinem Zimmer zu und jene Erwartungen für den andern Tag waren genugsam herabgestimmt worden, um mich wenigstens ruhig schlafen zu lassen.

Der Morgen brach an, aber er wollte nicht vergehen. Die Langeweile der Ungeduld macht' ihn für mich zu einem Jahre. Während ich nun mit mir selbst kapitulirte, wie ich mich bei Göthe einführen und wie ich am Besten vermeiden könnte, eine gar zu alberne Figur zu machen? erinnerte ich mich plötzlich, daß ich ihm schon früher einige meiner versifizirten Versuche zugesendet, und daß er mir durch unsern Wolff, sein ehemaliges theatralisches Schooskind, einige majestätisch-huldreiche Floskeln über das kleine Versspiel „die Farben" hatte zustellen lassen. Er hatte, von meinen Arbeiten mit Jenem redend, den bezeichnenden Ausdruck gebraucht: dieser Mensch ist so eine Art von Improvisator auf dem Papiere; es scheint ihm sehr leicht zu werden, aber er sollte sich's nicht so leicht machen! — Vielleicht dacht' ich, giebt das den Anknüpfungspunkt für ein Gespräch? —

denn meine Angst, daß er nicht reden werde, (man hatte mir in Weimar zugeflüstert, er gäbe bisweilen, wenn er übler Laune sei, dergleichen stumme Audienzen!) war fürchterlich. Und mit dieser Angst macht' ich mich fünf Minuten vor 11 Uhr in Gottesnamen auf den Weg, — eigentlich in mir selbst noch nicht ganz sicher, ob ich nicht schleunigst umkehren, mich krank melden lassen und mit Extrapost abreisen solle?

Es schlug 11 Uhr, als ich im Empfangszimmer stand und ich blieb, nachdem der Diener mich hineingeschoben, einige Minuten mir selbst überlassen. Die schlechteste Gesellschaft, in der ich bleiben konnte, denn ich fühlte mich von einem Moment zum andern immer dümmer werden. Jede Spur von Begeisterung erlosch; die feierliche Rührung, die ich vorher empfunden bei dem bloßen Gedanken, daß ich den Dichter des Götz, der Iphigenia, des Wilhelm Meister, von Angesicht sehen würde, machte bornirter Verlegenheit Raum; mir war, als hätt' ich Geschäfte bei einem wirklichen Geheimen-Ober-Regierungsrathe im Departement der außerordentlichen Steuern und Abgaben.

„Nun, so ist es mir denn lieb, daß ich Sie „auch einmal zu sehen bekomme!" — mit diesen

Worten trat er ein und nahm, nachdem er mich zum Sitzen genöthigt, neben mir Platz.

Verbindliche und möglichst schön-gestellte Redensarten von meiner Seite schienen keinen Eindruck zu machen; wenigstens lockten sie keine Erwiederung hervor. Er führte den, in irgend einem Wohlgeruch gebadeten, Zipfel seines weißen Tuches von Zeit zu Zeit an die Nase und ließ mich sprechen. Drei- oder viermal erneute ich den Angriff; immer prallt' ich, wie von einer steinernen Mauer wieder ab. Je geistreicher ich zu sein mir Mühe gab, desto abgeschmackter mag ich ihm wohl geschienen haben; denn es dämmerte in mir selbst so etwas vom Bewußtsein eigener Gebrechlichkeit auf. Ein guter Geist gab mir die Erinnerung ein, daß ich in Paris den Duval'schen „Tasso" spielen sehen; den macht' ich zu meinem Zauberstabe, — und siehe da, der Fels gab Wasser. „Aus Paris kommen Sie? Und was machen uns're Freunde, die Globisten?" — (Mitarbeiter an dem Journal „le globe.") — Auf diese Frage wußt' ich freilich verzweifelt wenig zu antworten, aber da sie andere Fragen erzeugte, in deren Beantwortung ich besser bestand, so kam doch bald einiges Leben in die einsame Stunde. Ich fühlte

wieder Grund und Boden unter meinen Füßen. Je mehr ich mich gehen ließ, meinem natürlichen Wesen getreu, ohne weitere Ansprüche auf zarten Ausdruck, desto lebendiger wurde der alte Herr. Einigemale that er, als ob er lachen wollte? Und als ich ihm erzählte, daß ein französischer Kritiker, nach Aufführung des Duval'schen Tasso geschrieben hätte: „Mons. Alexandre Duval, en estropiant le Tasse de Schiller", da lachte er wirklich. So wurde denn aus den zehn Minuten, die ich mir als längste Audienzfrist geträumt hatte, eine rasch genug durchplauderte Stunde. Als es zwölf Uhr schlug, erhob er sich und sprach: „wenn der Berg nicht zum Propheten kommt, so muß der Prophet zum Berge kommen" — (oder sprach er umgekehrt? ich weiß es wahrlich nicht!) — „Da ich nicht mehr zu Hofe gehe, so erweisen die höchsten Herrschaften mir die Gnade; — also will es sich ziemen, dieselben zu empfangen! Dabei gab er mir ein Entlassungszeichen, welches ich, da ich nun erst in Zug gekommen war und gern noch weiter geplaudert hätte, wahrscheinlich mit sehr unzufriedener, oder betrübter Miene aufnahm. Als ich schon an der Ausgangsthür stand, rief er, als ob er bemerkt hätte, wie schwer

mir das Scheiden wurde, mich noch einmal zurück und sagte: „Wollen Sie mit uns speisen, so werden Sie um 2 Uhr willkommen sein!“

Wie ein Abiturient, dem der Gymnasial-Direktor zugeflüstert hat, daß er Nummer I. mit Auszeichnung bekommen werde, so vergnügt sprang ich über die Schwelle der Hausthür, den bunten Teppich, welcher bereits den Prinzessinnen zu Ehren dort ausgebreitet lag, kaum berührend; und als ich die mit Isabellen bespannte Hofkarosse um die Ecke biegen sah, grüßte ich so verklärt, triumphirend und Hut schwenkend in den Wagen hinein, daß die darin sitzenden Hoheiten mich zweifelsohne für einen Narren gehalten haben.

Göthe's Schwiegertochter, Ottilie, war unpäßlich; statt ihrer erschien deren Schwester, Fräulein Ulrike von Pogwisch bei Tafel. Außer August von Göthe waren noch ein paar Herren zugegen, — meines Bedünkens der Kanzler von Müller und Prof. Riemer. Der Alte sprach viel und trank nicht wenig. Die Unterhaltung war lebhaft, ungezwungen und ohne Prätension. Das Dessert stand noch nicht auf dem Tische, als ich mich schon vollkommen eingebürgert sah. Ich redete, was mir in den Sinn kam, ohne Be-

denken, ob es in Göthe's Kram tauge, oder nicht. Dies Verfahren beobachtete ich bei späterem Aufenthalte, wo ich häufig, auch in größerer Gesellschaft dort speisete, unerschütterlich und kam damit am besten fort. Denn ob ich mir gleich bisweilen — (wie man sich auszudrücken pflegt:) — das Maul verbrannte, entging ich doch dem Vorwurf der Ziererei, den so Viele in ähnlicher Lage auf sich geladen haben. Gegen Ende der Tafel traten die „Enkel", Walther und Wolf, zwei muntere Knaben ein und gaben, vom Großvater aufgemuntert, allerlei Schwänke zum Besten. Unter andern sangen sie auch einige Lieder aus meinen auf der Bühne gegebenen Stücken. Der Alte sagte dann, indem er ihnen Näschereien reichte: „nun, seht euch einmal diesen Mann an; das ist der, welcher das dumme Zeug gemacht hat!" — Prof. Wolf führte mich zu der allverehrten und dieser Verehrung so würdigen Johanna Schopenhauer. Eine Frau, mit welcher mich späterhin ein dauerndes, bis an ihren Tod festhaltendes Band aufrichtiger und anhänglicher Freundschaft vereinte, die jedoch, als ich zuerst bei ihr erschien, nicht verhehlen konnte, daß ich einen fast unangenehmen Eindruck auf sie machte. Es ging ihr mit mir,

wie es mir mit August Göthe ging. Sie fühlte sich von mir abgestoßen, wie ich von ihm. Und näherer Bekanntschaft erst war es vorbehalten diese Antipathieen in Sympathie zu verwandeln. Mehrmals in meinem Leben hab' ich ähnliche Erfahrungen gemacht und mehrmals hat es sich bestätigt, daß Verbindungen, die, aus allmählig steigender Theilnahme hervorgehend, sich langsam befestigten, dauernder blieben und inniger wurden, als jene, die der Augenblick in heftiger Neigung geschlossen. Sie selbst gestand mir, als wir uns genauer kennen gelernt, mit herzlichem Lachen, daß mein „studentenartiges" Wesen sie zurückgeschreckt, ja, daß sie mich für einen „recht anmaßenden Berliner" gehalten habe. Dennoch verschmähte sie nicht, für den nächsten Abend über mich zu verfügen und machte mich, vor einer großen Gesellschaft, in der „ganz Weimar" auf den Beinen war, lesen. Dieser Abend und auch ein anderer ähnlicher bei'm Geheimerath von Müller hatte günstigen Erfolg. Denn von ihnen ging das Projekt aus, mir für den folgenden Winter ein Abonnement auf eine ganze Reihe ähnlicher Vorträge zu ordnen; und ihm verdanke ich jenen zweiten, längeren Aufenthalt in Weimar, der mir

schöne Tage bot und zu dem der diesmalige, erste, eben nur ein einleitender und vorbereitender Prolog gewesen. Herr Geheimerath von Müller war es zunächst, der im Verein mit Frau Schopenhauer die einmal angeregte Idee festhielt und sie, unter Göthe's zustimmender Beförderung verwirklichte. Davon, wie von meinem Verkehr im Göthe'schen Hause, zu seiner Zeit. Für diesmal wurde die frohe Aussicht, noch öfter in sein Angesicht zu schauen, unerwartet vereitelt. Irgend ein unangenehmer häuslicher Vorfall, eine kleine Familienscene, machte ihn verdrüßlich und er sprach diesen Verdruß, zum höchsten Erstaunen des Hofes und der ganzen Stadt dadurch aus, daß er urplötzlich, vom raschesten Entschlusse getrieben, seine Wohnung mied und das „kleine Gartenhaus am Park" bezog. Mit diesem, seinen Verehrern völlig unerklärlichen Wechsel des gewohnten Aufenthaltes, war denn auch der Wille: allein und ungestört zu bleiben, entschieden ausgesprochen; und ich würde Weimar verlassen haben, ohne ihn noch einmal zu sehen, wenn nicht Eckermann in seiner unerschöpflichen Gutmüthigkeit mir ein Abschiedsstündchen vermittelt hätte. Hab' ich mir's nur eingebildet, oder hatte der unerforschliche Greis im ländlichen Häuschen

andere Formen angenommen, — mir erschien er, als ich mich dort einfand, zugänglicher, wie in den städtischen Räumen; milder, mittheilender. Als ich ihm das Erstaunen schilderte, in welches diese seine Uebersiedelung Weimar versetzt habe, sagt' er mit einem fast wehmüthigen Ausdrucke: „Wir haben hier in diesem Gartenhäuschen tüchtige*) Jahre verlebt; und weil es denn mit uns sich auch dem Abschlusse nähert, so mag sich die Schlange in den Schwanz beißen, damit es ende, wo es begonnen.“ Eine solche Andeutung aus seinem Munde erschien den ferneren Umgebungen, als ich davon erzählte, fast unglaublich; denn er stand in dem Rufe, dergleichen immer und sogar ängstlich zu vermeiden. Ich glaube dieser Behauptung, — was ich mit Beispielen belegen will, — widersprechen zu dürfen; ich habe ihn bisweilen ganz absichtlich auf das Unvermeidliche, auf den Tod, Bezug nehmen hören, so daß ich fast glaube, jene Meinung, er fürchte davon zu reden, sei

*) Ich habe mir, immer wenn ich bei Göthe war, aufgeschrieben, was er gesprochen; und bin deshalb, wenn ich von ihm rede, sicherer über meine Erinnerungen, als über irgend etwas, wovon auf diesen Blättern berichtet wird. — Bei der Schilderung künftiger Besuche in Weimar denk' ich noch manche seiner Aeußerungen mitzutheilen.

mehr aus der Besorgniß Derjenigen hervorgegangen, die ihn durch eine mißfällige Silbe zu verletzen Anstand nahmen; — wie ja auch ein regierender Fürst manchmal entgelten muß, was nicht seine eigene Engherzigkeit, sondern lediglich rücksichtsvolle Peinlichkeit Derer verschuldet, die mit ihm umgehen dürfen.

Eine höchst anmuthige Lebendigkeit wurde jener Woche in Weimar dadurch verliehen, daß der jüngere Ampère, auf seiner deutschen Bildungsreise begriffen, eben dort verweilte, und mich durch geistreiches Gespräch immer wieder in das kaum verlassene Paris versetzte. Mit ihm, Eckermann und August Göthe, zog ich in der Nacht vor der Abreise, noch einmal durch den blühenden Park, den sanftes Mondlicht erhellte. Wir traten unter die Fenster des Gartenhauses. Ampère und ich blickten mit thränenfeuchtem Auge hinauf, und wären am liebsten stehen geblieben, bis die Sonne den Mond abgelöset. An dieser Stelle, um diese Stunde, sagte Ampère, begreif' ich vollkommen die „deutsche Sentimentalität."

Ehe wir Abschied nahmen, händigte uns Dr. Eckermann Jedem ein Exemplar der Jubiläums-

Medaille mit Göthe's Brustbild ein, in seinem Auftrage, und war so gütig, mir auf besonderes Ersuchen noch ein schriftliches Zeugniß beizulegen, daß dies Geschenk wirklich aus Göthe's Händen komme und wirklich mir bestimmt sei; denn ich fürchtete, in Berlin könnte man's neidisch bezweifeln wollen. Eckermann's Benehmen vermag ich gar nicht genug zu preisen. Wie nah' er seinem angebeteten Meister immer stand, in wie innig-geistigem Verkehr mit ihm, er lebte; — doch erschien er dem Fremden nie als ein unselbstständiger, heuchlerischer Vergötterer, der unbedingten Götzendienst einzuführen beabsichtigt. Er freute sich herzlich, mit kindlicher Gemüthlichkeit, an der Verehrung, die man Göthe'n zollte; aber er wurde nie empfindlich, wenn man sich befremdet über mancherlei Wunderlichkeiten äußerte; ertrug jeden Einwurf und zeigte, wo Mißverständnisse eintraten, immer nur das Bestreben: zu schlichten, gut zu machen, zu beruhigen. Seines eigenen poetischen Talentes wohl bewußt, trug er dies Bewußtsein niemals zur Schau; gönnte vielmehr jedem Andern, daß dieser sein Licht, sei es auch nur ein Kreuzerkerzchen, in Weimar leuchten lasse; und nur in Stunden intimster Vertraulichkeit, wo

er sein Innerstes öffnete, sprach er das heilige „anch' io sono" mit stiller Wonne aus. Göthe ließ ihn lange warten, bis etwas für seiner äußern Existenz Begründung geschah. Eckermann hat dies geduldig, ohne Murren getragen; durch regen Fleiß und mühselige Thätigkeit, — (er unterrichtete namentlich junge Engländer) — seine Freiheit siegreich bewahrt und ist vielleicht der Einzige in Göthe's nächster Umgebung geblieben, der in äußersten Fällen, dieser selbstständigen Freiheit zu Ehren männlich trotzen konnte,*) wenn er eben seine Ehre gefährdet glaubte. Wie wohlthätig er auf die oft gestörten häuslichen und Familien-Verhältnisse gewirkt! wie diskret er, der in Alles eingeweiht war, auch dann geblieben, wenn er Ursach hatte sich zu beklagen; wie liebevoll er zwischen Vater und Sohn gewaltet! — dies zu erörtern ziemt mir nicht, wenn schon es anzudeuten ich mir nicht versagen können.

---

*) Während meines zweimonatlichen Aufenthaltes in Weimar, im Winter 28, sah ich ihn nicht ein Einzigesmal im Göthe'schen Hause; weil er, durch irgend etwas verletzt, sich zurückgezogen hatte. — Aber auch in dieser Zeit ging nicht eine Silbe über seine Lippen, die eine Veränderung der unerschütterlichsten Treue und Verehrung für den Meister kund gegeben hätte.

Der Rückblick auf die in Weimar verlebten Tage war im Allgemeinen ein für mich freudiger und erhebender. Nicht nur, daß ich Göthe's Gunst gewonnen und in seinem Hause gern gesehen war, ich hatte mir auch sonst viele neue Bekanntschaften und mit ihnen persönliche Zuneigung, meinem Talente Geltung erworben. Diese mir günstige Meinung sprach sich so deutlich aus, daß der bereits erwähnte Plan: auf längere Zeit wiederzukehren, unverkennbare Zustimmung fand und ich knüpfte daran um so süßere Hoffnungen für die Wiederkehr, weil die milden Frühlingslüfte nicht an mir vorübergezogen waren, ohne im Herzen eine junge Neigung zu erwecken, die wenigstens, — wie der letzte Tag mir verkündet, — nicht gänzlich unerwiedert blieb. So umgaben mich frohe Bilder, die ich mit mir nach Berlin nehmen sollte! — Nur auf einem derselben weilte ein dunkler Schatten; für mich um so dunkler, da es das Bild eines Mannes war, den ich im deutschen Herzen und Gemüth aufrichtig verehrt, seit ich zum ersten Male seinen Namen nennen, seinen Werth schildern hörte. Der Großherzog Karl August, dieser hochherzige Fürst, der

„Die Stadt im kleinen Raume
„Zur Lehrerin der Welt"

gemacht, und dem ich in einer jener geistvollen, anmuthigen Soiréen bei Frau von Heigendorf vorgestellt worden war, hatte mir, seiner huldreichen und von jeder Regung des Hochmuthes freien, biedern Weise entgegen, eine so schroffe, absichtliche Zurückhaltung und Kälte gezeigt, daß ich davor erstarrt — und verstummt war; nm so auffallender, da er dem gleichfalls anwesenden Ampère die sichtbarste Zuvorkommenheit erwies. Ich hätte angenommen, daß ihm mein Vortrag einiger Akte eines Shakespear'schen Schauspiels, wozu ich aufgefordert worden, mißfallen und mich am Ende dabei beruhigt, wäre nicht während des Lesens seine Aufmerksamkeit gespannt nnd seine beifällige Theilnahme ersichtlich geblieben. Ich konnte mich nicht darüber täuschen; seine Abneigung war eine nur persönliche, und wie ich mir auch den Kopf zerbrach, unmöglich vermocht' ich etwas zu ersinnen und ausfindig zn machen, wodurch ich, der Fremde, ihm Unbekannte, so entschieden sein Mißfallen auf mich gezogen?

Das Räthsel sollte sich erst ein Jahr nachher, wo ich wieder in Weimar war, lösen. Ein Freund,

der die Spur der Sache lange mühsam verfolgt, entdeckte mir den Zusammenhang. Das war denn freilich kein tröstlicher. Ich hatte vollkommen richtig gesehen; hatte mit scharfem Ahnungsvermögen herausgefühlt, was alle Anwesenden mir damals abstreiten und wegleugnen wollen: Mir, dem Menschen, nicht dem Künstler, galt die Abneigung des edlen Fürsten.

Ich kann und darf, ohne Personen und Verhältnisse zu berühren, an welche meine Geburt, meine Kindheit, mein Geschick sich knüpfen, und welche ich im Laufe dieser Mittheilungen sorglich verhüllt habe, nichts Näheres über diesen Gegenstand sagen. Auch möchte der Zusammenhang jedem Anderen gleichgültig erscheinen. Doch ist es mir stets wundersam vorgekommen, daß ein, vielleicht ohne Absicht hingeworfenes Wort, eine zufällige Aeußerung, manchmal so tiefe Wurzel fassen und nach Jahren noch bitt're Früchte tragen können.

Ampère, welcher einige Wochen in Berlin zubringen wollte, machte die kleine Reise mit mir zusammen. Wir wurden durch den „Elephanten“ befördert, — d. h. durch sein Fuhrwerk und zo-

gen mäßigen Schrittes dahin, froh plaudernd und uns gegenseitig unterrichtend: der Franzose den Deutschen, der Deutsche den Franzosen. Es fehlte dem Letzteren die Pariser Leichtigkeit, Eleganz und Grazie; dagegen wohnte ihm ein ernsterer Sinn bei und er ging den Gegenständen, die er zu erfassen strebte, gern in's Innere. Hauptsächlich interessirten ihn Dialekte, provinzielle Idiome und er faßte für einen Ausländer überraschend schnell auf. Bei unserer Fahrt nach Berlin hatten wir's zunächst mit Hebel's Alemannischen Gedichten, die ich ihm tant bien que mal expliziren mußte, zu thun. Dabei schrieen wir Beide wie die Zahnbrecher, so daß uns die Leute in den Nachtquartieren für Narren hielten. In „Gräfinhainchen“ erlitt das Studium Hebel's eine gewaltige Störung, indem ein Stubenmädchen von wirklich bezaubernder Schönheit uns empfing; so schön, so reizend, daß sogar mein solider Ampère Unruhe zeigte und, seiner Professor-Manier zuwider, den forschenden Blick häufig über die Blätter des Buches nach ihr richtete.

Das Mädchen beobachtete uns Beiden gegenüber die sittsamste Zurückhaltung; doch las ich in ihren Mienen die lächelnde Frage: warum wir

unserer Zwei wären? Und ihre ausweichenden Antworten, auf hundert an sie gestellte Fragen, drückten immer die Ansicht aus, daß Einer von uns beiden zu viel sei. Dennoch kam und ging sie weit öfter, als zu unserer Bedienung nöthig gewesen wäre und ich unterließ niemals, sie bis an die Treppe zn geleiten. Wenn ich dann, nach kurzem Zwiegespräch vom Vorflur in unser gemeinschaftliches Zimmer zurückkehrte, fand ich den armen Ampère, wie er sich mit verzweifelter Resignation wiederum in das Hebel'sche Idiotikon hineingearbeitet und die Schöne vergessen hatte. So wagt' ich mich denn weiter. Ich öffnete meinen Reisesack und wühlte aus dessen Grunde einige der feinsten ostindischen Basttüchter hervor, die ich in Brüssel gekauft und zu Geschenken bestimmt hatte. Diesem Anblick war die Venus von Gräfinhainchen nicht gewachsen. Sie ließ Teller und Flaschen stehen, die bunten Muster anstaunend zu bewundern. Ampère war so gefällig in seinem Hebel weiter zu lesen und deckte mit lauter Stimme, welche allerdings ein seltsames Alemannisch verkündete, unser leises Geflüster.

Die Neugierige fragte mich, warum ich jene Tücher herausgenommen?

Ich erwiederte: zu meiner Nachttoilette; und band mir eines um den Kopf, schlang das andere um den Hals; flüsterte (denn bei'm Flüstern mußten wir bleiben,) ihr zu, daß es nur von ihr abhinge, mich nächtlich zu berauben, weil ich einen sehr festen Schlaf hätte; und fragte dann meinen alemannischen Gefährten, ob dies nicht wahr sei und ob ich nicht beinahe so fest schliefe, wie er..? Worauf er huldreichst entgegnete, daß ihn aus dem ersten Schlaf Kanonenschüsse kaum erwecken würden! Während er dies in seinem besten Deutsch bekräftigte, gab ich meinem so eben bereiteten Lager noch einige Nachhülfen, vertauschte das Federbett mit einer leichten Decke, die ich bei mir führte, — und wir wünschten uns gegenseitig die beste Nacht. — — — Ampère erinnerte mich am nächsten Morgen an meine Tücher und ich versicherte ihn, dankend, sie wären schon eingepackt. Er aber behauptete stets, auf seiner ganzen Deutschen Reise nirgend so geschlafen zu haben, als in Gräfinhainchen.

Da wär' ich nun wieder in meinem lieben Berlin. Reich an neuen Aussichten, Absichten, Plänen, Erwartungen und alle Taschen voll von Entwürfen, poetischen Arbeiten, literarischen Anregungen. Ein wahrer Durst nach Thätigkeit erfüllte mich; ich brannte vor Begier, mich hervorzuthun! Und ich wähnte mich mit genügenden Kräften dazu ausgerüstet.

War ich auch noch jünger an Besonnenheit und männlicher Haltung, als ich meinen Jahren nach hätte sein müssen, so war ich doch minder knabenhaft und kindisch, als ich gewesen, wie ich Berlin vor einem Jahre verließ. Ein freierer Blick in die weite Welt hatte günstig auf mich gewirkt. Ich kam reifer zurück.

Nun eigentlich begann mein Leben — Herr Gott! Wie leichtsinnig schreib' ich diese Zeilen wieder!? Ich stehe am Schlusse des vierten Bandes; auf vier Bände waren die ganzen vierzig Jahre berechnet; auf vier Bände wurden die Leser bei'm Beginn des Buches eingeladen; und jetzt, wo ich den vierten Band beenden will, erklär' ich unumwunden, daß mein Leben eigentlich erst beginne!

Was soll daraus werden?

O zürnt mir nicht, theure Gönner! Was anders soll daraus werden, als noch ein fünfter Band — — noch ein fünfter Band sag' ich; vor dem sechsten mag uns der Himmel schützen.

Ja! Es ist ausgesprochen; mein Bekenntniß abgelegt. Der Verleger zuckt die Achsel; aber was will er thun? Auch er sieht ein, daß mein Leben, welches er selbst in seiner Ankündigung ein bewegtes nannte, sich jetzt erst recht bewegen und entfalten soll. Er mußte ihm Raum gönnen, wollt er's nicht ganz ersticken.

So scheide noch nicht von mir, lieber Leser, wenn du diesen vierten Band aus der Hand leg'st. Wirf mich noch nicht ganz bei Seite, in die Rumpelkammer der Vergessenheit. Noch einmal werd' ich es wagen, vor Dein Angesicht zu treten, um Deine Theilnahme zu bitten. Ich werde Dir erzählen von den günstigen und ungünstigen Erfolgen meiner Theaterstücke; von den neu erwachenden Träumen junger Liebe; von Ehe- und Wehestand; von Freunden und Feinden; von den Stürmen, die mich an den Rhein, die mich nach Berlin zurücktrieben; von den Kämpfen und Zweifeln, mit denen ich wieder die Bretter bestieg; von meinen Irrfahrten durch Deutschland; meinem Glück

und Unglück in Wien; meiner Pilgerschaft nach Rußland; meinen Wonnen und Schmerzen. Von Grab und Tod, Leben und Streben, von frischen Blumen und grauen Haaren; von Unglück und Verlust; von Thorheit und eigener Schuld; von Wehmuth, Groll und Entsagung. — Scheide noch nicht von mir, lieber Leser!

Ende des vierten Bandes.

Gedruckt bei C. Feister.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Berichtigungen.

Schon seitdem der Druck der zweiten Hälfte des zweiten Bandes begonnen, bin ich von Berlin abwesend und obgleich ein gütiger und umsichtiger Freund die Korrektur besorgt, so sind doch, durch meine tadelnswerthe Handschrift veranlaßt, Fehler stehen geblieben, von denen einige zu bemerken ich nicht unterlassen kann; — den dritten und vierten Band betreffend, freilich nur in so weit, als die mir in der Entfernung vom Druckort nicht vollständig zugekommenen Aushängebogen gestatten. Ich werde dazu hauptsächlich veranlaßt durch die Entdeckung, daß mich die Unleserlichkeit meiner Schrift auf der **91** ten Seite des dritten Bandes zu „einem weiseren Manne" stempeln will, welcher Komparativ voraussetzen würde, daß ich früher schon ein „Weiser" gewesen sei; und das kann ich nicht auf mir sitzen lassen. Deshalb wolle man gütigst verbessern:

Zweiter Band

pag. 23 Zeile 4 statt: Schweigend in d. Abenddämmerung rc. lies: Abend wird's, des Tages Stimmen schweigen.
— 218 — 2 (von unten) statt: das — lies: daß.
— 349 — 5 (von unten) statt: im Herzen — lies: im Hergeh'n.
— 351 — 2 (von unten) statt: tod zu stechen — lies: tod stechen zu lassen.

Dritter Band

pag. 6 Zeile 1 sind die Worte: „ist in meinen Händen" ganz zu streichen.
— 11 — 5 (von unten) statt: Hauptpoeten — lies: Hauspoeten.
— 43 — 13 (und überall, wo dieser Name vorkommt) statt: Nape — lies: Nave.
— 45 — 1 (v. u.) statt: sieh' an — lies: sieh' ock!
— 57 — 7 statt: Entzünden — lies: Entzücken.
— 77 — 15 statt: auch — lies: mich.
— 91 — 14 statt: weiserer — lies: reiferer.

(Von pag. 121 bis 192 fehlen mir die Aushängebogen.)

Bayerische Staatsbibliothek München

pag. 195 Zeile 9 statt: Weinbeerle — lies: Weinbeerl'n.
— 264 — 1 (von unten) statt: er — lies: es.
— 272 — 10 statt: anbinden — lies: anbiedern.
— 274 — 10 statt: je — lies: ja.

Im dritten Bande ist noch zu bemerken, nicht als Druck-, sondern als Gedächtniß-Fehler des Verfassers, daß die auf den Seiten 284, 85, 86 geschilderte Vorlesung des Othello bei Tieck und die Unterhaltung zwischen ihm und Hegel, nicht im Herbste des Jahres 1820, sondern zwei Jahre später Statt fand.

Vierter Band

pag. 4 Seite 12 statt: Vorstellung — lies: Verstellung.
— 12 — 1 (von unten) statt: wo ich gemieden — lies: wo ich ihn gemieden.
— 33 — 7 statt: seul — lies: seule.
— 218 — 3 statt: Operetto — lies Operette.
— 223 — 8 statt Zeug — lies: Herz!

So weit hab' ich die Aushängebogen empfangen.

Der Verfasser.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Holtei, Karl <<von>>,

Vierzig Jahre

Bd.: 4

Berlin (1844)

Biogr. 535 e-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10063877-9